

Das utopische Politikmagazin

#05 • Frühjahr 2018 • 11,90€

KATER



DEMOS



SCHWERPUNKT

DAS FREMDE

Was uns trennt und was uns eint • Ulrike Guérot über Nationalismen und Europa
Warum konservative Politik Quatsch ist • Trans: Wann ist ein Mann ein Mann?
My One Big Fat Family: Das größte Familientreffen der Welt



WAS UNS TRENNT UND WAS UNS EINT

Die »Ossis« sind den »Wessis« nach der Bundestagswahl scheinbar fremder als je zuvor (S. 116). Der Professorin für Europapolitik Ulrike Guérot sind die Nationalismen in Europa völlig fremd (S. 6). Und unsere Redakteurin Elisa Bilko fremdelt sehr mit der Tatsache, dass die AfD mit Ressentiments gegen Fremde hetzt und sprach mit einem ihrer Wähler (S. 50). Marian war als Frau fremd im eigenen Körper, bevor er sich dazu entschied, Marian zu werden (S. 38). Die Gründe, sich fremd zu fühlen, sind so vielfältig wie wir selbst. Manchmal verbindet sich damit ein Gefühl des Unbehagens, manchmal Beklemmung, manchmal Hass und manchmal Ohnmacht – und manchmal verbindet das Gefühl Gruppen von Menschen oder gar ganze Wählerschichten miteinander.

Aber nicht alle Gefühle sind negativ. Das oder die Fremde war und ist auch immer ein Sehnsuchtsort. Sei es in der Frage, wie unsere (manchmal gar nicht so) weit entfernte Zukunft in der Science-Fiction-Literatur aussieht (S. 18, S. 22). Oder für Anmar, der als Kommunist aus Syrien vor Krieg, politischer Verfolgung und Ermordung durch den IS in die Fremde nach Deutschland floh, das heute sein Zuhause ist (S. 68). Andere haben dagegen in Deutschland ihre Heimat an den Braunkohletagebau verloren, der ganze Landstriche von der Karte getilgt hat und sie so zwang, an einen fremden Ort zu ziehen (S. 104).

Die Wortherkunft fremd kann dabei zuweilen mit allerlei Überraschungen aufwarten, wie das schwedische Wort främmande, weiß unser Redakteur Arne Siegmund, der mit zwei

Sprachwissenschaftlern über die Etymologie des Wortes sprach (S. 16). Und auch sonst sind die Wortkombinationen zahlreich: Man kann sich Fremdschämen, beispielsweise für die SPD (S. 72), man kann Fremdgehen (S. 136) oder aber der Fremdenfeindlichkeit mit Robotern begegnen. So setzt man in Japan auf Technologie und künstliche Intelligenz statt auf Einwanderung auf dem Arbeitsmarkt (S. 86).

Die Fremde als utopischer Sehnsuchtsort kann dabei Wirklichkeit werden, wenn man sein Schicksal selbst in die Hand nimmt. So lud der Journalist und Buchautor A. J. Jacobs zum wohl größten Familientreffen der Welt alle Menschen der Erde ein. Schließlich sind wir laut Jacobs, biologisch gesehen, alle miteinander verwandt (S. 100). Auch die Journalistin Besa Luci ergriff selbst Initiative: In ihrem Magazin »Kosovo 2.0« – schreibt sie über ihre noch immer vom Krieg gezeichnete Heimat und bietet mit diesem mutigen und ausgefallenen Printprodukt ungewöhnliche Perspektiven (S. 58).

Was uns trennt und was uns eint, ist dabei manchmal gar nicht so leicht auszumachen. Oft verlaufen die Bruchlinien nicht zwischen Nationen, sondern viel mehr zwischen Weltanschauungen. Das findet auch unser Redakteur Roman Obst, für den konservative Politik Quatsch ist (S. 28). Was uns als Redaktion eint, ist der Wille, die Dinge zum Besseren verändern zu wollen und allem Fremden mit Neugier und Aufgeschlossenheit zu begegnen.

Viel Spaß mit unserer fünften Ausgabe!

Alexander Sänglerlaub, Chefredakteur, alexander@katerdemos.de
Redaktion Kater Demos, Frankfurter Allee 43, 10247 Berlin

info@katerdemos.de | katerdemos.de | facebook.com/katerdemos
twitter.com/katerdemos | instagram.com/katerdemos

#05 AGENDA DAS FREMDE

1 — EDITORIAL

» 4 — GILT HEUTE WIE GESTERN
GILT HEUTE UND MORGEN?

30 — ALLES FÜR DIE KATZ:
HOUSE OF CATS

56 — WAS WURDE AUS...

62 — ZAHLEN, BITTE!

90 — ALLES FÜR DIE KATZ:
10 FILME ÜBER DAS FREMDE

116 — ALLES FÜR DIE KATZ:
WAS SOLL ICH NUN LESEN?

128 — WAS ICH EIGENTLICH SAGEN WOLLTE

133 — ALLES FÜR DIE KATZ:
WELTRAUMBÜRGER/IN-PASS

131 — DENKARIUM

136 — UND JETZT KOMMST DU!

136 — IMPRESSUM

6

RAKETENSTART

EY, LASS MAL SPRINGEN!

Ein Gespräch mit Ulrike Guérot über
Europa, linke Utopien und Macrons
Blumenstraße führte

ALEXANDER SÄNGERLAUB

58

ÜBER DEN TELLERRAND AUF NEUEN MAUERN TANZEN

Besa Luci macht ein glanzvolles,
politisches und gewagtes Magazin über
ihre Heimat, das Kosovo. Zum
Gespräch traf sie

SYLVIA LUNDSCHIEN

32

DER ROTE FADEN GLITCH IDENTITIES

Im Kunstprojekt »glitch_identities«
zerfließen die Grenzen zwischen den
Geschlechtern. Fotos und Text von

ANNIKA MECHELHOFF

124

KATERS UTOPIE

DU BIST HIER NICHT ZU GAST, DU BIST DOCH HIER ZUHAUS

»Was wäre, wenn wir es schaffen
würden, uns überall zuhause zu fühlen?«

»Wären wir dann noch irgendwo
fremd?«, sinniert

CHOLEDA JASDANY

16

DAS FREMDWORT

Fremd – was bedeutet das
eigentlich? Auf etymologischer
Spurensuche mit

ARNE SIEGMUND

18

SCIENCE FICTION HILFT

Die Zukunft wurde schon
mal vortrefflich durchgedacht,
in der Science-Fiction-
Literatur, findet

HAJO MOEBIUS

22

WIDERSTAND IST ZWECKLOS

Zwei sehr gegensätzliche
Entwürfe zur Zukunft des
Menschen präsentiert

ROMAN OBST

28

KONSERVATIVE POLITIK IST QUATSCH

...findet zwar ganz sicher
nicht Alexander Dobrindt,
dafür aber

ROMAN OBST

38

WANN IST EIN MANN EIN MANN?

Trans*-Menschen in Deutschland haben noch immer zahlreiche politische Hürden auf ihrem Weg. Zeit, dass sich was ändert, findet

BASTIAN PETERS



46

ANSICHTSSACHE

Wer an Prosopagnosie leidet, erkennt sich selbst im Spiegel zuweilen nicht wieder. Wie das so ist, weiß

SYLVIA LUNDSCHIEN

50

FREUNDE VON FREUNDEN

Kaum etwas ist unserer Redakteurin fremder als die AfD. Vielleicht hilft ein Gespräch mit einem Wähler? Ein Versuch von

ELISA BILKO

68

DER SYRISCHE KOMMUNIST

Rote Haare, weißer Bart, helle Haut: Anmar ist Syrer. Seine Flucht nach Deutschland war daher nicht einfacher, erzählt er

YANNICK VON EISENHART ROTHE

72

WIE ICH BETRUNKEN DER SPD BEITRAT

Nach sieben Haselnusschnäpsen erschien ihm Willy Brandt und forderte: »Mehr Demokratie wagen!«, von

ALEXANDER SÄNGERLAUB



78

BESCHEIDEN UND NEUGIERIG

Wie es bei anderen Leuten zuhause aussieht, weiß Anna Rosling Rönnlund. Über ihr Projekt »Dollar Street« sprach sie mit

ELISA BILKO

82

SAME LOVE

Ist mit der »Ehe für alle« für Homosexuelle nun alles gut? Zumindest wird es von Tag zu Tag besser, findet

JOHANNES HEIM

86

SÜSS ODER GEFÄHRLICH?

In Japan setzt man statt auf Migration auf Roboter. Was das für eine Gesellschaft formt, weiß

ANDREAS EDER

98

IMMIGRIERTER SÜDAMERIKANER

Das allerdeutsche auf unseren Tellern, die Kartoffel, war auch mal ein immigrierter Südamerikaner, erinnert

ALEXANDER SÄNGERLAUB

100

MY ONE BIG FAT FAMILY

Genetisch gesehen sind wir alle ohnehin verwandt: Darum lud A.J. Jabobs zum größten Familientreffen der Welt. Es berichtet

CHOLEDA JASDANY

104

FREMD IM EIGENEN DORF

Durch den Braunkohletagebau haben viele Menschen ihre Heimat verloren. Unterwegs in verlassenen Dörfern war für uns

RAIMON KLEIN



116

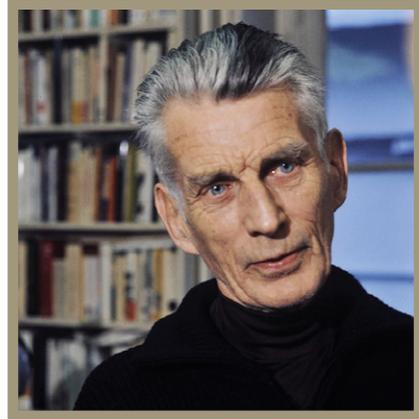
MEINE MAMA, MIKE UND EINE HÜFTHOHE MAUER

Noch ist nicht zusammengewachsen, was zusammeng gehört. Wie fremd wir uns noch immer zwischen Ost und West sind, weiß

HAJO MOEBIUS



Samuel Beckett (1956)



» **DU BIST AUF DER ERDE. DAFÜR
GIBT ES KEINE HEILUNG.
YOU'RE ON EARTH, THERE IS NO
CURE FOR THAT.** «

VON MARTHA GRASMEIER

Es herrscht Endzeitstimmung in Samuel Becketts Theaterstück »Endspiel«. Die Figuren Hamm und Clov sind unterschiedlich eingeschränkt und deshalb voneinander abhängig. Zusammen leben sie in einem Raum, der für sie die ganze Welt ist. Beide scheinen den Ort nicht verlassen zu können und der Blick aus dem Fenster offenbart nur das Nichts. Nun sind wir, die Redaktion, optimistischer und hoffen auf die Zukunft, nicht als trostlose Apokalypse, sondern als Möglichkeit, in der Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit zusammenleben können. Den Gruppierungen wie Pegida, NPD oder AfD, die zwar unterschiedlich sind,

aber alle die Angst vor dem Fremden mit sich führen, würden wir gern zurufen: »Du bist auf der Erde. Dafür gibt es keine Heilung.« In dem Schlamassel stecken wir alle und fühlen uns manchmal dennoch mehr als Franzosen, Amerikaner, Norweger, Chinesen usw. denn als Weltenbürger. Deswegen sagen wir es noch einmal mit Becketts Worten: »Geht raus und liebt einander. Schleckt eure Nachbarn ab, wie euch selbst.«

Zu viel des Guten? Vielleicht reicht es auch, dass wir uns öfter in den Sinn rufen, dass wir alle auf diesem kleinen Planeten in einem endlosen Universum hocken und wie Clov und Hamm nur diesen einen »Raum« haben.

Navid Kermani (2012)

» **WER BEI EINEM FUSSBALLSPIEL DIE DEUTSCHE FAHNE SCHWENKT, DENKT IN DER REGEL NICHT AN DIE WELTHERRSCHAFT, SONDERN NUR NOCH AN DIE WELTMEISTERSCHAFT.** «

Nationalstolz? Schwierig zu finden in unserem Land. Der Grund, warum heutzutage viele die deutsche Nationalhymne brummeln können, ist Fußball oder ein anderer Sport. Anders als in anderen Ländern überkommt uns häufig ein leises Schamgefühl bei dem Wort »Vaterland« oder »Patriotismus«. Dennoch gibt es heute wieder eine Debatte zur Natur der deutschen Leitkultur.

Heißt deutsch sein, das Grundgesetz zu achten und die Sprache zu sprechen? Oder gehört dazu auch, Goethe in jeder Situation zitieren zu können und Zuspätkommer zu beschimpfen? Vielleicht definieren wir uns auch über unsere Vergangenheit und die Abgrenzung zu Hitler und dem Nationalsozialismus, der

Menschen anderer Nationalitäten und Kulturen als weniger wert ansah. Eine Leitkultur fragt also, ob uns als Deutsche etwas »im Inneren zusammenhält«, wie es Thomas de Maizière einmal sagte und damit gleich (als guter Deutscher?) Goethe zitierte.

Der deutsche Schriftsteller Navid Kermani beantwortete die Frage schon im Titel seiner Rede zur Eröffnung der Lessing-Tage 2012 in Hamburg: »Ver-gesst Deutschland«.

Patriotismus findet bei uns vor allem auf dem Rasen statt. Wenn die Weltmeisterschaft errungen wurde, werden die Fähnchen wieder sorgfältig im Keller verstaubt. Wir denken: Vielleicht gar nicht so schlecht.

SCHWERPUNKT DAS FREMDE

»EY, LASS MAL SPRINGEN!«

Wir trafen Ulrike Guérot in Berlin-Mitte und sprachen mit ihr über ihre Utopie der Europäischen Republik, warum »Kevin aus Anklam« gegen Europa ist und die AfD wählt und weshalb die europäische Linke nicht aus dem Knick kommt.

INTERVIEW ALEXANDER SÄNGERLAUB

FOTOS CATHERINE EVANS

TITELFOTO GREG RAKOZY (VIA UNSPLASH.COM)





KATER DEMOS *Frau Guérot, was lesen Sie gerade?*

ULRIKE GUÉROT Ich lese gerade Marcel Mauss »Die Nation. Oder: Der Sinn fürs Soziale.« Marcel Mauss war ein französischer Soziologe aus den 30ern, allerdings wurde dieses Buch interessanterweise erst dieses Jahr verlegt. Sonst kennt man ihn von seinem antikapitalistischen Essay »Die Gabe«. Er hat aber auch zum Thema Nation gearbeitet. Mauss schlägt eine Definition für die Nation als eine Gruppe von Individuen vor, denen ihre »wechselseitige soziale und ökonomische Abhängigkeit gemeinsam bewusst wird und die sich dazu entschließen, diese kollektive Kontrolle in den Staat und das Wirtschaftssystem zu überführen.«

KD *Klingt irgendwie nach »Eigentum verpflichtet«!*

UG Und nach Europa! Denken wir nur an die Bankenkontrolle. Wir realisieren ja gerade als Europäer, dass wir irgendwie so etwas wie eine wechselseitige soziale und ökonomische Abhängigkeit haben und wir deshalb diese kollektive Kontrolle in einen Staat und ein Wirtschaftssystem überführen. Wenn dem so ist, dann sind wir in Europa mitten in der Nationenwerdung! Und wir sind am Rubikon: Wir sind an diesem Punkt, wo wir jetzt springen müssen. Und weil das jeder weiß, sind alle so nervös. Macron weiß es, scharrt mit den Hufen und sagt »Ey, lass mal springen!« und die Deutschen sind so »Ey, Scheiße, ich hab meinem Volk das noch nicht erzählt und wir sind nicht vorbereitet!«

KD *Okay, springen, mitten hinein in die Nationenwerdung! Aber wir sind da nicht eh schon mittendrin?*

UG Sind wir schon längst, wir haben's nur noch nicht so gesagt, so geschrieben oder so gedacht. Wir haben bisher immer von Wirtschaftsregierung oder Integration gesprochen, aber nicht über Nationenwerdung. Aber wir sind mittendrin! Uns dämmert gerade so im Bewusstsein, dass die europäischen Bürger vielleicht souverän sind. Macron hat gerade in seinen beiden bedeutenden Reden in Athen und an der Universität Sorbonne in Paris von »souverainité européenne – démocratie unifiée« gesprochen. Das ist ein völlig neues Vokabular! Ich war jetzt gerade bei der Deutschen Bank und der F.A.Z. auf einer großen Konferenz namens »Denk ich an Deutschland« und da war das Thema des einen Panels »Die Zukunft der europäischen Demokratie«. Da hab ich mich total gefreut! 2015 haben wir noch über europäische Integration gesprochen und nun von gemeinsamer europäischer Demokratie. Die jungen Menschen machen sich dieses Vokabular zu eigen und damit denken und sprechen sie völlig anders über Europa. Das ist doch eine wunderbare Nachricht!

KD *Dabei definieren sich doch gerade die jungen Leute schon lange als Europäer. Bei ihnen verlaufen die Grenzen nicht mehr zwischen den Nationalstaaten. Man macht Erasmus in Barcelona, hat gute Freunde in den Niederlanden und reist regelmäßig übers Wochenende nach Kopenhagen. So können wir uns doch recht einfach z. B. als Großstädter mit anderen Großstädtern identifizieren. Verlaufen die wahren Trennlinien, auch die für die eigene Identität, nicht eigentlich ganz woanders?*

**ULRIKE GUÉROT**

Ulrike Guérot ist Publizistin, Professorin für Europapolitik & Demokratieforschung an der Donau-Universität Krems und Leiterin des European Democracy Labs in Berlin, aber vor allem eine begeisterte Europäerin, die – gerade jetzt im ganzen Wahnsinn zwischen Brexit und Nationalismen – mehr Europa fordert! Aber: Demokratischer, besser und als Republik.

UG Und das ist genau der Punkt. Wer ist hier eigentlich mit wem zusammen in welchem identitätsbildenden Bett? Da ist tatsächlich die Nation nicht mehr das Gefäß. Doch zurück zu den jungen Leuten: »Die jungen Leute« gibt es eigentlich nicht. Es gibt die »jungen Europäer«, das sind Sie, das bin ich, das sind die Kater-Demos-Leser, die hipster-urbane Jugend in Berlin mit der Freundin in Dänemark. Aber es gibt natürlich auch – ich sag das immer so typologisierend – den Kevin in Anklam und die Charlotte im Ardèche und junge Österreicher in den Weinbauregionen. Sie haben also ein ►

starkes Stadt-Land-Gefälle und dieses Gefälle determiniert auch ihren Zugang zum europäischen Thema. Wenn Sie also – tendenziell – eher auf dem Land, eher nicht mobil, eher nicht flexibel und eher nicht gebildet sind, dann sind Sie tendenziell eher national als europäisch. Diese Spaltung gibt es in allen Nationen, die mache ich Ihnen für jedes Land auf. Und diese Spaltung – ob in Finnland die »Wahren Finnen«, beim Brexit in Großbritannien oder die FPÖ in Österreich – verläuft nicht mehr entlang der Nationalgrenzen. Ich war neulich in Warschau und hab doch mehr gemein mit den jungen Menschen, die dort auf der Straße gegen die PiS-Partei und gegen die Abtreibungsgesetze demonstrieren, als mit irgendwelchen Deutschen, die gestern auf dem AfD-Parteitag waren.

KD *Und welche dieser Trennlinien ist die entscheidendste?*

UG Das zeigt sich ja an Macron, der einen deutlichen Wahlkampf mit Europa gemacht hat. Damit ist die Trennlinie für Frankreich gar nicht rechts oder links – oder wie Macron es sagt »ni droit, ni gauche« – sondern sie ist: Europa oder nicht Europa. Marine Le Pen wollte raus aus dem Euro, raus aus Europa – raus, raus, raus – und Macron sagt: »Nein, Frankreich gehört zu Europa und umgekehrt.« Das substituiert so ein bisschen derzeit die alte Frage nach rechts oder links.

KD *Stehen dahinter nicht Verteilungskämpfe, die durch alle Nationen gehen?*

UG Absolut!

KD *In Amerika zum Beispiel: Trump ist doch nicht ins Amt gekommen wegen Fake News und Russland, sondern aufgrund von ökonomisch bedingten Ungerechtigkeiten. Und genau diese Verteilungsungerechtigkeiten, wenn man sich allein die De-Industrialisierung des Rust-Belts anschaut, sind es doch, die sich nun im Nationalismus Bahn brechen.*

UG Im Grunde sind es zwei Sachen. Zum einen die Dekonstruktion der Nation als politischer, aber auch als kultureller Körper. Weil die Nation also nicht mehr genug bereitstellt, um sie als Mensch auszumachen. So die These. Also klar, wenn wieder mal Fußballweltmeisterschaft und das Jogi-Löw-Team im Fernsehen ist, dann kriegen wir das schon noch zusammen hin. Dann gewinnen, verlieren, feiern oder trauern wir gemeinsam. Aber jenseits dieser inszenierten Events gibt es nicht mehr viel, was uns zwangsläufig zusammenhält.

Dabei gibt es aber keine Renationalisierung, sondern eine Spaltung innerhalb der Nationen. Wer sind denn »die Briten«? Sind es die Schotten oder die jungen Briten, die in der EU bleiben wollten, oder die Brexit-Befürworter? Wenn sich der politische Körper so stark spaltet und eine Menge von Bürgern sich so abgrenzt, dass sie nicht mehr den Anspruch aufrechterhalten kann, die andere Menge von Bürgern zu repräsentieren, dann haben wir de facto die Situation eines Bürgerkrieges.

KD *Aber was sind die Gründe für diese Spaltung? Und haben wir diese Unterschiede nicht im Grunde auch schon vor 20 Jahren gehabt? Was ist neu und heute sichtbar im Politischen, im Vergleich zu früher?*

UG Wir verhandeln heute halt mehr denn je die Folgen einer neoliberalen Agenda. Zumindest im großflächigen, westlichen Raum, inklusive den USA, werden diese Folgen auf jeder Ebene sichtbar. Da ist es auch völlig egal, wo Sie ansetzen: Ob Sie sich die Zustände im Bildungssystem, die Hartz-IV-Reformen oder sonst etwas ansehen.

Bleiben wir doch mal bei der Bildung. Früher gab es zwei soziale Aufzüge: Für die Frauen hatten wir Heirat und Bildung, für die Männer nur Bildung. Und jetzt klemmen beide Aufzüge – das ist völlig sozialwissenschaftlich durchforscht. Kinder von Professoren werden Professoren, Kinder von Firmeneignern erben die Firmen usw. Sie haben eine ganz starke Erbschaftskomponente. Wer also leistet wird was? Das ist völlig außer Kraft gesetzt. Nehmen Sie die Frauen: Die Zahl gut ausgebildeter Frauen, die viel leisten, geht zwar extrem nach oben, aber die Verteilung der Männer in den Führungspositionen bleibt total stabil. Die Leistung der Frauen, sich hochzuarbeiten, zahlt sich demnach kaum in Gehalt und Verantwortung aus. Wenn Sie einen Migrationshintergrund haben, ist es ähnlich schwer. Und all das können Sie im Kindergarten schon vorher vermessen; wer aussortiert wird. Wir petrifizieren (Anm. der Redaktion: versteinern) überall die Chancen auf jeder Ebene der Gesellschaft.

Dabei geht es ja nicht nur um Einkommensunterschiede, sondern auch um entstehende kulturelle Unterschiede: Es geht um mangelnde politische Teilhabe, eine verminderte Lern- und Sprachfähigkeit und Chancengerechtigkeit – also all dem, was sich aus dem mangelnden Geld am Ende alles ergibt. In den 70ern hat diese Diskussion um Chancengerechtigkeit wenigstens noch die Republik gerockt. Ich sitze hier nur heute als Prof. Dr., dreisprachig etc., weil ich in den 70ern Lehrer hatte, die alle bei Woodstock waren und dann kam Willy Brandt, der Marsch durch die Institutionen und »Arbeiterkinder an die Front!«. Da saß der Grundschuldirektor bei meinen Eltern – bildungsfern würde man heute sagen – zu Hause auf dem Sofa und sagte: »Passt auf! Eure Tochter geht aufs Gymnasium!« Soll heißen: Der soziale Aufzug hat in den 70ern noch funktioniert. Und ich mache mit Ihnen heute jede Wette: Heute, in den gleichen Haushalt hineingeboren, würde ich da unter gleichen Bedingungen noch mal hochkommen? Die Antwort lautet: potenziell nein!

KD *Haben wir die Frage nach sozialer Gerechtigkeit also heute aus dem Blick verloren?*

UG So ist es. Es gibt zwei Sachen, die erwiesen sind. Die Kinder, die von unten kommen und nach oben gekommen sind, können so richtig gesellschaftlichen Wandel bedingen. Denn wenn du unten bist und dann erfährst, wie es oben ist, dann kannst du die Perspektive wechseln. Denken Sie nur an Didier Eribons Buch über Frankreich! Und Paul Mason aus Großbritannien, der ein Buch über Postkapitalismus

geschrieben hat! Wir haben uns neulich zu dritt getroffen und festgestellt, dass wir den gleichen »Bildungsferne-Schichten-Hintergrund« haben.

KD *Und die zweite Sache?*

UG Die zweite Sache ist: Wenn Sie Geld erben, haben Sie weniger Bereitschaft, Steuern zu zahlen. Wenn Sie wenigstens arbeiten, dann haben Sie irgendwie noch ein Gefühl dafür: Ich arbeite, also muss ich Steuern zahlen und wenn ich mehr arbeite, muss ich mehr Steuern zahlen. Doch wenn Sie erben, haben Sie dummerweise das Gefühl, das gehört alles Ihnen. Alles nicht neu, aber wir haben nur noch vier Jahre Zeit, um etwas zu tun, sonst werden etwa sechs Prozent der Kinder 60 Prozent des deutschen Volksvermögens erben. Kann man alles nachlesen bei Wüllenweber, wie dadurch das Land kaputt geht.

Der Punkt ist, dass Sie psychologisch einfach glauben, wenn Sie was erben, dass es Ihnen gehört. Weil Ihr Vater dafür schon Steuern gezahlt hat. Sie könnten ja sagen: Fünfzig Prozent Erbschaftssteuer – ist ja keine linke Erfindung! Das hat übrigens schon der konservative Walther Rathenau in der Weimarer Republik gefordert – und wie hat er das damals begründet? Er hat gesagt: »Derjenige, der erbt, der hat es nicht erworben«. Deswegen gibt's ja dieses schöne Zitat von Goethe: »Wenn du etwas ererbst, musst du dir es erwerben, damit du es besitzt!«. Du erwirbst es dir also, indem du der Gemeinschaft etwas zurückgibst.

KD *Da sind wir wieder bei Eigentum verpflichtet...*

UG Genau! Du hast Dir ja den Geburtskanal auch nicht ausgesucht! Also muss man sich das Erbe zumindest erwerben, damit Du es besitzt, und die Hälfte musst Du geben, weil das gehört Dir nicht. Der deutsche Diskurs mit Merkel und Co. zur Erbschaftssteuer ist einfach völlig hanebüchen. Einmal in die eigene Parteiengeschichte gucken und gut wäre es.

KD *Selbst die Zustände unter Helmut Kohl klingen ja heute nach wahnwitziger, linker Utopie: 53 Prozent Spitzensteuersatz, Vermögenssteuer...*

UG Und Blüm! Und Geißler!

KD *Die sähen ja von heute aus betrachtet auch alle gut in der Linkspartei aus...*

UG Übrigens gibt es da einen jüngeren Aufsatz, wo die Autoren von Ludwig Erhardt bis Sahra Wagenknecht mal hinglegen, was die Leute so gefordert haben. »Sozialisierung der Produktivgewinne«. Das sagte damals Ludwig Erhardt und fordert heute Sahra Wagenknecht. Und nun ist die Forderung »Igittigitt-Linke«, dabei war es früher Erhardt und Soziale Marktwirtschaft. Da sehen Sie mal die Verschiebung und wie wir die einfachsten Dinge heute in die linke Schmähecke stellen.

Darum hab ich auch mein Buch über Europa und die Republik geschrieben: Denn wir haben heute verloren. Was macht eine Republik? Sie verteilt das *common wealth*, will heißen: Die Republik organisiert die Verteilung des gemeinsamen Vermögens. Eigentum verpflichtet – da ist es wieder – steht genau so im Grundgesetz. Also, ich stehe auf den ▶

REPUBLIK

»Eine Republik (lateinisch »res publica«, wörtlich »öffentliche Sache«) ist nach allgemeinem Verständnis eine »Staatsform, bei der die Regierenden für eine bestimmte Zeit vom Volk oder von Repräsentanten des Volkes gewählt werden«, in der das Staatsvolk »höchste Gewalt des Staates und oberste Quelle der Legitimität ist«. Dieses Verständnis kombiniert Bedeutungsmerkmale der Demokratie und der Volkssouveränität, wobei eine Unterscheidung nach westlich liberalem oder kommunistischem Verständnis (Volksrepublik) nicht begriffsnotwendig ist, da beide Auffassungen in Rousseaus Begriff des allgemeinen Volkswillens wurzeln.

Für die Zeit seit dem 20. Jahrhundert stellt Wolfgang Mager eine Sinnentleerung und inflationäre Verwendung des Wortes fest. Der Begriff Demokratie bestimmte und ersetzte den Begriff der Republik, wobei die Unterschiede der Bedeutungen, »vom Volk gewählte Regierung« (Demokratie) und »dem Gemeinwohl dienende Politik« (Republik), verwischt wurden, wie Hans Buchheim herausgearbeitet hat.« – lehrt uns die Wikipedia.





WENN ES DEN LEUTEN SCHLECHT GEHT, MUSST DU NUR EINEN FINDEN, DER AN ALLEM SCHULD IST.

Schultern des konservativen Rathenaus (*lacht*) und sage: Fünfzig Prozent Erbschaftssteuer! Weil derjenige, der erbt, nichts dafür getan hat und man sich den Geburtskanal nicht aussuchen kann.

KD *Das wäre ja schon mal ein guter Ansatz für mehr Gerechtigkeit und Chancengleichheit. Was brauchen wir noch?*

UG Man kommt ja nicht umsonst zur Republik über den Slogan der Französischen Revolution: Liberté, Egalité, Fraternité! Die müssen in ein stabiles Dreiecksverhältnis! Und dann ist Liberalismus nicht mehr *anything goes* und jeder kann machen was er will, wie bei Externalisierung der Kosten in der Finanzkrise durch die Banken à la »Oh, ich kann für die Schulden nicht haften, bitte dem Steuerzahler übertragen!« – das geht natürlich nicht! Interessanter Weise pochen ja ausgerechnet in der Diskussion um den Euro diejenigen am meisten auf die Haftung der Staaten, welche die Haftung der Banken mal ebenso in den Wind geschrieben und sich am Staatsdeckel bedient haben. Wo sind wir denn?

KD *Aber im Griff haben wir es doch nicht, im Gegenteil. Es gibt diesen schönen Witz, den Gregor Gysi immer erzählt: Sitzen ein Banker, ein Otto-Normal-Bürger und ein Geflüchteter um einen Tisch mit 20 Keksen. Nimmt der Banker sich 19 Kekse und sagt »Ey du, pass mal besser auf, dass dir der Flüchtling deinen Keks nicht wegisst!«*

UG Der Gysi sagt auch: »Man muss auch mal nach oben gucken, statt immer nur nach unten zu treten!«

KD *Diese Erzählung ist ja im Grunde genommen der Kern, den alle Rechtsextremen als Narrativ auserkoren haben. Der Flüchtling ist selbstverständlich an allem schuld! Und der Nationalismus ist der absurde Retter der Probleme der Globalisierung – ohne auch nur eine Antwort zu haben.*

UG Das ist ja gerade der Punkt: Leider ja alles nicht neu. Das war in den 30ern ja schon genauso. »Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!« war damals der Spruch und soll heißen: Die Linke hat ihre Argumente im öffentlichen Raum nicht gehalten. Die Straße ist nach rechts gekippt. Hat Marx schon so gesagt: Die Straße kann immer rechts mobilisiert werden. Der Appell ans Ressentiment und die Demagogie funktionieren immer: Wenn es den Leuten schlecht geht, musst du nur einen finden, der an allem schuld ist. Damals waren es die Juden, und dann war Schluss. Der Appell ans Ressentiment ist das Bedienen niederer Instinkte.

Jetzt sieht es natürlich heute ein bisschen anders aus. Ich will jetzt auch nicht Trump mit Hitler vergleichen, um Gottes Willen. Trump ist nicht Hitler. Keine Vergleiche. Die Dynamik aber: Trump, ein Mann mitten aus dem Geldadel, der sich die Massen fängt, ohne diesen Massen irgendetwas abzugeben, außer ihnen die Fahne als Substitut für den Stolz anzubieten – Nationalismen also – ganz nach dem Motto: »Sozial lass ich euch nicht mehr hochkommen, aber: America first! You can feel great!«

Ähnliches passiert hier bei der AfD. Wenn Sie sich das Wahlprogramm für alleinerziehende Frauen angucken, das ist ja hanebüchen, was da drin steht: Denn das Programm ist

LIBERTÉ, ÉGALITÉ, FRATERNITÉ

Die heutige fünfte französische Republik gibt sich genau diesen, aus der Französischen Revolution (1789) stammenden Wahlspruch, als Staatsmotto. Übersetzt heißt er: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Im Deutschen benutzt man heutzutage fürs letztere aber eher den Begriff »Solidarität«.

Neoliberalismus vom Feinsten. Wenn also die Modernisierungsverlierer die AfD wählen, dann wählen sie sich ein Sozialprogramm, das sie selber im Falle eines Absturzes nicht auffängt. Soll heißen: Man schießt sich ins eigene Knie.

KD *Erstaunlich ist doch aber, dass es funktioniert!*

UG Die Leute fallen tatsächlich auf die Rattenfänger herein und wählen ihren eigenen Abstieg. Die Sozialpsychologie kann Ihnen noch am besten erklären, warum. Denn man braucht die schützende Gemeinschaft, um andere auszugrenzen, in der Hoffnung, dann selber nicht absteigen zu müssen. Nach folgendem Muster funktioniert das: »Wir, die armen, hart arbeitenden Deutschen, grenzen uns gegen die Anderen, die ankommenden Flüchtlinge ab.« Das ist der Ausschlussmechanismus. Programm egal – man fühlt sich sicher im Wir.

Dahinter steht, jetzt wird es theoretisch, dass das, was wir früher unter Meritokratie (Anm. d. Red.: Leistungsgesellschaft) verhandelt haben, völlig verloren gegangen ist. Leiste was, lerne was, dann wirste was – ich hab das noch geglaubt. Für heute würde ich das nicht mehr sagen. Es gibt sehr viele Menschen, die leisten heute wirklich was, Altenpflegerin z. B., und kommen trotzdem nirgendwo an. Das theoretische Argument ist: In dem Moment, wo sie eine Chancengleichheit haben und die Leistungsgesellschaft noch funktionierte, da wurden die Schüler dann irgendwann sortiert: Die Guten gehen hier hin, die Schlechten gehen dort hin – und irgendwann ist das entgleist. Dann haben Sie als Kehrseite natürlich, dass die Guten sich nicht mehr um die Schlechten kümmern müssen. Und so fing das alles an mit der Idee von Hartz-IV: Weil die Guten sich dachten, wir müssen uns nicht kümmern, aber sie wenigstens triezen.

KD *Und wie kommen jetzt die Rechtspopulisten ins Spiel?*

UG Jetzt kommen die Populisten und stellen die Meritokratie im Grunde in Frage und sagen: Was du leistest, ist nicht so wichtig – aber Familie! Wir ersetzen jetzt »Schulklassen« durch »Familie«, der Staat ist deine Familie und keiner wird ausgegrenzt. Du gehörst zum Wir! Das ist de facto leistungsbefreit, aber Hauptsache Deutsch! Oder: America first!

Wer nicht zum »Wir« gehört, fliegt raus – das heißt, wir ethnisieren gewissermaßen den Diskurs und das Kriterium ist auf einmal Ethnie und nicht mehr Leistung. Das ist absolut problematisch. Und das Absurde ist ja: »Du musst nichts mehr leisten, weil du Deutsch bist«. Schauen Sie sich die AfD-Leute mal an, von Sayn-Wittgenstein, von Storch: Es

gilt für oben und unten. Strukturen werden zementiert und wir kehren zurück zum Feudalismus. Insofern spannend, dass bei denen da der halbe, alte, deutsche Adel umherläuft. War Frau von Storch nicht sogar die Nichte des letzten Finanzministers unter Hitler? (Anm. der Redaktion: Enkelin!)

KD *Manchmal haben wir bisweilen den Eindruck, dass es eigentlich viele tolle Ideen da draußen gibt, aber – und da sind wir wieder bei »Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!« – die politische Linke sie nicht aufnimmt, weil sie selbst gespalten und mutlos ist. Die SPD ist sich ja nicht mal mehr sicher, ob man überhaupt eine linke Partei oder einfach nur noch GroKo ist. Vor der Tür steht Macron, hat einen bunten Strauß toller Ideen für Europa – europäische Arbeitslosenversicherung, gemeinsamer Finanzminister, gemeinsame Armee etc. – und hier ziehen alle ein GroKo-Gesicht und lassen den Mann auflaufen. Deutschland wirkt gänzlich uninspiriert und woanders laufen die vermeintlichen politischen Lichtgestalten, wie Macron oder Trudeau, durch den Raum. Was läuft hier falsch?*

UG Die Linke kommt nicht aus den Puschen! Darüber könnten wir jetzt stundenlang reden. Wir machen es kurz: Es stimmt! Und das für ganz Europa! Überall erleben wir die Spaltung der Sozialdemokratie, in Griechenland, in Frankreich, in Deutschland, in Italien, überall. Das kennen wir auch schon aus den 30er Jahren, auch da hatte sich die Linke gespalten.

Und dann haben wir ja noch die zwei Linien der Populisten in Europa: Einerseits national-sozial und die anderen, die national-neoliberal werden. Trump, AfD und Co. sind beispielsweise national-neoliberal. Marine Le Pen, sehr interessant, war in der Vergangenheit auch eher national-sozial. Wir halten fest, dass die identitäre Bewegung in Europa da auch noch gespalten ist. Für die Industrie ist allerdings nur die national-neoliberale Ecke interessant, weil diese ausgenutzt werden kann.

Wer finanziert denn dieses völkische Gebrabbel alles? Schauen sie sich doch mal das Titelbild von »Cato« an. Cato ist eine neue Zeitschrift für rechtes Denken. Die haben Hochglanz und Geld und Sie fragen sich, wo kommt das denn her? Und dann können Sie sich fragen, wer hat denn ein Interesse am Nationalen und Völkischen? Übrigens, Fußnote, die hatten auch keinen einzigen Titel von einer Frau mit drin! Das sind also irgendwelche Millionäre, Reederer aus Hamburg, die Lust haben am nationalen Gedankengut – weil neoliberal und nicht sozial – und weil das die Diskussion von der Erbschaftssteuer fernhält. Und am Ende hält man ein Grundrauschen in der öffentlichen Landschaft hoch, fehlt die Zeit für andere Argumente.

KD *Und warum kommt die Linke nicht hoch?*

UG Es gibt keinen ökonomischen Treiber! Wer sollte das wollen? Die deutsche Exportindustrie? Der geht es in der deutschen Euro-Governance supergut. Die kann in jeder Ecke verdienen. Wer sollte das denn ändern wollen? Oder schauen Sie, wer für die FDP und Christian Lindner gespendet hat und was da an Programm kam – vor allem mit Blick auf Europa: keine Fiskalunion usw. Interessant ist, wie nah sich ►



die FDP da an die AfD herangewagt hat. Und wer zahlt für die anderen Leute?

Wenn Sie jetzt die europäische Dimension der Sozialdemokratie ansprechen – ist jetzt ein bisschen schlicht gestrickt, unterkomplex, Sie wissen, aber trotzdem –, dann hat die europäische Industrie ein Rieseninteresse am europäischen Markt. Und an einem asymmetrischen Zugang zur Politik hat man natürlich ebenfalls ein Rieseninteresse: wie z.B. bei der Gesetzgebung. Nicht jeder, der ein Gesetz will, kriegt eins, aber einige kriegen ein Gesetz, zumindest wenn sie Macht haben und genug Lobbyismus, um es zu organisieren. Auch die Banken hatten ein Rieseninteresse – Transaktionskostenwegfall und so weiter. Fußnote: Der Euro ist trotzdem toll! Der ist nicht das Problem. Sondern dass er nicht in eine Demokratie eingebettet ist und dass es für diese Idee dieser einen europäischen Demokratie keinen ökonomischen Treiber gibt. Die Industrie hat sich für den Binnenmarkt, die Banken für den Euro eingesetzt – die beiden sind doch bedient. Und nun haben wir leider 27 nationale Gesellschaften, die gehen vielleicht mal für Europa auf die Straße, aber die sind weder organisiert, noch haben sie einen asymmetrischen Zugang zur europäischen Gesetzgebung, um zu sagen: »Moment mal: Ein Euro, ein Markt. Ein Euro, eine Arbeitslosenversicherung.«

KD *Aber immerhin Macron fordert das doch.*

UG Noch: Aber Angebote verwelken wie Blumen. Und das Angebot von Macron, was da gestern (Anm. d. Red.: 04.12.) kam... Wenn wir da noch mal zwei Monate brauchen und dann da keine schöne Regierung ist und selbst wenn wir eine haben, ist es doch wirklich nur Geknatsche und Gemurkse. Wir werden doch alle das Gefühl haben, da kommt so eine Notdurft-Regierung. Eine Regierung, die gezwungen werden muss, zu regieren. Wo der Bundespräsident noch fünfmal kommen muss und streicheln: »Bitte, bitte, regiert

doch endlich!« – Die soll dann eine historische europäische Entscheidung für dieses Land treffen? Das ist meine große Sorge! Oder wie Gorbatschow sagt: »Wer zu spät kommt, den bestraft die Geschichte!«

KD *Nun kommt gleich die nächste alte Utopie aus dem Hut gezaubert: Wir müssen also doch den Citoyen, den aufgeklärten Bürger, als Souverän aus seinem Dämmer Schlaf befreien?*

UG Dafür habe ich mein Buch »Warum Europa eine Republik werden muss« geschrieben!

KD *Das ist doch schon mal ein guter Anfang! Frau Guérot, wir danken Ihnen für das Gespräch! •*



Alexander Sängeraub ist als Journalist von Natur aus neugierig. Der, die oder das Fremde ist dabei per se erst einmal etwas Positives, weil man seinen eigenen Horizont und Erfahrungsschatz bereichern kann. Angst ist dagegen selten ein guter Ratgeber. Alexander ist überzeugter Europäer, im Herzen Berliner und in allererster Linie Mensch. Fürs Deutschfühlen bleibt da selten noch Platz.

ZUM WEITERLESEN

Marcel Mauss: Die Nation oder der Sinn fürs Soziale (2017)

Marcel Mauss: Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften (1968)

Didier Eribon: Rückkehr nach Reims (2016)

Paul Mason: Postkapitalismus. Grundrisse einer kommenden Ökonomie (2016)

Walter Wüllenweber: Die Asozialen. Wie Ober- und Unterschicht unser Land ruinieren – und wer davon profitiert (2012)

Ulrike Guérot: Warum Europa eine Republik werden muss (2016)

Ulrike Guérot: Der neue Bürgerkrieg (2017)

**GORBATSCHOW
SAGT: »WER ZU SPÄT
KOMMT, DEN BESTRAFT
DIE GESCHICHTE!«**

DAS FREMDWORT

Fremd – was genau bedeutet das eigentlich? Wie ist das Wort entstanden? Und wie heißt es in anderen – fremden – Sprachen? Wir haben mit den Sprachexperten Dr. Sabine Ziegler und Michael Solf gesprochen und uns auf eine etymologische Reise durch die Geschichte des Begriffs fremd begeben.

TEXT ARNE SIEGMUND

ILLUSTRATION MARCO ARMBRUSTER

Lass keine Fremden hinein und die Finger von fremden Sachen. Jemand schmückt sich mit fremden Federn. Die neue Stadt ist ihm noch etwas fremd. In verschiedenen Situationen benutzen wir den Begriff fremd. Fünf Buchstaben, eine Silbe. Aber was bedeutet dieses kleine Wort eigentlich und wo kommt es her?

Dr. Sabine Ziegler muss es wissen. Sie ist Gastprofessorin am Lehrstuhl für Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft am Institut für Deutsche Sprache und Linguistik an der Humboldt Universität zu Berlin. Außerdem arbeitet sie im Seminar für Indogermanistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Kurz gesagt: Sabine Ziegler hat jede Menge Ahnung von der deutschen Sprache.

WAS ASTERIX UND METHUSALIX MIT FREMD ZU TUN HABEN

Auf die Frage, was Menschen mit dem Wort fremd ausdrücken wollen und welches Gefühl es jenseits seiner Bedeutung vermittelt, outet sie sich zunächst als Liebhaberin einer berühmten Comicfigur mit Schwert und Schnauzbart: »Ich bin großer Asterix-Fan. Da gibt es diesen schönen Spruch: ›Ich hab nichts gegen Fremde, einige meiner besten Freunde sind Fremde. Aber diese Fremden da sind nicht von hier.« (Der Dorfälteste Methusalix sagt dies im Band ›Das Geschenk Cäsars‹, 1974, Anm. d. Red.) Fremd bezeichnet Leute, die nicht von hier stammen. Ich glaube, das ist in etwa die Grundhaltung, die jeder hat. Dass man auch ein bisschen Angst vor dem Unbekannten hat. Es ist etwas Ungeahntes, weil man nicht weiß, wie man richtig reagieren soll und ob man die Leute richtig versteht. Daher kommt dann wohl auch die Angst bzw. sogar der Hass gegenüber Fremden. Aber, ich sage immer: Alle Europäer haben Migrationshintergrund. Unsere Vorfahren stammen aus dem Osten und dem Süden.«

Nicht nur wir Europäer haben Migrationshintergrund, sondern auch unsere Sprachen. Fast alle gehen aus dem Indogermanischen hervor. Wenn man sich diese Sprachen als einen großen Baum mit vielen Ästen und Verzweigungen vorstellt, dann ist die Wurzel (die ist irgendwo rund



ums Schwarze Meer – da streiten sich die Sprachforscher) das Indogermanische, eine Art erschließbare Vorgänger- oder Ursprache. Zu der zählen die germanischen Sprachen, aber zum Beispiel auch das Griechische, die romanischen, keltischen und slawischen Sprachen. Etwa die Hälfte der Menschen auf der Welt sprechen heute Sprachen, die auf eine indogermanische Wurzel zurückgehen.



DIE ENTSTEHUNGSGESCHICHTE VON FREMD: *PROMÓ-, FRAMA, FREMIDI

Und so geht auch die Entstehungsgeschichte des Begriffs fremd auf eine indogermanische Urform zurück. Michael Solf, Sprachexperte an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, klärt auf, wie und wann das Wort entstanden ist: »Das Wort gibt es im Deutschen seit dem Beginn der schriftlichen Überlieferung, also seit knapp 1.300 Jahren. Im Althochdeutschen heißt es fremidi – »das Nicht-Eigene« oder »das anderswo Herkommende«. Hervorgegangen ist es aus dem indogermanischen *promó-, das sich nach einem Lautwandelprozess zum urgermanischen Wort frama entwickelt hat, was so viel wie »vorwärts« oder »fort« bedeutet. Das ist die Grundlage unseres Wortes fremd und auch die des englischen Wortes from. Seit den frühesten Belegen hat fremd im Wesentlichen die Bedeutung, die es noch heute hat.«

Sabine Ziegler fügt hinzu: »Fremd ist ein relativ unauffälliges Wort. Es gibt den Begriff im Prinzip in allen germanischen Sprachen.« Aber: »In einigen Sprachen, zum Beispiel im heutigen Schwedischen, bedeutet es auch einfach so etwas wie »Gast«. Främmande bezeichnet dort jemanden, der von außerhalb kommt, den man aber aus Gastfreundlichkeit gut aufnehmen soll. Es bedeutet folglich nicht nur »Fremder«, sondern kann auch »Besuch«, »Gäste« oder gar »Freunde« heißen. Das finde ich sehr interessant«, sagt sie.

FREMD – EIN GANZ WERTNEUTRALER BEGRIFF?

Ein Fremder ist also ursprünglich jemand, der von außen, aus einer anderen Gegend kommt. Jemand, der nicht die eigene Sprache spricht. Prinzipiell ein ganz wertneutraler Begriff, weder

negativ, noch positiv behaftet. »Das hängt mit der Tradition zusammen, dass man früher die, die von anderswo kamen, gut aufnehmen sollte. Nach einer langen Reise zum Beispiel. Das war ja alles viel schwieriger als heute. Man hat sich auf Fremde gefreut, weil die auch immer Neuigkeiten mitbrachten«, weiß Sabine Ziegler. Sie meint aber, dass der Begriff – im Gegensatz zur ursprünglichen Bedeutung – mittlerweile eher negativ behaftet sei.

Michael Solf findet: »Das Wort an sich ist wertneutral, kennzeichnet etwas Nicht-Eigenes oder etwas, das woanders herkommt.« Es sei nicht so sehr die Bezeichnung, sondern eher das Bezeichnete, das negativ behaftet ist: »Ein Ort ist fremd, ich entdecke einen fremden Zug an jemandem – das ist negativ konnotiert, ungewohnt, schwer einzuschätzen, vielleicht sogar gefährlich. Man sagt zu Kindern: »Lass keine Fremden herein!« Fremd hat immer auch etwas Ab- und Ausgrenzendes. Das Fremde ist etwas, das einer anderen Sphäre angehört. Fremdes Eigentum oder etwas, das nicht für fremde Ohren bestimmt ist, geht mich nichts an. Die mit fremd attribuierten Situationen sind oft negativ konnotiert. Das kann man – sprachlich zumindest – nicht ändern.«

Da hat Michael Solf Recht. Vielleicht kann man aber in bestimmten Situationen versuchen, die fünf Buchstaben, die eine Silbe, das Wort fremd, positiv zu konnotieren. Oder einfacher gesagt: Man muss sich nur entscheiden, ob man ein unaufgeschlossener Methusalix sein will oder ein Schwede, der die främmande zu Freunden macht. Denn immerhin ist ja jeder – sprachlich zumindest – mit der Hälfte der Welt verwandt.

STRANGER STING

Stichwort: Aliens. In der Science-Fiction ist das Fremde oft eine unbekannte, unveränderliche Größe, die man nicht fassen kann. Außerirdische Lebensformen werden in diesem Genre oft als feindlich, ja bedrohlich, dargestellt.

Alien stammt vom lateinischen Begriff alienus ab, der es in die englische Sprache schaffte. Alienus bedeutet auf Deutsch »nicht das Eigene«, das englische Wort alien bedeutet nichts anderes als fremd. Die Franzosen sagen zu fremd étranger – und auch das gibt es in abgewandelter Form im heutigen Englischen, nämlich strange. »Gerade das Englische hat Massen von Wörtern aus dem Französischen und Lateinischen übernommen«, sagt Sabine Ziegler.

Sogar fremd gab es lange Zeit noch im englischen Sprachraum, wie Michael Solf erklärt: »In Nordengland und im schottischen Englisch hat das germanische Wort fremd bis in das 19. Jahrhundert hinein überlebt. Fremd country bedeutete »fremdes Land« im Sinne von »ausländisch«. In ihrem Buch »Sylvia's Lovers« schreibt die britische Schriftstellerin Elizabeth Gaskell 1863: »There's a fremd man i' t' house, I heerd his voice!« Fremd hat hier die Bedeutung »unbekannt, nicht zur Familie gehörig.«

Apropos fremd country: Wenn Sting singt »Oh, I am an alien, I am a legal alien, I am an Englishman in New York«, ist er einfach nur ein Fremder mit Arbeitserlaubnis, der andere Gewohnheiten hat (»I don't take coffee, I take tea, my dear«) und kein Außerirdischer im Big Apple. •

ZUM WEITERLESEN

Ausführliche Beschreibung von fremd im »Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart«:
link.katerdemos.de/dwds

Allgemeines, Erläuterung und Definition des Fremdbegriffs:
link.katerdemos.de/wiki



FIKTION HILFT!

WIE SCIENCE-FICTION UNS DIE FURCHT VOR DER ZUKUNFT NIMMT

Die Zukunft ist uns fremd, aber wir können sie uns zu einem Vertrauten machen. Science-Fiction-Geschichten helfen dabei, die Zukunft zu erforschen.

TEXT HAJO MOEBIUS

ILLUSTRATION RICHARD KLIPPFELD

Im Jahr 1910 erschien in einem Berliner Verlag ein Sammelband, rund 300 Seiten dick. Darin enthalten waren zahlreiche Essays über die Zukunft. Wie würden wir miteinander kommunizieren? Wie würden wir zusammen leben? Gibt es in einhundert Jahren noch Krieg, noch Religionen? Die Autoren versuchten, diese Fragen zu beantworten, so gut sie konnten. Der Titel des Buches war »Die Welt in hundert Jahren«.

Der Sammelband wurde 2010 erneut aufgelegt und mit einem Vorwort versehen. Liest man diese Essays heute, erscheint einem die Fantasie der Autoren fast naiv, verhaftet im Denken der kaiserzeitlichen Jahrhundertwende. Aber in den Essays blitzen hier und da bemerkenswerte Prognosen auf, zum Beispiel in Form einer Steampunk-Version des Handys. Die Vision einer Welt, in der Pflanzen keine Sonne mehr zum Wachsen brauchen, sondern Radium-Glühlampen dafür sorgen, hat sich aber (zum Glück) noch nicht bewahrheitet.

Neben zeitgenössischen Kuriosa erfüllte dieses Buch aber auch einen anderen Zweck: Es half den Lesern und Autoren, eine gemeinsame Zukunftsvision für ihre Gesellschaften zu entwickeln. Kleine Ideen und große Entwürfe, die ein Bild von der Zukunft malten und diese greifbar machten. Auch den Autoren wird klar gewesen sein, dass ihre Fantasien im Grunde Wunschträume sind. Aber das Denken an Morgen hat nicht nur Tradition, sondern auch einen wichtigen Sinn.

MITTELALTER-SCIENCE-FICTION

Die Science-Fiction als literarisches Genre ist wahrscheinlich beinahe so alt wie die Literatur selbst. Man könnte frühe Utopien, wie Platons Erzählungen über Atlantis oder

zumindest Thomas Morus' Utopia aus dem Jahr 1516 dazu zählen. Als Genre etablierte sich die Science-Fiction mit den Romanen von Jules Verne ab 1864 und war lange Zeit der einzige Genrebegriff für fantastische Stoffe in der Literatur. So wurde »Der Herr der Ringe« bei seinem ersten Erscheinen in Deutschland 1969 in Rezensionen als »Mittelalter-Science-Fiction« betitelt, weil die Genre-Bezeichnung »Fantasy« damals noch nicht existierte.

Mit der Kommerzialisierung der Science-Fiction begann nicht nur ihre wissenschaftliche Untersuchung als literarisches Genre, sondern auch ihre Einteilung in verschiedene Typen: »Military Science-Fiction«, »harte« und »weiche« Science-Fiction, »Space-Opera« oder »Cyberpunk«. Erzählerisch haben sie meistens einen Punkt gemeinsam: Science-Fiction, vor allem in Form der Kurzgeschichte, legt eine Entwicklung oder eine Technologie zugrunde und entwirft daraus ein Szenario. Zum Beispiel »Jurassic Park«: Was wäre, wenn wir Dinosaurier wieder in die Welt bringen würden? Wie könnte das funktionieren und was würden wir Menschen damit anstellen?

Ein anderes Beispiel: Wie sähe ein Staat aus, der seine Bürger jederzeit überwacht – mit vollem Bewusstsein der Überwachten? Bei dieser Beschreibung denken viele vielleicht an George Orwells »1984«, aber man könnte sich auch an Dave Eggers »The Circle« erinnern oder den spannenden Cyberpunk-Krimi »Drohnenland« von Tim Hillenbrand. Diese Romane nehmen eine Grundidee und entwickeln ihre Welt und Handlung von diesem Ausgangspunkt weiter.

Dadurch helfen sie uns als Gesellschaft, ihre Szenarien zu verstehen und als Möglichkeit für die Zukunft zu begreifen. Weil Orwells »1984« als Klassiker gilt und vielfach ►

gelesen und verarbeitet wird – in Schulen wie auf der Leinwand – ist diese beklemmende Zukunftsvision im kollektiven Gedächtnis geblieben. Durch seinen großen Erfolg ist »Jurassic Park« eine unverrückbare Säule in der Popkultur und gleichzeitig eine Geschichte vom Scheitern des Menschen, als er versuchte, tonnenschwere, eigentlich ausgestorbene Tiere für einen Vergnügungspark zu zähmen.

Die Science-Fiction hält den gegenwärtigen Entwicklungen in Technologie, Gesellschaft, Wirtschaft und Wissenschaft den Spiegel vor. Sie zeigt die gefährlichen und manchmal auch positiven Auswirkungen von technologischen oder sozialen Veränderungen und konfrontiert uns mit ethischen Fragen wie: Wollen wir wirklich so leben?

WENN ALEXA PLÖTZLICH SELBSTGESPRÄCHE FÜHRT

Isaac Asimov hat in »Der Zweihundertjährige« beispielsweise beschrieben, wie ein Roboter um sein Recht kämpft, als Mensch angesehen zu werden – bis hin zur Entscheidung, sterblich zu sein. Damit nimmt er einen Konflikt vorweg, dem sich die Menschheit in der Realität vielleicht in ein paar Jahrzehnten stellen muss: Wie wollen wir mit künstlichen Intelligenzen (KI) umgehen? Sollten Google, Alexa und Co. irgendwann mal den Schritt von einer schwachen zu einer starken KI machen, also ein Bewusstsein ihrer selbst entwickeln, dann müssen wir uns fragen, ob wir diese Datenansammlungen auch als Lebewesen anerkennen. Eine ähnliche Frage stellt der grandiose Thriller »Ex Machina« von Alex Garland aus dem Jahr 2015.

UTOPIEN SIND NICHT UNBEDINGT AUS DER MODE – SIE HABEN NUR DIE KLEIDER GEWECHSELT.

Ein ähnliches Problem berührt die Frage nach einer Art technologischen Transzendenz, also ob wir irgendwann in der Lage sein werden, unseren Geist in einen Computer hochzuladen. Wie gehen wir dann mit diesen Abbildern lebender Personen um? Unter dem Schlagwort »Transhumanismus« finden sich einige solcher Fragestellungen. Wenn künstliche Gliedmaßen ihren realen Vorbildern immer ähnlicher werden, wie geht man dann damit um, dass sich Menschen vielleicht freiwillig ihre Körperteile ersetzen lassen, um leistungsfähiger zu sein? Diese Frage wurde nicht nur in zahlreichen Büchern, Filmen und Videospielen behandelt, sondern auch ganz real anhand des südafrikanischen Sportlers Oscar Pistorius. Dieser war zwar in letzter Zeit eher aufgrund seiner Verurteilung wegen Mordes an seiner Freundin im Jahr 2013 in den Schlagzeilen, bekam aber bereits davor große Aufmerksamkeit.

Pistorius wurden wegen eines angeborenen Defekts beide Unterschenkel amputiert. Trotzdem hatte er großen Erfolg als Sprinter, dank zweier für ihn angefertigter Spezialprothesen. Als Pistorius ankündigte, 2008 bei den Olympischen Spielen in Peking gegen Läufer ohne Handicap anzutreten, brach eine Diskussion los. Es hieß, Pistorius' Prothesen würden ihm einen unfairen Vorteil verschaffen, und die Frage wurde gestellt, ob Athleten ohne Pistorius' Einschränkung dadurch nicht unter einen noch größeren Leistungsdruck geraten würden. Nach einer Entscheidung des Internationalen Sportgerichtshofs durfte Pistorius an regulären Wettkämpfen gegen andere Athleten teilnehmen und erreichte als Teil des südafrikanischen Staffelteams bei den Olympischen Sommerspielen in London 2012 den achten Platz.

Durch Science-Fiction erhalten wir also die Möglichkeit, auf wichtige Fragen und Probleme der Zukunft durch Geschichten Antworten zu finden. Natürlich erzählt dieses Genre manchmal auch nur bunten Unterhaltungskram. Dennoch zeichnen diese scheinbar nur zum Eskapismus entworfenen Zukunftswelten ein oft utopisches (oder dystopisches) Bild der Zukunft.

MIT WARP 7 IN DIE ZUKUNFT

Ein gern genommenes Beispiel ist »Star Trek«. Die Grundannahme hinter »Star Trek« ist nämlich, dass die Menschheit nach einem dritten Weltkrieg, bei dem nur noch ein Bruchteil der Weltbevölkerung überlebt hat, aus ihren Fehlern lernt und ihrem irrationalen Verhalten abschwört. Dazu gehört auch der Verzicht auf eine Währung, die im 22. Jahrhundert abgeschafft wurde. Statt nach Geld streben die Menschen in »Star Trek« nach persönlichem Wachstum und Gemeinwohl. Diesem Ideal entspricht auch die Sternenflotte, die sich der wissenschaftlichen Erforschung des Weltraums verschrieben hat – und nicht dessen Eroberung.

Zugegeben: Das ist schon sehr idealistisch, was sich »Star-Trek«-Erfinder Gene Roddenberry da ausgedacht hat. Untersucht man Roddenberrys Vision der Zukunft genauer, bröckelt allerdings die Utopie: Es ist nicht klar, wie in einer Welt, in der alle Grundbedürfnisse erfüllt werden, die Moti-

vation der Menschen entsteht, Dinge zu erschaffen oder sich für seine Mitmenschen einzusetzen. Lediglich die Sternenflotte bietet diese Möglichkeit, indem sie Raumschiffe in das unbekannte All schickt.

Zudem thematisieren diverse Folgen der verschiedenen Fernsehserien – davon gibt es insgesamt sieben – die Dilemmata der sogenannten »obersten Direktive«. Die besagt, dass sich die Sternenflotte nicht in die Belange von Zivilisationen einmischen darf, die noch nicht mit Lichtgeschwindigkeit reisen können. Bedeutet dies aber auch, zuzulassen, dass ganze Planeten von einer Krankheit ausgelöscht werden, oder katastrophale Ereignisse geschehen zu lassen, die eine Zivilisation zerstören könnten, nur weil die Regeln es so vorgeben? Dennoch ist die Zukunftsvision von »Star Trek« deswegen nicht weniger wünschenswert. Im Gegenteil: »Star Trek« hat vielleicht so viele enthusiastische Fans, eben weil es eine positive Entwicklung für die Menschheit prognostiziert.

DER TRAUM VON UTOPIEN

Dabei könnte man denken, dass Science-Fiction vermehrt eine Tendenz ins Dystopische bekommen hat. Die letzte große Genre-Erneuerung war der »Cyberpunk« in den 1980er-Jahren, mit seinen Welten aus Konzernherrschaft und allgegenwärtiger Vernetzung. »Cyberpunk«-Geschichten zeigen zumeist reine Dystopien. In ihnen ist alles schiefgegangen, was heute schiefgehen könnte. Welche positiven Visionen kann die Science-Fiction da für unsere eigene Zukunft liefern?

Auch in Kim Stanley Robinsons viel beachteter »Mars-Trilogie« geht es der Erde nicht gut: Überbevölkerung, ansteigende Meeresspiegel sowie zunehmende Armut plagen den Planeten. Deswegen werden 100 Wissenschaftler, Ingenieure und weitere Freiwillige auf den Mars geschickt, um ihn zu kolonialisieren. Robinson entwirft, ausgehend von aktuellen Technologien, in seinen drei Büchern eine Geschichte der Mars-Kolonialisierung und damit einhergehend den Versuch, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Neue politische und wirtschaftliche Modelle werden von den Kolonisten diskutiert und zum Teil ausprobiert. Aber auf dem Mars ist nicht alles grün: Die Erde möchte ihre Kolonie nicht in die Freiheit entlassen und zerschlägt die aufkeimende Rebellion. Erst Jahrzehnte später gelingt den Kolonisten die Unabhängigkeit.

Robinson malt in seiner »Mars-Trilogie« das Bild einer Gesellschaft, die zwar mit Rückschlägen zu kämpfen hat, aber dank Wissenschaft und Technologie in der Lage ist, das Leben aller zu verbessern. Es wird ein neues ökonomisches System vorgeschlagen, die »Öko-Ökonomie«, in der Menschen an ihrem Beitrag zum Gesamtsystem der Menschheit gemessen werden. Demokratische Institutionen werden von Grund auf entwickelt, um idealerweise jede Stimme der Mars-Bevölkerung hören zu können.

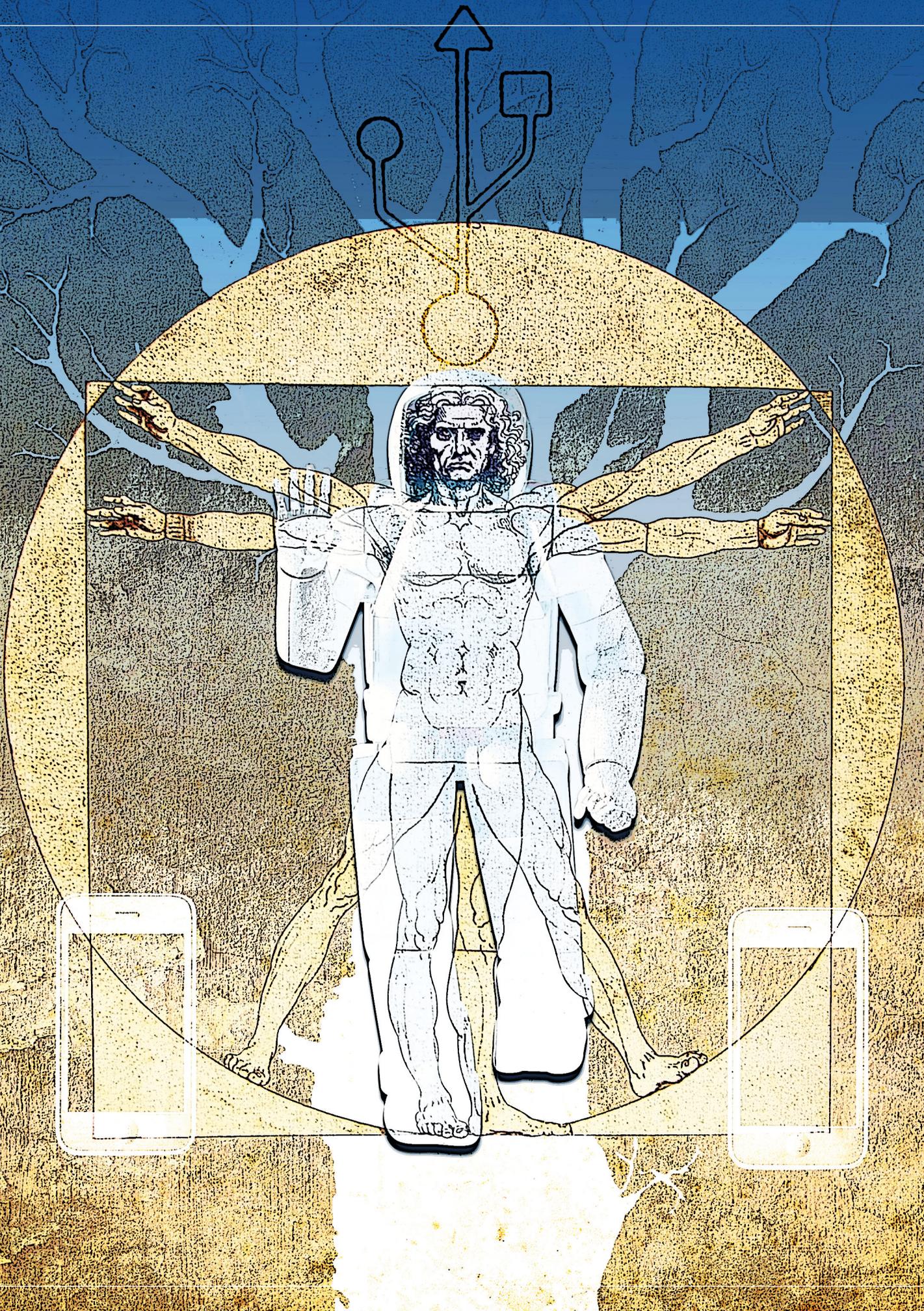
Ein bisschen fühlt man sich beim Lesen an Jean-Jacques Rousseaus Gedanken zu einem Gesellschaftsvertrag erinnert; und mit Sicherheit hat Robinson dessen Ideen ein

Stück weit berücksichtigt. Insgesamt ist die »Mars-Trilogie« ein Beispiel für augenscheinlich dystopische Science-Fiction, die aber letztlich eine Utopie darstellt. Denn am Ende entwickeln die Bürger des Mars, basierend auf den Fehlern der Vergangenheit und mithilfe wissenschaftlicher Erkenntnis und technologischen Fortschritts, eine wahrhaft neue Gesellschaft. Utopien sind also nicht unbedingt aus der Mode – sie haben nur die Kleidung gewechselt.

Das alles vollzieht sich in den Büchern über viele Jahrzehnte. Eine Voraussage über das nächste Jahrzehnt zu treffen, erscheint heute allerdings mehr als gefährlich – zu viel Unberechenbarkeit liegt auf dem Weg zum Morgen. Doch Fiktion hilft: Genau wie die Autoren der Essays von 1910 zumeist optimistisch in die Zukunft blickten, helfen uns Science-Fiction-Geschichten, mit dem Ungewissen umzugehen. Sie stellen uns Fragen und zeigen Probleme auf, denen wir uns stellen müssen – individuell sowie als Gesellschaft. Damit helfen sie uns nicht nur, das Morgen vorzubereiten, sondern geben bestenfalls auch noch Orientierung im Heute. Denn, Hand aufs Herz, die ethischen Probleme, denen wir uns gegenübersehen, werden stets um eine zentrale Frage kreisen: Wie wollen wir zusammenleben? Da hilft vielleicht ein kleiner Blick in die Vergangenheit: Durch Kooperation, nicht durch Egoismus, sind wir als Menschheit meist weitergekommen. •



HaJo Möbius heißt eigentlich Johannes Hahn und wenn er nicht gerade schreibt oder liest, spielt er Videospiele. Nach seinem Studium der Politik und Medien unterstützt Johannes die Crew von Kater Demos schon zum dritten Mal. Nebenbei arbeitet er als Redakteur, Autor und Podcaster. Er ist immer noch stolz wie Bolle, dass er zweimal für das Science-Fiction-Jahrbuch schreiben durfte. Richtig fremd fühlte er sich zuletzt, als er in Japan gefragt wurde, ob er hauptsächlich Kartoffeln essen würde.



WIDERSTAND IST ZWECKLOS!

Yuval Hararis »Homo Deus« und Timo Daums »Wir sind das Kapital« sind zwei aktuelle Sachbücher, die zwei sehr gegensätzliche Entwürfe der Zukunft enthalten. Gegenübergestellt ergeben sie ein spannendes Gesamtbild zur Frage: Wie schauen wir Menschen derzeit auf die Zukunft?

TEXT ROMAN OBST

ILLUSTRATION VOLKER STRÄTER

Digitalisierung, Automatisierung, Klimawandel. Langsam werden es alle mitbekommen haben. Wir befinden uns derzeit in einem der größten gesellschaftlichen Umbrüche seit der industriellen Revolution. Ob gerade erst am Anfang, eigentlich schon mittendrin, oder längst an der Schwelle zum nächsten großen Sprung, dazu kann sich jeder selbst eine Meinung bilden. Fest steht, die Zukunft hält einiges für uns bereit und vielen scheint die Vorstellung daran fremdartig, wie aus einem dystopischen Kinofilm. Zahlreiche Autoren, darunter selbst Geschichtswissenschaftler, die sonst eher Archive nach alten Dokumenten durchstöbern, werfen derzeit einen genauen Blick in die unbekannte Welt von morgen. Dabei entstehen Berichte und Erzählungen, die keinesfalls als Science-Fiction abgetan werden können.

Eine echt fulminante Geschichte von morgen liefert Yuval Noah Harari. Der israelische Historiker landete bereits mit dem Buch »Eine kurze Geschichte der Menschheit« einen internationalen Hit. Überzeugend gut erzählt er darin die (ganze bisherige) Weltgeschichte des Homo Sapiens. In

seinem neuesten Buch »Homo Deus«, 2017 auf Deutsch erschienen, schlägt er eine andere Richtung ein und wirft einen weiten Blick voraus ins aktuelle Jahrhundert.

Hunger, Krieg und Seuchen sind für uns heute schon weitgehend kontrollierbar, so Harari. Es wird sie leider auch in den kommenden Jahrzehnten noch geben. Aber sie entziehen sich nicht mehr dem menschlichen Verständnis, wie das für die längste Zeit der Fall war. Den politischen Willen vorausgesetzt, könnten wir Hungerkatastrophen, langanhaltende organisierte Gewalt und die meisten tödlichen Krankheiten aus der Welt schaffen. Und tatsächlich nimmt die Anzahl der daran sterbenden Menschen kontinuierlich ab.

Trotzdem prognostiziert Harari: »Der Homo Sapiens, wie wir ihn kennen, wird in einem Jahrhundert verschwunden sein«. Stattdessen tritt Homo Deus in Erscheinung. Mit einigen gewagten Thesen malt Harari dessen imposante Zukunft aus. Physiognomisch unterscheiden wir uns nicht sonderlich von unseren Vorfahren vor 10.000 Jahren. Wir sind etwas größer, besser genährt, gesünder und leben länger. Doch dabei wird es nicht bleiben. ►

EINEM NEUEN MASTERPLAN FOLGEND, WIRD DIE MENSCHHEIT IN ABSEHBARER ZEIT IHRE STERBLICHKEIT ABLEGEN.

DIE NEUE MENSCHLICHE AGENDA

Einem neuen Masterplan folgend, wird die Menschheit in absehbarer Zeit ihre Sterblichkeit ablegen. Wir werden uns quasi selbst zu Göttern aufschwingen. Daher auch der Titel des Buches: »Homo Deus« – der göttliche Mensch. Manchmal wird einem regelrecht schwindelig, wenn man bei Harari liest, wie radikal Biotechnologie und künstliche Intelligenz unsere Vorstellung vom Menschsein verändern sollen. Über kurz oder lang wird eine neue Art bionisch-augmentierter, computergestützter Mensch entstehen. Es taucht auch irgendwo das Wort Cyborg auf. Dabei sind alle Technologien, auf die sich der Historiker beruft, schon vorhanden oder werden derzeit entwickelt.

Die Medizintechnik wird ein langanhaltendes, beinahe unsterbliches Leben ermöglichen. Mittels Biotechnologie steigern wir unsere geistige und körperliche Leistungsfähigkeit ins Unermessliche. Über eine regulierte Körperchemie werden wir selbst unser Empfinden für Glück steuern. Computer treffen die für uns optimalen Entscheidungen und dank Automatisierung wird uns das alles vor die Füße getragen. »Wir Menschen werden schon bald Fähigkeiten erlangen, die wir früher stets für göttlich gehalten haben«, schreibt Harari im The Guardian.

FESTER GLAUBE AN DIE DATEN

Doch das göttliche Leben kommt zu einem Preis. Wir vernetzen uns nicht mehr nur durch unsere Endgeräte, sondern direkt über Implantate in unseren Körpern und senden nonstop biometrische Daten an die Server. Große wie kleine Entscheidungen delegieren wir an unseren persönlichen Algorithmus, der uns einfach viel besser kennt, als wir uns selbst je verstehen würden. Das alles für eine optimale Versorgung. Wer (länger) leben will, muss alles von sich teilen. Datenschutz kann tödlich sein.

Der Blogger, Autor und Journalist Sascha Lobo hat kürzlich zur Medizin der Zukunft gefragt: »Müssen wir das schlucken?« In seiner Spiegel-Online-Kolumne »Die Mensch-Maschine« warnt er: Technologie kommt uns immer näher, vom Schreibtischcomputer, über den Laptop, zum Smartphone, hin zur Smartwatch. Jetzt will die digitale Sphäre mittels medizinischer Sensoren in den Körper eindringen. »So kommt das Netz uns immer näher, die Digitalisierung wird körperlich.« Alles wird davon abhängen, wie viel Kontrolle uns als Individuen bleibt. Die aber werden wir uns selbst erkämpfen müssen.

Yuval Harari ist kein durchgeknallter Technikfreak. Er lebt gemeinsam mit seinem Ehemann in einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Jerusalem, wo er an der Hebräischen Universität Jerusalem Geschichte lehrt. Er meditiert zwei Stunden am Tag und besitzt nach eigener Aussage (noch) kein Smartphone. Den Leuten rät er, sich erst gar nicht darauf zu konzentrieren, den technologischen Fortschritt aufhalten zu wollen. »Das Zeitalter des Cyborgs ist angebrochen«, sagt er im Interview. Widerstand ist zwecklos! Vielmehr sollten wir darauf achten, uns nicht in den Datenströmen zu verlieren und möglichst viel unserer Menschlichkeit zu bewahren.

ABHÄNGEN IN VIRTUELLEN WELTEN

Ohnehin wird das mit der flächendeckenden Apotheose so schnell nix. Für die meisten von uns bleibt die Technologie auf sehr lange Zeit unerschwinglich. Doch Harari ist überzeugt, dass noch zu unseren Lebzeiten einige wenige superreiche Individuen nach der Unsterblichkeit greifen werden. Hier zeigt sich auch die irritierende Schwäche an der Erzählung des Historikers, der sich früher vorwiegend mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigte; statt bei den Prinzen vergangener Jahrhunderte liegt sein Fokus nun auf den Milliardären von morgen. Der Rest geht in einer kollektiven wertlosen Masse unter, für die er nur wenige Absätze übrig hat.

Wie das 19. Jahrhundert die arbeitende Klasse erschaffen hat, wird das 21. Jahrhundert die »nutzlose Klasse« hervorbringen. Die Automatisierung macht die meisten von uns ökonomisch überflüssig. Doch worin liegt für uns der Sinn in einer Welt ohne Arbeit? »Menschen werden ihre untätige Zeit zunehmend in den 3D-Welten virtueller Realität verbringen, die ihnen weitaus mehr Spannung und emotionale Erlebnisse bieten werden als die reale Welt draußen«, so Hararis Aussicht. Zur Abschaffung der Lohnarbeit haben andere schon gewitzter geschrieben. Über die politische Sprengkraft seiner Version der Zukunft ist sich der Autor bewusst. Von der Wut, Angst und Enttäuschung, die gegenwärtig die Menschen weltweit verunsichern, scheint er sich weitgehend gelöst zu haben. Vielleicht sollten wir alle mehr meditieren.

EHER BULLSHIT-JOBS STATT KAPITALISMUS ABSCHAFFEN

Eine profanere Sicht der Zukunft bietet uns Timo Daum. Karl Marx analysierte vor 150 Jahren die sozioökonomischen Umstände seiner Zeit. Mit Bezug auf den Großmeister der Kapitalismuskritik wagt Timo Daum ein aktuelles Update. In seinem Ende letzten Jahres veröffentlichten Buch »Das Kapital sind wir« analysiert er die digitale Ökonomie im Zeitalter der Internetkonzerne. Dabei geht er der Frage nach: Wie werden wir morgen arbeiten und wirtschaften?

»Der Kapitalismus ist das innovativste soziale System, das wir kennen«, schreibt Daum. Immer wieder gelinge es ihm, sich neu zu erfinden und dadurch Krisen zu überwinden. Daums Ansicht nach wird sich die Hoffnung vieler Kapitalismuskritiker nicht erfüllen, nach der die Automatisierung die Ausbeutung durch Lohnarbeit beendet und sich der Kapitalismus quasi selbst abschafft. Das System wird auch nicht zum Postkapitalismus, wie es Autoren wie Jeremy Rifkin (»Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft«) erwarten.

Bereits in den vergangenen Jahrzehnten hat die Wirtschaft eine enorme Kreativität darin bewiesen, die durch Automatisierung (wie die Einführung von Computern) freierwerdenden Arbeitskräfte sogleich wieder zu binden, indem sie uns mit allen möglichen »Bullshit-Jobs« versorgt, wie der Anarchist David Graeber erklärt. Man muss nur auf die ausufernde (private wie öffentliche) Bürokratie schauen, wo ganze Berufe neu entstanden sind und Bereiche wie Marke-

ting, Personalmanagement oder Verwaltung unendlich aufgebläht sind. Dadurch wurden viel weniger Arbeitnehmer als erwartet von Robotern wegrationalisiert.

DAS KAPITAL WIRD DIGITAL!

»Der auf der direkten Ausnutzung der Fertigungsmitarbeiter basierende industrielle Kapitalismus verwandelt sich durch den Prozess der Automatisierung in ein neues System«, schreibt er weiter. Algorithmen werden zur wichtigsten Maschine, Daten zum essenziellen Rohstoff und Informationen zur Ware Nummer eins. Mehrwert werde zunehmend aus dem konstant fließenden Strom von Daten generiert, den wir rund um die Uhr erzeugen, wobei die Grenzen zwischen Arbeitswelt und Privatleben zunehmend verschwinden.

Der Kapitalismus, das heißt die Ausbeutung von Arbeitskraft als Quelle des Profits, wird uns auch in Zukunft noch eine Weile beschäftigen. Aber eben nicht mehr in den klassischen sozialversicherungspflichtigen Vollzeitjobs. Statt uns alle in die Arbeitslosigkeit zu treiben, werden wir zukünftig auf den Plattformen der »Gig-Ökonomie« zu Kapitalisten unserer selbst. Schon heute zählt der Wirtschaftsjournalist Steven Hill für Deutschland eine Million sogenannter »Klick-Worker«, die sich auf Plattformen wie Upwork, Taskrabbit oder Foodora verdingen. In seinem Buch »Die Startup Illusion« beschreibt er die jüngste Erscheinung dieser »digitalen Tagelöhner«. Sie tauchen in keiner Statistik auf und arbeiten weitgehend außerhalb der Sozialversicherungen – ohne geregelte Arbeitszeiten, Kündigungsschutz oder Urlaubsanspruch.

Das Internet ist kein Job-Wunder, so die Erkenntnis, es schafft vor allem prekäre Arbeitsverhältnisse. Die Erwartungen der digitalen Bohème (etwa Sascha Lobo oder der Journalist und Autor Holm Friebe), die neuen technischen Möglichkeiten dafür nutzen zu können, sich von den Fesseln der Festanstellung zu befreien und selbstbestimmt zu arbeiten, haben sich nicht erfüllt. Stattdessen nutzen die Unternehmen der digitalen Ökonomie diesen Zeitgeist längst zu ihrem Vorteil aus. Frei nach der Devise: Ihr wollt keine festen Vollzeitjobs mehr? Könnt Ihr haben!

Bei Timo Daum kann man nachlesen, wie die digitale Wirtschaft kreative, alternative und sogar antikapitalistische Ideen übernimmt und verwertbar macht. Er prognostiziert: »Wir werden alle zu Mikro-Unternehmern einer egalitären, die Ressourcen schonenden kollaborativen Ökonomie, und das unter Beibehaltung von Privatbesitz, Warenproduktion, Profitorientierung und freiem Markt.«

GRUNDEINKOMMEN FÜR DIGITALE TAGELÖHNER

Selbst beim sonst begrüßenswerten Grundeinkommen könnte am Ende eine neoliberale Variante herauskommen. Schließlich sprechen sich immer mehr Konzernchefs für ein solches Konzept aus. Ein Grundeinkommen, das aber gerade knapp zum Leben reicht und förmlich dazu nötigt, sich auf den Plattformen der »Sharing Economy« etwas hinzuzuverdienen. Ganze Branchen könnten ihre zu erledigende Arbeit an ein Heer miteinander konkurrierender ►

»Self-Capitalists« auslagern, das nicht nur Uber-Fahrer und Lieferhelden umfasst, sondern auch mini-jobbende Designer, Texter, Architekten, die aus dem Home-Office stets verfügbar sind und nichts weiter kosten als möglichst niedrige Honorare.

Uber und Airbnb unterhalten keine Fahrzeuge oder Ferienzimmer und beschäftigen nur einen Bruchteil der ansonsten dafür notwendigen Mitarbeiter. Bald könnten die Technologiekonzerne und Internet-Giganten mit einer Mindestzahl eigener Mitarbeiter auskommen, die, hochbezahlt und bestens versorgt, die Server warten und Algorithmen entwickeln. In einer absoluten Plattform-Ökonomie blieben außer den Besitzern der Plattformen nur noch unzählige einzelne prekäre Tagelöhner übrig. Die enorme Ungleichheit, die durch schlecht bezahlte Lohnarbeit existiert (detailliert nachzulesen beim Ökonomen Thomas Piketty), wird dadurch drastisch verstärkt.

WEM GEHÖRT DIE ZUKUNFT?

Es werden derzeit Stimmen in Europa und den USA laut, die Konzernmacht aus dem Silicon Valley zu zerschlagen oder wenigstens stark zu beschneiden. Zuletzt sprach dies auch der Präsident des deutschen Kartellamtes in der WELT an. Das reibungslose Funktionieren unserer Gesellschaften hängt bereits so stark von ihren Angeboten ab, dass das Geschäftsmodell der Internet- und Technologiekonzerne Gefahren für unser Gemeinwohl birgt. Ihre notorische Abscheu vor Steuerzahlungen ist da nur eine Randerscheinung.

Internet-Pionier Jaron Lanier, der angeblich den Begriff der »Virtual Reality« prägte, beschreibt das eigentliche Dilemma in seinem Buch »Wem gehört die Zukunft?«. Mit oftmals kostenlosen und daher unwiderstehlichen Angeboten verführen uns die großen Internetfirmen auf ihre Server, dort sammeln sie unsere Nutzerdaten, ohne dafür bezahlen zu müssen, verwerten die Daten mit brutal force, also mit gigantischen Mengen an Speicherplatz und Rechenleistung, und verkaufen die Informationen an andere Wirtschaftszweige weiter oder nutzen sie selbst, um ihre eigenen Angebote zu optimieren oder neue Nachfragen zu schaffen. Währenddessen begünstigen Netzwerkeffekte die Monopolisierung: denn je mehr Nutzer sich an ihren Angeboten beteiligen, umso besser und verführerischer wird ihr Service, und desto stärker können sie ihre Marktmacht ausbauen. Diese Monopole können wirtschaftlich und politisch missbraucht werden. Unsere Gesellschaften machen sich abhängig und erpressbar. Deswegen warnt Lanier davor, den kommerziellen Servern so kampflös das Feld zu überlassen.

DER WEG ZUR DIGITALEN GRUNDVERSORGUNG

Doch statt die Monopole einfach zu zerschlagen, suchen IT-Experten wie Jaron Lanier und Timo Daum nach konstruktiven Ideen. Es mag utopisch klingen, wenn Daum schreibt: »Wir brauchen eine kostenlose Grundversorgung für die digitale Stadt, einen New Deal, bei dem die Bewohner ihre Daten beisteuern und die Städte daraus optimale Services entwickeln.«

Die Bereitschaft vor allem der jungen Leute, ihre Daten auf den kommerziellen Plattformen zu teilen, kann damit zum Wohle der Allgemeinheit eingesetzt werden. Dazu müssten Informationszugang durch Suchmaschinen und Kartendienste, öffentliche Teilhabe in sozialen Netzwerken sowie flächendeckend kostenloser Internetzugang gesellschaftlich organisiert werden. Transparenz wäre vorhanden, wenn Algorithmen als Open-Source-Programme entwickelt würden.

Anonymisierte Metadaten der Nutzer sollten nicht in den Konzernzentralen gespeichert liegen, sondern in öffentlichen Bibliotheken zugänglich sein. Gerade die Großstädte der Zukunft würden davon profitieren. Durch Datenverarbeitung könnte Wohnraum besser verteilt und Verkehr optimal geregelt werden. Wir beginnen gerade erst darüber nachzudenken, wie an dieser Stelle beispielsweise Blockchain-Technologien dezentral organisierte Lösungsansätze liefern.

Daum ist nicht der Erste, der sagt, dass die öffentliche Grundversorgung auf die digitale Sphäre ausgeweitet werden sollte. Auch steckt kein sozialistisches Weltbild dahinter, wenn er behauptet, der digitale Kapitalismus bleibe weit hinter seinen Möglichkeiten zurück, wenn alles nur auf einige wenige dominierende Big Player hinausläufe. Schließlich können wir es uns leisten.

Die Firmen des digitalen Kapitalismus versetzen gegenwärtig ganze Wirtschaftszweige in existenzielle Angst, indem sie zuvor dezentral organisierte Dienstleistungen auf ihren Plattformen zentralisieren und für die Bereitstellung

UNSERE GESELLSCHAFTEN MACHEN SICH ABHÄNGIG UND ERPRESSBAR.

ihres Angebots einen beträchtlichen Teil des Umsatzes einbehalten. Selbst traditionsreiche Industriezweige (in Deutschland allen voran Bosch und Daimler) beginnen damit, ihre Geschäftsmodelle radikal zu hinterfragen, um der eigenen Disruption vorzuziehen. Für eine größere Zahl an Freiberuflern, Zeitarbeitern und befristet Beschäftigter wird es bereits immer schwieriger, über die Runden zu kommen, während die öffentliche Politik an der altbackenen Festanstellung in Vollzeit festzuhalten versucht.

GESAMTBILD DER ZUKUNFT

Daums Analyse der digitalen Ökonomie ist ein krasser Gegenentwurf zur Aussage des Historikers Yuval Harari, die Mehrheit der Bevölkerung würde bald ihre unnütze Zeit in der »Virtual Reality« verplempern. Es mag sein, dass die Superreichen irgendwann wie Halbgötter zwischen uns wandeln; aber wir wollen auch wissen, wie der Rest von uns morgen leben und arbeiten wird. Wo der autoritätshörige Historiker Yuval Harari seinen großen Mut zur Lücke beweist, schaut der marxistische IT-Experte Timo Daum genauer hin.

Harari beschreibt eine zukünftige Elite, deren selbst optimierte Unsterblichkeit auch ein flüchtiger Blick auf eine weit fernere Zukunft der Menschheit im Ganzen ist. Dieser Schwerpunkt auf einer kleinen augmentierten Klasse, die das Schicksal der meisten Menschen weitgehend außer Acht lässt, ist problematisch. Währenddessen finden wir bei Timo Daum das zukünftige Leben der Bevölkerung, die zwar mit einem knappen Einkommen grundlegend versorgt sein wird, aber als »Self-Capitalists« in der digitalen Ökonomie über die Runden kommen muss.

Beide Autoren betonen, dass sie Möglichkeiten beschreiben. Dass wir in etwa den nächsten 50 Jahren noch dafür sorgen können, eine andere, lebenswertere Zukunft zu schaffen. Harari sieht insbesondere in der absehbaren Klimakrise eine große Chance für die Menschheit, sich endlich zusammenzureißen. Allgemein sind Krisen für ihn nicht nur negative Erscheinungen, vor allem für die nachfolgenden Generationen. Ähnlich wie die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert werden die Herausforderungen der Erderwärmung ausreichend Druck auf die Menschheit ausüben, um uns zu technologischen sowie gesellschaftlichen Entwicklungen zu nötigen. Unser Überleben wird davon abhängen.

Das lässt auch den dystopischen Klima-Bericht »The Uninhabitable Earth« von David Wallace-Wells aus dem New York Magazine des vergangenen Jahres in einem etwas helleren Licht erscheinen. Auf Basis zahlreicher aktueller Prognosen beschreibt der Journalist Wallace-Wells eine unbewohnbare Erde: Eine post-apokalyptische Wüstenwelt, von sauren Meeren umgeben und unbewohnbaren Landstrichen durchzogen, in der einem ständig der Hitzetod droht, Hungersnöte herrschen und andauernde Kriege um Land, Wasser und Ressourcen das Leben von Milliarden Menschen prägen.

Wie eingangs erwähnt, erschienen in den letzten Jahren unzählige Sachbücher und Texte, die sich um realistische Beschreibungen der Zukunft bemühen. Die meisten hangeln

sich an bestimmten Problemen und möglichen Lösungen entlang, denen wir in absehbarer Zeit begegnen könnten: Migration, politische Instabilität, Überbevölkerung, Nahrungsmittelknappheit. Die meisten Prognosen fallen negativ bis ernsthaft bedrohlich aus. Man sollte dabei nicht außer Acht lassen, dass sich Schauergeschichten schon immer gut verkauft haben.

Die meisten Autoren behandeln jedoch nur einen bestimmten Aspekt. Es fällt ihnen schwer, das ganze Bild ins Auge zu fassen. Alle Berichte zusammen ergeben zwar ein umfangreicheres, aber weiterhin fragmentarisches Bild. Die Zukunft ist ein Puzzle. Wenn es überhaupt möglich ist, bietet sich ein Gesamtbild erst im Rückblick auf die Vergangenheit.

ALTERNATIVE VERGANGENHEITEN

Auch der deutsche Historiker Joachim Radkau schreibt eine »Geschichte der Zukunft«. Unter dem nüchternen Titel aus dem letzten Jahr beschäftigt er sich weniger mit den großen Fragen des kommenden Jahrhunderts, als mit den unerfüllten Prognosen, Visionen und Irrungen unserer jüngsten Vergangenheit.

Das große Waldsterben, der Sieg des Sozialismus, ein drohender Atomkrieg – viele einst sicher geglaubte Prognosen, die in Deutschland über Jahrzehnte drückende Ängste und schwere Entscheidungen mit sich zogen, blieben unerfüllt. Radkaus Erzählungen aus der Zeit nach 1945 bis heute sind voll von Anekdoten, Alternativen, Abbrüchen, Wendungen und kleinen Zufällen, die dafür gesorgt haben, dass es so und nicht anders kam. Sein Fazit: Selbst die klügsten Köpfe irren manchmal. •



Roman Obst ist genauso wenig auf die Zukunft vorbereitet, wie die meisten von uns. Er erwartet kein großes Erbe und hat keine private Altersvorsorge. Er freut sich trotzdem darauf.

KONSERVATIVE POLITIK IST QUATSCH



Dieser Text ist eigentlich auch Quatsch.
Aber weil Kater Demos ein politisches Magazin ist, stellt
sich doch die Frage: Was macht überhaupt die Politik für
unsere Zukunft und warum kümmert sich keiner darum?

VON ROMAN OBST

Parteien, Verbände und politische Institutionen beanspruchen gerne für sich, sich am stärksten um die Zukunft zu bemühen. Schließlich greift die Politik aktuelle Probleme auf und trifft verbindliche Entscheidungen, die in absehbarer Zeit wirksam werden. Dabei soll sie möglichst vorausschauend und zügig agieren. Leider ist das eine naive Idealvorstellung.

Soll Politik progressiv oder konservativ sein? Zumindest für die kapitalistische bürgerliche Gesellschaft kann man behaupten, dass es beide politische Richtungen braucht. Die Progressiven sorgen für den notwendigen Fortschritt, den die junge urbane Bevölkerung und die profitorientierte Wirtschaft verlangen. Die Konservativen passen auf, dass es dabei nicht zu schnell zugeht und keinem schwindlig wird. Dabei müssen die Progressiven den Konservativen immer ein Stück weit voraus sein, sonst steht der Laden still.

Sozialdemokratie, die Linke und auch die Grünen fallen derzeit nicht durch progressive Ideen auf. Die politische Richtung, die derzeit aus allen Lagern die größte Aufmerksamkeit bekommt, ist leider konservativ. Auch wenn einige weinerliche Stimmen anderes behaupten.

Konservative Politik zu betreiben ist Quatsch! Um es mit den Worten des Volksphilosophen Richard David Precht zu sagen: »Wirtschaftsliberale und wertkonservative Politik sind gemeinsam nicht zu machen. Was soll konservative Politik in einer globalisierten, virtualisierten und digitalisierten Welt überhaupt sein? Wenn konservativ bedeutet, die alten Werte und Traditionen zu bewahren, müssten wir die Ära Adenauer zurückholen.«

Das hieße also: Frauen an den Herd, mehr Disziplin in den Schulen, lebenslang derselbe Arbeitgeber sowie allgemeine Wehrpflicht für Männer, um die Landesgrenzen zu verteidigen gegen all die Migranten, die wir zuvor rausgeschmissen haben. Ohne Zwang lässt sich gesellschaftlicher und technologischer Fortschritt nicht umkehren.

Dabei stehen wir vor den größten gesellschaftlichen Umbrüchen seit der industriellen Revolution. Damals sind Heerscharen von Bauern in die Städte gedrängt, um in den Fabriken zu malochen. Sie hausten unter unmenschlichen Bedingungen, ohne Sozialversicherung oder Krankenkasse.

In 20 Jahren, so die Prognosen, glaubt man den Autoren Frey & Osborne von der Universität Oxford (2013), könnte die Hälfte der heute Beschäftigten arbeitslos sein. Das sind in Deutschland 20 bis 25 Millionen Menschen!

Wenn wir also die Sozialsysteme nicht von den staatlichen Einnahmen durch Arbeit entkoppeln, droht ein Zusammenbruch des gesamten Systems. Die sogenannte Mittelschicht wird es sich nicht gefallen lassen, dauerhaft von Hartz IV zu leben.

2048 könnten womöglich wieder Barrikaden in deutschen Städten errichtet werden. Das hieße dann Revolution – von unten oder von oben.

Die gegenwärtige Politik reagiert auf diese Aussichten nur unzureichend. Sie verharrt in ihrem klassischen Links-Rechts-Schema und betreibt, wo es noch geht, Klientelpolitik. Doch vor allem halten alle Parteien an den immer schlechter bezahlten Vollzeitjobs fest.

Bisher ist nicht abzusehen, dass sich auch nur eine Partei auf eine Zukunft vorbereitet, in der prekäre Beschäftigungsverhältnisse in Teilzeit oder Selbstständigkeit nicht die Ausnahme, sondern Normalität sind. In den Gesprächen zur großen Koalition zwischen Union und SPD kamen diese so gut wie nicht vor. Und das, obwohl der Staat derzeit im Geld zu schwimmen scheint. Investitionen bleiben – außer in Autobahnen und ICE-Strecken – trotzdem aus.

Mitverantwortlich ist die Funktionsweise unserer Mediendemokratie: Hektische und vereinfachende Nachrichten konzentrieren sich auf Personen und Konflikte. Strategische Politik wird verhindert und höchstens auf tagesschautaugliche Symbolpolitik reduziert.

Die Partei, die das Dilemma als erste anspricht, wird erst von den Medien und schließlich von den Wählern gnadenlos abgestraft werden. »Wie könnt ihr bei den Leuten nur so eine Panik verbreiten?«, rief es dann aus allen Richtungen. Dazu kommt, dass in unserer politischen Landschaft niemand ernst genommen wird, der am protestantischen Arbeitsethos der Deutschen auch nur Zweifel äußert. Selbst das Grundeinkommen soll es nur »solidarisch« geben, wenn dafür etwas geleistet wird.

Somit konzentriert sich die Politik darauf, den gegenwärtigen Kurs so lange wie möglich beizubehalten. Aber die Leute spüren längst, dass irgendwas nicht stimmt zwischen Usedom und Berchtesgaden. Auf die allgemeine Verunsicherung, den Frust und die Angst haben die etablierten Parteien keine Antworten. Stattdessen trauern sie jenen Wählern nach, die zur AfD abwandern.

Worauf allen voran die regionale Kleinpartei CSU mit der albernen Forderung nach einer »konservativen Revolution« reagiert. Zu lange hätten selbsternannte Modernisierer den Ton angegeben. Für uns alle wünscht sich die CSU ein Deutschland von vor 1968 zurück.

Konrad Adenauer hat bis 1963 regiert. Helmut Kohl bis 1998. Angela Merkel ist noch am Start. Bullshitting nennt man das, wenn man den Leuten etwas vormachen will, obwohl man es besser weiß.

Von einer Politik der Zukunft kann hier also keine Rede sein.

Die Zukunft kommt – nicht nur meistens, sondern immer. Aber manchmal passiert sie auch einfach. •



HAAHAALT!!!



OBERGRENZE

ILLUSTRATION RICK PALM

HEIMAT



D E R R E F E Z
O T E E N
A D D A

In unserem Roten Faden begeben wir uns dieses Mal auf eine fotografische Reise durch das Fremde und stellen die Arbeit einer jungen Gestalterin aus Köln vor.

DER ROTE FADEN

I. Franzi	S. 20
II. Gyda	S. 46
III. Paul	S. 62

GLITCH IDENTITIES

AUSBRÜCHE BESTÄTIGEN DAS SYSTEM

TEXT UND FOTOS ANNIKA MECHELHOFF

Das Fotoprojekt »glitch_identities« entstand als Abschlussarbeit im Rahmen der Bachelorprüfung an der Köln International School of Design (KISD). Im Projekt wurden Einflüsse namenhafter Künstler der Pop-Art wie Cindy Sherman und Andy Warhol sowie der Glitch-Art-Künstlerin Rosa Menkman aufgenommen.

Soweit Pop-Art weitläufig bekannt ist, erscheint der Begriff Glitch-Art den meisten Menschen bisher noch recht bildleert. Dabei hat diese Richtung der zeitgenössischen Video- und Fotokunst in den letzten Jahrzehnten gewaltig an Bedeutung und Popularität gewonnen. Im Zeitalter der Postmoderne weist diese Neuinterpretation der Pop-Art Analogien zum Verständnis von gesellschaftlicher und persönlicher Identität und der Idee von Design als Formgeber eben dieser sozialen Konzepte auf. Sie spiegelt den momentanen gesellschaftlichen Wandel der Perception von Wahrheit und Schönheit wider und treibt diesen gleichermaßen voran, bleibt dabei jedoch untrennbar von dem dem schöpferischen Akt zugrundeliegenden System.

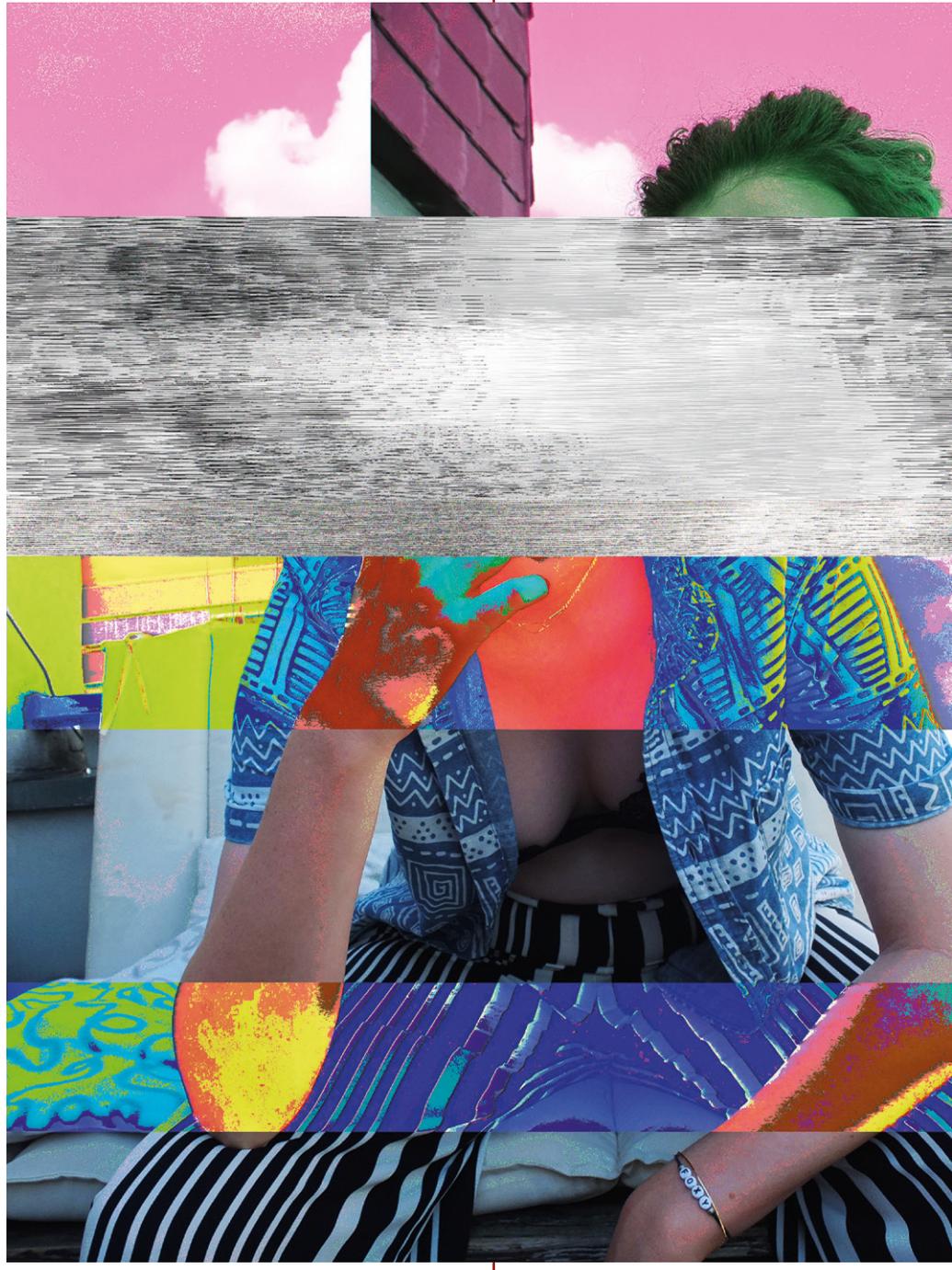
Rosa Menkman – eine der Szenegrößen der Glitch-Art – beschreibt diese als eine kritische Auseinandersetzung mit Störungen in einem System bzw. andersherum; eine Kritik am System selbst, durch das Nutzen von Störungen. Während sich ein Glitch bspw. in einem Videospiel durch ein ungeplantes »Verschlucken« des Programms bildet, entsteht Glitch-Art durch eine gezielte Manipulation digitaler Datensätze (Databending). Die jeweilige Codierung eines Mediums bildet sein Sprachmuster. Das Erzeugen von Glitches innerhalb dieser Kommunikationsstruktur stellt demnach die innere Kohärenz des gesamten Gefüges in Frage.

Eine Kongruenz zu sozialen menschlichen Kommunikationssystemen ist hier leicht zu erkennen. Das durch die Heteronormativität bestimmte vestimäntere Verhalten der binären Geschlechter bildet die Regeln des Kommunikationsprogramms. Eine gezielte »Manipulation« von genderspezifischen Dresscodes produziert eine visuelle Störung des Systems. Dieser modische Ausbruch kann als sozialer Glitch in einer analogen Welt gesehen werden. Das absichtliche Erzeugen von »Störungen« (Glitches) fördert dem – Leitbild der Glitch-Art folgend – dabei ungeahnte Schönheit zu Tage, welche die innere Struktur des ablaufenden Gender-Programms offenlegt und so dessen wahres Potential zu erkennen gibt. Queer Dressing und Queer Identities bringen demnach auf modischem Weg Kritik am heteronormativen System der Gesellschaft an.

Die Fotos der Projektreihe »glitch_identities_series_II« zeigen Personen, deren Körper eine eindeutige Zuordnung in ein bestehendes heteronormatives Gesellschaftssystem »verlangen«. Die Kategorisierung wird jedoch durch eine Manipulation der das System definierenden Codes gestört, wodurch ein Moment der Verwirrung, sozusagen ein Stolpern gesellschaftlich normierter Erwartungen, entsteht.

Das Projekt versteht sich als experimentelle Zusammenführung der Disziplinen Glitch Art und Gender Design und bestrebt durch diese Funktion neue Materialitäten und ein tieferes Verständnis für beide Gebiete zu schaffen. Die entstanden Fotos und Videos beider Projektreihen sind auf Instagram unter »glitch_identities« und auf ammhoff.myportfolio.com zu sehen.

FRANZI









WANN IST EIN MANN EIN MANN?



Zehntausende Menschen in Deutschland sind trans*ident: Sie wurden einem Geschlecht zugewiesen, das ihnen fremd ist, und anschließend als psychisch erkrankt gelistet. Doch vor allem Trans*-Männer verweigern heute die staatliche Pathologisierung ihrer Natur und tauchen auf dem Radar der Behörden erst gar nicht auf. Wo die Belange weniger Trans*-Personen für Politik und Wirtschaft zahlenmäßig unbedeutend sind, da verlangt es nach Solidarität. Ein Aufruf zum Mitkämpfen!

TEXT BASTIAN PETERS

FOTOS PIOTR PIETRUS

MARIAN: DER MANN KANN PASSIEREN.

Morgentoilette, ins Büro rasen, hinterher im Fitness-Studio schwitzen, anschließend zum Tinder-Date, um nachts geschafft ins Bett zu fallen. Das Erleben dieser alltäglichsten Abfolgen unterscheidet sich fundamental für einen Mann, wenn er einen Penis oder eine Vagina zwischen seinen Beinen trägt. Den Anderen kann es gleich sein, ob der kernige Anzugträger in der Bahn in seinem Aktenkoffer ein Pack-n-Piss-Set trägt, um im Alltag originalgetreu zu urinieren. Und es sei auch der Fantasie überlassen, ob der attraktive Buchhändler des Vertrauens möglicherweise doppelgellige Unterhosen mit eingelegtem Penisschatten trägt, oder sich tatsächlich freut, seine Stammkundin zu sehen.

»Wenn's nach der AfD ginge, müsste ich noch Dirndl tragen«, mahnte der Graubart auf dem Plakat der Travestie für Deutschland (TfD). Die Polit-Aktion, die es im sommerlich-seichten Bundestagswahlkampf von Berliner Straßentlaternen bis in die New York Times schaffte, präsentierte einen gut gereiften Mann in Lederhose, der sich vom Trachtenkleid befreit fühlte, und der Mindfuck war perfekt. Das graue Haar frisch nachgestutzt beim Men-only-Barbier. Die trainierte Brust angespannt unterm Karohemd, die Testosteron-Spritzen hatten ihre Wirkung voll entfaltet. Und natürlich ein voluminöser Vollbart, der Magnet für geneigte Männer und Frauen. In den Internetforen kratzte man sich zu Hunderten die Köpfe, da half auch nicht der Untertitel: #MyGenderMyChoice. Zu fremd war der Gedanke, dass das bärtige TfD-Gesicht einst als blondzöpfige Feministin durch die Lesbenszene fegte.

DER TRIUMPH DES »PASSINGS«

Als Mann erkannt zu werden, ist ein hart erkämpfter Erfolg für Trans*-Männer wie Marian. Von der Gesellschaft endlich das Geschlecht zugewiesen zu bekommen, das man selbst gewählt hat und erst seit kurzem mit sich trägt, nennt man den Triumph des »Passings«, den viele Trans*-Personen anstreben. Für diesen Moment, in dem man die fremd empfundene Haut nach Jahrzehnten endlich abgestreift bekommt, und seinen Körper zur Schau stellen kann, ohne

PASSING

Das Passing, also die Akzeptanz der selbstgewählten Geschlechtsidentität, wird durch entsprechende Kleidung, Erscheinung und Verhalten erzielt.

TRANS*IDENT

*Als trans*ident gelten Menschen, die sich als Angehörige eines anderen Geschlechts empfinden und als solche anerkannt werden wollen.*

Erklärungen abgeben zu müssen, wie Fußnoten zur eigenen Erscheinung – dieser Moment entzündet einen inneren Pride March.

Auch wenn zehntausende Trans*-Männer in Deutschland von einem Freudenfest wie diesem teils tagelang zehren, sind es stille Momente, die diesen Weg prägen. Das jahrelange Fremdsein mit sich selbst, dass hier etwas nicht stimmen kann. Die Sorge im Gesicht der Mutter, ob die Tochter je glücklich sein kann. Die Angst des Vaters, das Kind würde nie im Arbeitsleben ankommen und eine Familie gründen. Die Kälte im Blick alter Freundinnen, die den Weg nicht mit einem gehen wollen. Das eigene Lächeln, das sich antrainiert wurde, um Stärke auszustrahlen – in der Hoffnung, diese Stärke möge irgendwann nach innen wirken und die Kraft geben, den letzten Schritt zu gehen: Sich fremd zu machen, sich los zu sagen, aufzubrechen ohne Aussicht auf Rückkehr, kein Tourist zu sein, sondern Emigrant. Die eigene Welt aus ►



den Angeln zu heben, und all das wieder und wieder, Jahr um Jahr, immer nur im Kopf durchzuspielen, bevor der erste Schritt getan wird.

Eine schöne große Frau mit blonder Mähne und Hang zur Bühne, vom Publikum angeschmachtet und immer eine Liebe an der Hand – ein lesbischer Traum, der insgeheim keiner war. »Ich kannte in den Neunzigern genau ein Trans*-Paar, das lebte zurückgezogen und ohne Freunde in meiner Nachbarschaft«, erinnert sich Marian. Die Perspektive war für ihn so abschreckend, dass ein Leben als Mann weiterhin eine Fantasie blieb, denn Marians Angst vor Benachteiligung war berechtigt. Noch vor zwanzig Jahren schätzte der Bundestag über 60 Prozent der statistisch erfassten Trans*-Personen als Leistungsempfänger ein – eine Situation, die die Abgeordneten auf die marginalisierte Form der Sexualität zurückführten, die dem gesellschaftlichen Gros so fremd war wie den meinungsbildenden Medienhäusern.

KINGZ OF BERLIN: NICHT TRAVESTIE, SONDERN TRAUM

Nein, Marian entschied sich gegen eine »Pflichttherapie«, er hatte auch keine Lust, sich jahrelang von »Folgeschäden« kurieren zu lassen. All der Kostenaufwand, die Jahre, die Opfer, und immer die Ungewissheit, dass die Versicherung für den Aufwand und die langen Krankenzeiten nicht aufkommen würde – das war es nicht wert, das schöne Leben inmitten der florierenden Lesbenszene Berlins aufzugeben, den beruflichen Aufstieg und den gefühlten Wohlstand. All das war zu riskant: »Ich war nie ein Pionier, ich sah mich nicht für etwas kämpfen. Diesen Mut brachten andere auf.«

Es war das Millennium, das die Zeitenwende brachte. Über Nacht überstrahlte der rasend schöne Johnny Berlin die Szene der Hauptstadt, im Kino rührte die Trans*-Tragödie »Boys Don't Cry« zu Tränen, und ein Haufen wild gewordener Herren-Imitatorinnen fiel über Deutschland her: Die Kingz of Berlin schlugen ein wie ein Gender-Blitz. Doch während die Medien fasziniert berichteten und reihenweise Frauen in Ohnmacht kippten, fand Marian an dem dechiffrierten Macho-Gehabe und der Boyband-Persiflage nichts witzig. »Es war, als stünde alles Kopf. Das war nicht nur Travestie, nicht nur angeklebte Bärte und abgebundene Brüste. Es waren die harten Blicke, die klaren Ansagen, die kraftvollen Stimmen, der Chauvinismus. All das, wovon wir Männer seit

zwei Generationen entwöhnen wollten. Die Bühnenshow der Kingz war das Leben, das ich wollte. Ohne Boxen-Sound und Spotlight für eine Nacht, sondern jeden Tag.«

Vorurteile gegen die Verherrlichung des Patriarchats und Ausgrenzung renegater Lesben machten es noch immer schwer, den Schritt in die Transition zu wagen, sich überhaupt ein reibungsloses Leben vorzustellen. Wer würde ihn dann noch lieben?, war eine wiederkehrende Frage, heraufbeschworen von der Angst, sich vor Anderen lächerlich zu machen, angezweifelt und herabgesetzt zu werden. Er brauchte seine Zeit, zwei Schritte vor und einen zurück, bis er die Tatsache akzeptierte, dass das eigene Glück erst nach chirurgischen und hormonellen Behandlung warten würde. Marian würde nach dem sozialen Geschlecht auch das biologische Geschlecht wechseln und endlich aussehen, wie er sich ein Leben lang fühlte.



BJARNE: DAS MÄRCHEN VOM PENIS.

»Gefühlt jede zweite Lesbe in meinem Freundeskreis steckte plötzlich im Stimmbruch und ließ sich einen Bart wachsen«, erinnert sich Bjarne an die Zeit, in der er verständnislos zusah, wie eine stolze Butch nach der nächsten mit der Transition begann. Es waren sieben aufregende Jahre, in denen er mit den Kingz of Berlin auf der Bühne mit angespanntem Po in die Luft bumste, das bärtige Jungsgesicht welpengleich verschnuckelte und den Schweiß in die rasende Meute spritzte – doch bei Geschlechtsangleichung hörte es bei ihm auf. Weshalb sich das zuvor verurteilte Gender-Privileg des Mannes aneignen und in heterosexuelle Beziehungsmuster

fallen? Ihm als trans*identem Queer reichte das Gefühl, genderfluid zu sein und sich nicht selbst mit Etiketten der binären Welt geschlechtlich festzulegen, sondern seinen eigenen Weg zu gehen. Dachte er.

»Ich war Anfang vierzig, hatte Haus, Frau, Katzen und einen super Job. Ich war angekommen.« Bis ein Tumor von einem Tag zum nächsten Bjarne's Leben auf den Kopf und alles in Frage stellte, nicht zuletzt die eigene Zukunft mit all ihren Möglichkeiten. Psychosomatische Folgeerscheinungen blieben nicht aus, der Körper zwang ihm immer wieder existentielle Fragen auf. »Ich musste alles, was ich gedacht und gelebt hatte, bewusst loslassen. Die Furcht vor der Transition wurde schließlich kleiner als die Angst, weiterzuleben wie bisher. Wenn ich damals gewusst hätte, wie ich mich heute fühle, hätte ich es schon vor Jahrzehnten getan.«

PENOID-AUFBAU AUSGESCHLOSSEN

Doch vor Jahrzehnten lebte er in einem Frauenkörper. Als Vierjährige gab sich Bjarne den ersten männlichen Vornamen, mit vierzehn Jahren wurde mit krummem Buckel versucht, die großen Brüste zu verbergen, dann gründete er mit den Kingz of Berlin die erste Drag-King-Truppe Europas, und doch

gab es die Sperre im Kopf, das Problem der empfundenen Körperdysphorie nicht zu verbalisieren, auch nicht vor sich selbst. Der Schock der Krankheit und die Angst vor Krebs ließen diese Scheuklappen fallen: Bjarne nahm seinen Mut zusammen und erkämpfte sich den Körper, den er ein Leben

lang vermisst hatte. Ein erster, nicht verhandelbarer Schritt war die Mastektomie: »Ich wachte nach der Operation auf, blickte begeistert an meinem brustlosen Oberkörper hinunter und dachte: Na, der Bauch muss weg!«, grinst er.

Auch wenn er seinen Körper wie viele Trans*-Männer als identitätsstiftend empfindet, stimmt Bjarne einem Penoid-Aufbau noch immer nicht zu: Zu häufig haben Patienten unter postoperativen Rückbildungen des Gewebes zu kämpfen, mit Nachblutungen und Wundheilungsstörungen. »Viele Trans*-Personen leiden unter der körperlichen Abnormität. Und zwar nicht, weil sie trans* sind, sondern weil sie der Norm nicht entsprechen und ausgegrenzt werden. Ich bin davon überzeugt, dass es ohne diese Art von Diskriminierung deutlich weniger Menschen geben würde, die sich überhaupt unters Messer legen würden.«

Selbst im seltenen Fall einer unkomplizierten Operation sei die Penetration unbequem und enervierend, was einen eigenen Penis als ultimativen Männlichkeitspokal infrage stellt. Günstige Angebote von Privatkliniken sind zudem selten, da die Nachfrage nicht groß genug ist. Bjarne überlegt, sich eine Epithese von der Krankenkasse erstatten zu lassen, mit der es möglich wäre, das Sexleben um neue Spielarten zu erweitern. »Natürlich hätte ich mit einem Fingerschnips gern einen Penis, aber der Weg dorthin ist 2018 noch zu steinig, um ihn aufzunehmen. Außerdem geschieht Sex im Kopf: Mit einer stimulierten Klitoris, einem haptisch-identen Penisersatz, manuellen Bewegungen und einem ▶



BONUS HOLE BOYS

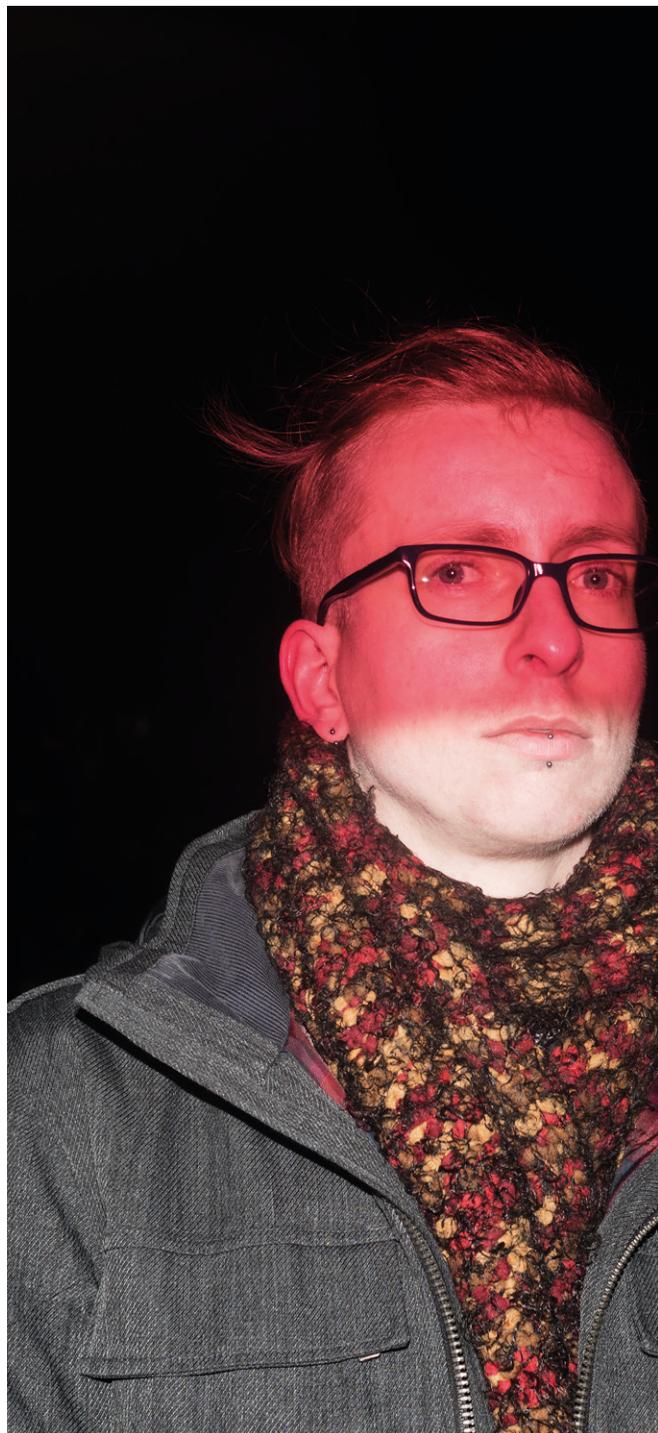
In der Porno-Industrie sind Männerkörper mit Vagina eine beliebte Kategorie. Trans-Männer als Bonus Hole Boys zu bezeichnen mag fetischisierend anklingen, ist aber selten abwertend gemeint.*

mechanisch erzeugten Erguss – aus Maisstärke und Wasser – ist ein ›männlicher‹ Orgasmus erlebbar. Auch eine spielerische Optik unterstützt die Fantasie, und Fantasie führt zum Orgasmus. Nicht nur für Penismenschen.«

BESTENFALLS BONUS HOLE BOY

Gewappnet mit einem neuen Körpergefühl und einer Portion Neugier stürzte Bjarne mit neuer Haut in die Szene. »Es herrscht eine unausgesprochene Übereinkunft unter Schwulen. Für die bin ich ein ›Neuer‹, werde schlimmstenfalls ignoriert, und werde bestenfalls als ein Bonus Hole Boy angeflirtet – was mich in meiner Männlichkeit bekräftigt. In dieser Männerwelt, in der weibliche Befindlichkeiten keine Rolle spielen, ist Sex sehr präsent, und Trans*-Männer gelten als weiteres Toy im Spielzeugparadies.« Die schnell wirkenden Testosteron-Injektionen haben sukzessive Bjarne's Identitätsspektrum geöffnet, aber eben auch sein sexuelles: »Du sitzt im Auto und wartest, dass die Ampel auf Grün schaltet, und plötzlich überfällt dich ein Hormonschwall und du läufst heiß.« Das neu erblühte Körpergefühl können Trans*-Männer in spezialisierten Tantra-Gruppen ausleben oder auch im Boiler: Berlins Schwulensauna stellt sich der neuen Trans*-Sichtbarkeit, schult ihr Personal und hat über keine negativen Reaktionen auf die neuen Fremden zu berichten. Bjarne und seine Trans*-Kumpels schätzen diese Akzeptanz in der Szene, teils um als Beobachter den eigenen Voyeurismus zu bedienen, teils um sich in den Blicken Anderer ihrer Männlichkeit zu vergewissern.

Ich gebe Bjarne auf Nachfrage hin Auskunft über die schwulen Hotspots, um sich das merkwürdige Verhalten geschlechtsreifer Großstädter zur Paarungszeit näher zu betrachten: Montags geht es ins Moritz, dienstags ins 3000, mittwochs trifft man sich im Prinzknecht, Donnerstag ist Olfe-Tag, Freitag bis Sonntag vertritt man sich in diversen Clubs die Füße – und all das sind nur wenige von unzähligen Möglichkeiten für Gays. Dort, zwischen prallen Shirts und gespannten Reißverschlüssen, herrscht die Illusion einer Männlichkeit, die keinem Tageslicht Stand halten würde. Und in diesem Fleischgewimmel fällt auch wenig auf, dass sich der mittelalte Bjarne im Stimmbruch befindet. Seine Jahre als Herren-Imitator helfen ihm, im nächtlichen Gerumpel der Schwulen unauffällig mitzumachen. Drag-King-Ikone Diane Torr beschrieb Geschlecht als einen Akt, als Künstlichkeit, eine Travestie – und wer hat das besser drauf als Bjarne, der King of Berlin?



JAN: DAS SIND EURE DEFINITIONEN, NICHT MEINE.

Nicht gefallen zu müssen, Anderen mal nicht das zu zeigen, was sie sehen wollen. Sondern die Leute aus ihrer Komfortzone jagen, ihr Weltbild hinterfragen, das Erwartete zurückhalten und überfordern«, grölt Silvester Alone in die überfüllte Neuköllner Bar hinein und erntet tosenden, non-binären Applaus von Drags, Queers und Unterstützerinnen dieser Botschaft: Mehr Radikalität in den politischen Forderungen, sonst passiert auch nichts.

Trans*-Personen sind auf direkten Rückhalt und Solidarität angewiesen. Sie sind wenige, sie haben keine Lobby, nirgends. Was man ihnen zugestand – vor immerhin 37 Jahren – war das deutsche Transsexuellengesetz, das heute nur noch rudimentär anwendbar ist und von Bundesrat und Bundesverfassungsgericht seither kassiert wird: Noch vor zehn Jahren wurden Trans*-Personen zur Scheidung gezwungen, und bis 2011 Betroffene mit Namensänderungswunsch damit erpresst, sich erst einmal operieren zu lassen, bevor eine Verwaltungsfachangestellte den Stempel in die Hand nahm. Dieses Gesetz »schützt« bis heute Trans*-Personen vor sich selbst, statt Selbstbestimmung zu sichern. Weiterhin erleben jährlich Tausende die schikanierenden Hürden, die keinem nützen, aber dem Großteil großen Schaden zufügen. Im November 2017 wurde noch einmal nachgebessert und ein »drittes Geschlecht« im deutschen Geburtenregister gefordert. Der Ethikrat empfahl sogar einen völligen Verzicht der Geschlechterangabe im Personenstandsregister, während die Weltgesundheitsorganisation ab 2018 Transsexualität wertfrei als »Geschlechter-Inkongruenz« bewertet und Trans* von dem Stigma einer Krankheit endlich befreit.

BLICKDIAGNOSE FÜR DIE KATZ

Doch bis zum heutigen Tag scheinen diskriminierende Hürden bei der Personenstands- und Namensänderung unverzichtbar zum Selbstverständnis der politischen Mitte zu gehören. Auch die vorformulierte Zweigeschlechtlichkeit darf von keinen behördlichen Vordrucken verschwinden, ohne dass scheinbar verwirrte Deutsche kopflos durch die Straßen irren würden – wie geschehen bei der Einführung von 60 Facebook-Geschlechtern. Jede Aufforderung, sich mit der eigenen Identität auseinander setzen zu müssen, scheint der wenig gefestigten Mehrheit pure Angst einzujagen. Denn Diversität fordert Flexibilität.

Silvester Alone hat diese Angst nicht, er ließ seine weibliche Identität hinter sich und trägt im Alltag den Namen Jan. »Noch vor zwei Jahren war ich eine unscheinbare Studentin in Sachsen-Anhalt, die bewusst kurze Schritte tapste und von der Mutter ermahnt wurde, gerade zu sitzen. Dann der lange Blick in den Spiegel, das innere Coming Out vor mir selbst, schließlich vor meinem Verlobten, ►

TRANSITION

Unter Transition versteht man die plastisch-chirurgischen Maßnahmen einer Geschlechtsangleichung. Unterstützt wird die Transition mit Hormon- und Psychotherapien.





PERSONENSTANDS- UND NAMENSÄNDERUNG

nennt man die Korrektur des Zuweisungsgeschlechts und Vornamens. Das jahrelange Verfahren verlangt von Trans-Menschen, vor Antragstellung mindestens drei Jahre das gewählte Geschlecht »gelebt zu haben«. Die Kosten für medizinische Gutachten und gerichtliche Verfahren haben allein die Antragsteller zu tragen, auch im häufigen Fall einer Ablehnung. Die Abschaffung des geltenden Transsexuellengesetzes wird seit Jahren gefordert.*

und nun bin ich ein asexueller Trans*-Aktivist in Berlin. So was kann passieren, wenn man sich in Frage stellt. Aber erst, seit ich als Fremdling wahrgenommen werde, fühle ich mich nicht mehr wie einer.«

Die Blickdiagnose ist bei Jan für die Katz, wechselndes Make-up und Unisex-Kleidung machen eine Geschlechterzuteilung unmöglich. Jan hilft seinem Umfeld nicht, ihn geschlechtlich zu kategorisieren, und das hat seinen Grund. Auf YouTube stellt er als Kater Schnur Fragen wie: Wann ist ein Mann ein Mann? »Nehmen wir an, du bekommst ein Kind mit Penis. Nun behaupte ich, dass die Hebamme nach der Geburt nicht sicher gestellt hat, ob das geschlechtsdefinierende XY-Chromosom vielleicht fehlt. Ob vielleicht Eierstöcke statt Hoden angelegt sind, oder ob das Baby androgen-resistent ist, also sein Testosteron gar nicht verarbeitet werden kann und in der Pubertät die Brüste beginnen zu wachsen. Ich stelle das Geschlecht deines Kindes im blauen Strampler genetisch, organisch und hormonell in Frage – denn laut Statistik ist dies bei einem von 400 Kindern der Fall.«

TRANS* ALS POLITISCHES HANDLUNGSFELD BEGREIFEN

Die Wissenschaft schreitet voran, Identitäten wandern, und die binäre Welt bröckelt. Da hilft es auch nicht, dass Präsident Trump der US-Gesundheitsbehörde verbietet, das Wort »Transgender« im Haushaltsplan 2018 zu erwähnen. Trans* ist ein Fakt, der sich nicht ändern lässt. Geändert werden kann nur der Rahmen für Kinder, ihre Familie und ihr Umfeld. Wie beschwerlich dieses Leben aussehen wird, liegt vorwiegend noch immer an der deutschen Regierung, und da stellt man sich taub. In der Union will man von dem Thema noch nie gehört haben, in der SPD wünscht man immerhin eine Verbesserung der Situation, ohne jedoch Vorschläge zu machen – die kamen detaillierter von FDP, Linken und Grünen. Doch das ändert nichts am behördlichen Spießrutenlauf, den Jan bewusst meidet: »Niemand weiß, wieviel Prozent der Bevölkerung sich als Trans* identifizieren. Denn wer keine Vornamens- und Personenstandsänderung beantragt, wird statistisch gar nicht erst erfasst. Ich kenne Trans*-Personen, die völlig auf Umgestaltung verzichten, andere wählen die Mastektomie, nehmen andersgeschlechtliche Hormone oder lassen sich komplett operieren. Doch keiner beugt sich diesem psycho-pathologisierenden Begutachtungszwang.«

Diese Unsichtbarkeit, dieser blinde Fleck in der Wähleranalyse, begreift Jan auch als Chance: »Die Notwendigkeit, den Trans*-Komplex endlich als politisches Handlungsfeld zu begreifen, schafft Bewegung bei den Grünen, den Linken, den Liberalen und langsam auch bei den Sozialdemokraten.« Doch nicht eine Partei würde derzeit die Selbstbestimmung Transsexueller zur Koalitionsbedingung machen, wie jüngst die gleichgeschlechtliche Ehe. Jan formuliert die Argumente schon mal vor: »Das würde sich Merkel teuer abkaufen lassen, wie den Kohleausstieg auf das Jahr 2095 zu verschieben. Trans*-Rechte halten der Kosten-Nutzen-Analyse keiner

Partei stand, und bei all den neugewählten Vornamen wird Thomas de Maizière schon jetzt ganz bleich. Am Ende gilt, bei den vermeintlich explodierenden Kosten, eine Beibehaltung des Status Quo eh als alternativlos.« Dass nach Grünen-Berechnungen neue Trans*-Regelungen den Staat, den Bürger und der Wirtschaft exakt null Cent kosten würden, und Krankenkassen wie Gerichte in großem Maße entlastet würden, stieß bei der Union erwartungsgemäß auf taube Ohren. »Der Bundesrat und das Bundesverfassungsgericht haben die Regierung wie oft schon gerügt? Merkel kann machen, wie es ihr beliebt.« Solang Trans* als Krankheit gilt, verlangt das alte Gesetz weiterhin entwürdigende, kostspielige Gutachten – erst wenn sich dies ändert, würde der Gang zum Standesamt genügen.

So ein nüchtern-unkomplizierter Verwaltungsakt war die Personenstandsänderung einer mexikanischen Sechsjährigen, und auch in Norwegen und Luxemburg ist es bereits Kindern überlassen, ihr Geschlecht zu bestimmen. Deutschland hingegen fällt im internationalen Vergleich eher durch das jahrzehntelang angesammelte Paragraphengestrüpp auf – das können die Preußen! – aber immerhin lässt es sich hier friedlich und privilegiert leben. Jan baut auf einen Dominoeffekt. »Im letzten Jahrzehnt wuchs das Bewusstsein für Trans* ja erst langsam, Leitmedien und TV-Dokumentationen transportieren das Thema in die Wohnzimmer, Schulen bieten Queer-AGs an, und so baut sich nach und nach Solidarität auf. Die kleine Trans*-Community bewegt sich, eckt an, behauptet sich und gewinnt international Beachtung dank Sozialer Netzwerke. Es braucht Zeit, aber es wird der Moment kommen, da die zweigeschlechtliche Welt ihre selbstgesteckten Grenzen überwinden wird. In der endlich nicht mehr Transsexualität, sondern Transphobie als psychische Krankheit gelten wird.« •



Bastian Peters, Ostberliner, begann erst spät zu sprechen, doch seine Familie sollte sich nach diesen ersten zwei Jahren bald zurücksehnen. Bastian hat beim Film gearbeitet, war Texter und Buchhändler. Er wurde an seinem 39. Geburtstag in der New York Times zitiert und ist seither ziellos.



ANSICHTSSACHE

»Bist du's wirklich?«, fragen sich Menschen mit Gesichtsblindheit andauernd.

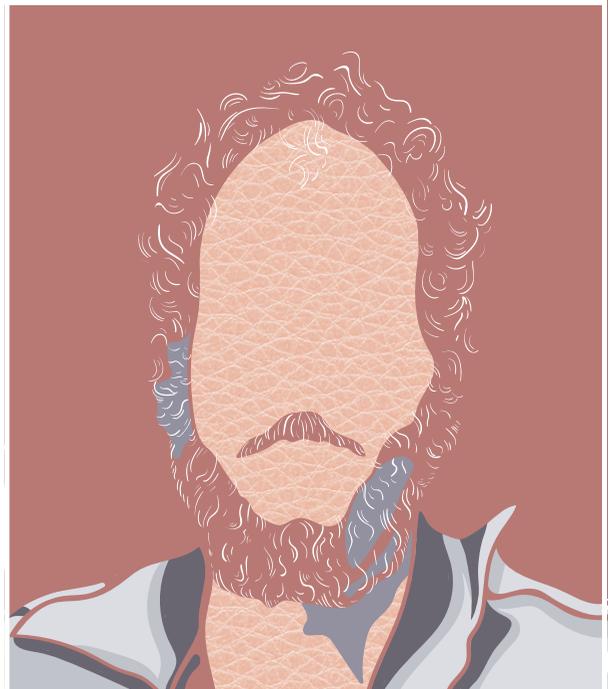
Prosopagnosie ist ein Gehirndefekt, der es Betroffenen erschwert, Freunde, Familie, Partner oder gar sich selbst wiederzuerkennen.

TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN

ILLUSTRATION JANA VAN THIEL

Stefan Mesch steigt aus dem Fernbus am Berliner Omnibusbahnhof. Er will nach Hause, geht zur S-Bahn, will sich gerade eine Fahrkarte am Automaten kaufen, als ihn ein Mann mit Sonnenbrille und Trenchcoat anspricht. Ob sie nicht zusammen heimfahren sollen – er würde ihm eine Fahrt mit seinem Ticket spendieren. Mesch reagiert irritiert und weist den Unbekannten angewidert ab. »Was will so ein Typ von mir? Er weiß ja gar nicht, wo ich wohne«, denkt er. Auf die barsche Zurückweisung reagiert der fremde Andere erschrocken. Und da sind auch ein Paar Schuhe, eine Frisur, ein Gesicht: Vor Mesch steht sein Partner, der ihn überraschen wollte und sich verkleidet und die Stimme leicht verstellt hat. Für ihn ist er jedoch in diesem Moment ein aufdringlicher Fremder.

Mesch lebt mit einem Gehirndefekt namens Prosopagnosie, auf Deutsch: Gesichtsblindheit. Er kann menschliche Gesichter nicht wiedererkennen – manchmal auch nicht das seines Partners oder sein eigenes. Wer nach dem Begriff »Prosopagnosie« googelt, findet bei der englischen Wikipedia das animierte Schaubild eines transparenten Schädels. Darin kreisen zwei rot markierte Gehirnläppchen etwa auf Höhe des Jochbeins. Hier sitzt das fusiforme Gesichtsfeld, das bei Stefan Mesch verändert ist: Er erkennt, wie geschätzt zwei Prozent der Weltbevölkerung, keine menschlichen Gesichter. Gesichtsblindheit ist entweder angeboren oder wird durch Verletzungen des Gehirns hervorgerufen. Mesch hat sich, wie auch Schauspieler Brad Pitt oder Autor ►





STEFAN MESCH (34)

wurde um das Jahr 2000 bewusst, dass er menschliche Gesichter nicht auseinanderhalten kann. Er wuchs in einem Dorf in Süddeutschland auf und studierte von 2003 bis 2008 Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim. Heute arbeitet er als freier Journalist, Kritiker, Blogger, Übersetzer, Autor und Dozent, lebt überwiegend in Berlin und schreibt an seinem ersten Roman.

MEHR ÜBER STEFAN MESCH

stefanmesch.wordpress.com

Instagram: @smeschmesch

und Neurologe Oliver Sacks, selbst diagnostiziert. Er geht davon aus, dass seine Gesichtsbblindheit angeboren ist.

Funktional vergleichen lässt sich Gesichtsbblindheit etwa mit Farbenblindheit oder Rot-Grün-Schwäche. Betroffene wissen manchmal gar nicht, dass sie bestimmte Farbspektren oder eben menschliche Gesichter nicht erkennen. Im Dorf, in dem Mesch groß wurde, kannte man sich, sah häufig dieselben Leute. Verwechslungen oder Aussetzer gab es selten. Namen und Stimmen merkt er sich leicht. Erst bei Filmen, als Teenager und später in größeren Städten wurde ihm klar, dass bei ihm etwas anders ist. Es kommt zu Konflikten, wenn Mesch Freunde im Vorbeigehen ignoriert oder nicht auseinanderhalten kann: »Ich habe einen Freund, der seit ungefähr 2005 sagt: ›Ach, du bist bestimmt einfach zu faul, dir Namen zu merken.‹ Oder: ›Wenn du keinen Bock auf die Person hast, läufst du einfach weiter. Du machst es dir ja ganz schön einfach.‹ Ich weiß nicht, wie ich das entkräften soll. Ich verwechsle zum Beispiel meine Schwester mit ihren Freundinnen – die dieselbe Haarfarbe und Frisur haben. Das mach ich ja nicht aus Langeweile oder zum Spaß.«

»ICH BIN NICHT DER EINE, GROSSE FREAK – DAS IST EINFACH EINE NORMALE VARIANZ«

Mesch ist heute 34 Jahre alt, arbeitet als Journalist, Kritiker und Autor. Er kann sich seinen Arbeitsplatz meist aussuchen, ist oft alleine in seiner Wohnung und viel im Internet unterwegs. Über soziale Netzwerke studiert er die Gesichter von Freunden und Kooperationspartnern: »Facebook ist für mich perfekt, weil die Leute ihr Profilfoto meist so lange behalten, dass ich es auswendig lernen kann. Ich wünschte, dass einfach jeder immer so aussieht wie im Profilbild.« Ein Job als Hotelier wäre für ihn ein Albtraum (»Ist die Person überhaupt Gast bei uns?«), aber soziale Großevents wie Seminare und Buchmessen bestreitet er mit Humor und Offenheit. Neuen Bekanntschaften ruft er beim Abschied zu: »Ich werde dich nicht erkennen, wenn wir uns im Laufe des Wochenendes noch viermal sehen«, oder vermittelt mit Anekdoten, wie ihn Gesichtsbblindheit behindert. Anstrengend wird es, wenn sein Umfeld ihm Arroganz vorwirft oder er Prosopagnosie stets neu erklären muss: »Mir hilft es, dass die Journalistin Kathrin Passig auch gesichtsblind ist. Sie hat so viel darüber geschrieben, dass neue Bekanntschaften oft schon Bescheid wissen. Ich bin dankbar für alle, die eine Art Vorarbeit für mich übernommen haben: Für viele bin ich nicht die erste gesichtsblinde Person, die sie treffen.«

Mesch erkennt nicht nur andere, sondern bisweilen auch sich selbst nicht. Besonders hadert er mit alten Fotos oder wenn er gefilmt wird. Selfies auf Instagram sind für ihn daher keine eitle Nabelschau: »Sehe ich ein Foto von jemandem, der ich sein könnte, überlege ich: War ich an diesem Ort? Oder trägt die Person im Bild ein Hemd, das ich besitze? Ich bin oft überrascht, wie ich auf Fotos aussehe. Ich

denke dann: Krass, dass ich so wirken kann, darauf wäre ich nicht gekommen.«

Prosopagnosie ist nicht heilbar. Damit leben kann man meist gut. Dass soziale Interaktionen bei ihm oft anders verlaufen als geplant, ist Mesch gewohnt – auch das Gefühl des Andersseins. Vorgelebt wurde ihm das nicht: »Ich kann mit Dingen wie Ritualen, Dörflichkeit, Abgeschlossenem, Vereinsmeierei, Lieber-unter-sich-bleiben nichts anfangen. Ich war von Mitschülern gelangweilt, ich wollte immer raus. Ich wollte einfach von allem gern mehr: Mir sind viele Dinge zu langsam, zu schleppend, zu eng.« Was er vermisste, fand er in Romanfiguren, Comic-Helden, Fernsehserien: »Es ist ein Grundbedürfnis von mir, immer fünf oder sechs Vorbilder oder Mitleidende zu finden und dann sagen zu können: Ich bin nicht der eine, große Freak. Das ist einfach eine normale Varianz. Ich bin gerade in einer Minderheit. Aber draußen gibt es Leute, die das teilen.« In sozialen Netzwerken findet Mesch Verbündete im Geiste, postet Gedanken und Artikel über Außenseiter, macht auf gezielte und unbeabsichtigte Ausgrenzung aufmerksam. Seine Mutter hält ihm bis heute vor, er wolle am liebsten etwas »Besonderes« sein – mit oder ohne Gesichtsbblindheit: »Ich weiß nicht, was das Besonderste, Schrulligste oder Ungewöhnlichste an mir ist – bisher habe ich's geschafft, bei allem, wo ich zunächst dachte ›Das hab nur ich, doch zwei oder drei Leute zu finden, die es auch haben.«

Normalität ist eben auch nur Ansichtssache. •



Sylvia Lundschien freute sich als ehemalige Ethnologin besonders auf die »Das Fremde«-Ausgabe und fragte sich zuletzt meist, ob Befremdung nicht immer zuerst in uns selbst anfängt. Abseits davon verarbeitet sie gerade ihre mehrwöchige Expedition ins Schwabenlände und vermisst schon jetzt den Schwarzwald.

FREUNDE VON FREUNDEN

Die Alternative für Deutschland (AfD) sitzt im Bundestag und ich fühle mich irgendwie fremd bei diesem Gedanken. Ein Beitrag über die Alternative, die keine für mich ist und über die Menschen, die sie gewählt haben – mit einem AfD-Wähler-Interview inklusive.

TEXT ELISA BILKO

ILLUSTRATION RICK PALM



Sätze wie »Wir müssen die Grenzen dichtmachen und dann die grausamen Bilder aushalten. Wir können uns nicht von Kinderaugen erpressen lassen« (AfD-Fraktionschef Alexander Gauland zur Flüchtlingspolitik) oder »Wer das HALT an unserer Grenze nicht akzeptiert, der ist ein Angreifer. Und gegen Angriffe müssen wir uns verteidigen« (die stellvertretende AfD-Bundessvorsitzende Beatrix von Storch) befremden viele, auch mich. Die AfD ist mir fremd und doch allgegenwärtig. Ich verstehe nicht, wie

man diese Alternative für Deutschland ernsthaft oder auch aus Protest wählen kann. Die Aussagen einiger ihrer Mitglieder sowie ihr Parteiprogramm erschrecken mich, vor allem da, wo sie klar fremdenfeindlich sind. Mag sein: Wie überall gibt es auch Punkte im Programm, die ganz interessant klingen, wie etwa den Lobbyismus einzudämmen oder Steuerverschwendungen abzustrafen. Trotzdem ist die AfD für mich unwählbar.

Das sahen ganze 12,6 Prozent der Wähler bei der letzten Bundestagswahl anders. Wer sind diese Menschen und warum haben sie diese für mich völlig unverständliche Wahl getroffen? Das Forschungsinstitut YouGov untersuchte die Wähler der sieben großen Parteien. In der Datenbank des Instituts sind 12.076 Wähler verzeichnet. Ausgewertet wurde der Zeitraum von Februar bis Mai 2017. Natürlich laufen alle Ergebnisse entgegen meiner liebevoll gehegten AfD-Klischees: AfD-Wähler sind nicht arm – 38 Prozent verdienen zwischen 1.500 und 3.000 Euro netto, ein Viertel verdient sogar mehr als 3.000 Euro netto im Monat. Der Bundesdurchschnitt lag 2016 bei 1.840 Euro netto pro Arbeitnehmer.

Und sie sind nicht ungebildet – 44 Prozent haben einen Realschulabschluss, etwa ein Drittel haben Abitur oder Fachhochschulreife. Im Bundesdurchschnitt liegt die AfD also auch hier vorne: 2016 besaßen 22,7 Prozent der Gesamtbevölkerung den Realschulabschluss und 30,8 Prozent die Hochschulreife. Natürlich sind sie alle konservativ, mögen Merkel nicht so gern und sind gegen Zuwanderung, aber schon mittags Bier zischende Assis sind sie nicht. Die Gründe für ihre Wahl sind der Studie nach eigentlich simpel: Wie bisher Politik gemacht wurde, gefällt ihnen nicht und sie nutzen ihre Stimmen, um das kundzutun.

JETZT WIRDS PERSÖNLICH

Faszinierend für mich war, in meinen eigenen Wahlkreis zu schauen: Über 15.000 Menschen, also 10,7 Prozent der Wähler, stimmten in Neukölln für die AfD – alles meine Nachbarn. Das brachte mich zum Nachdenken: Wenn es hier so viele Menschen gibt, die AfD gewählt haben, laufe ich denen doch sicher regelmäßig über den Weg. Gibt es unter meinen Freunden oder Bekannten vielleicht auch AfD-Wähler?

Ja, die gibt es. Tom (Name von der Redaktion geändert) ist einer von ihnen. Er ist Anfang dreißig, frisch gebackener Papa, promoviert im geisteswissenschaftlichen Bereich und ein Freund einer Freundin. Gerne wollte ich Tom in seiner Heimatstadt, die nicht Berlin ist, aber im Osten des Landes liegt, besuchen und eine Reportage über ihn machen. Doch das wollte Tom nicht. Obwohl Kater Demos keine große Auflage hat, war Tom das Risiko zu hoch. Ihm ist durchaus bewusst, dass seine Wahl aneckt, vor allem bei Leuten wie mir. Aber auch bei Menschen, die seine spätere berufliche Laufbahn beeinflussen könnten. Also telefonierten wir:

KATER DEMOS *Warum hast du die AfD gewählt?*

TOM Aufgrund von Mangel an Alternativen (lacht).

KD *Warum ist die AfD eine Alternative für dich?*

TOM Für mich war der ausschlaggebende Punkt die Flüchtlingskrise 2015. Hier war die AfD die einzige Partei, die einen anderen Standpunkt gewählt hat. Wenn man ein Problem hatte mit der Masseneinwanderung, wenn man das kritisch gesehen hat, gab es eigentlich nur die AfD. Der Rest der Parteien hatte – auch wenn in verschiedenen Abstufungen – tendenziell nichts gegen die Masseneinwanderung, sondern hat das damals eher begrüßt. Bei mir hat sich das mit der AfD also länger gebildet. Der Schreckensmoment war

VERANTWORTUNGSETHIK

Max Weber unterscheidet Verantwortungs- von Gesinnungsethik wie folgt: »Wir müssen uns klarmachen, dass alles ethisch orientierte Handeln unter zwei voneinander grundverschiedenen, unausragbar gegensätzlichen Maximen stehen kann: es kann »gesinnungsethisch« oder »verantwortungsethisch« orientiert sein. Nicht dass Gesinnungsethik mit Verantwortungslosigkeit und Verantwortungsethik mit Gesinnungslosigkeit identisch wäre. Davon ist natürlich keine Rede. Aber es ist ein abgrundtiefer Gegensatz, ob man unter der gesinnungsethischen Maxime handelt – religiös geredet: »Der Christ tut recht und stellt den Erfolg Gott anheim« – oder unter der verantwortungsethischen: dass man für die (voraussehbaren) Folgen seines Handelns aufzukommen hat.« Nachzulesen in seiner Schrift »Politik als Beruf« von 1988.

eben dieser Sommer 2015. Das ging überhaupt nicht mehr. Auf einmal dachte ich: In Deutschland herrscht jetzt komplette Einheitsmeinung. Ich habe dann etwa Spiegel Online als Startseite ausgewählt, weil ich es nicht mehr ausgehalten habe. Überall, auch beispielsweise in der Tagesschau, wurde das begrüßt. Überall jubelnde Menschen. Aber keiner hat die Probleme gesehen, die mir sofort aufgefallen sind. Und in der Parteienlandschaft hat nur die AfD diese Probleme erkannt und auch angesprochen.

KD *Kannst du diese Probleme genauer beschreiben bzw. ein Beispiel dafür geben?*

TOM Zunächst wurden die Leute gar nicht registriert. Wir wussten überhaupt nicht, welche Menschen gerade zu uns kommen. Es wurde auch nicht unterschieden zwischen Migranten, Flüchtlingen und Asylbewerbern. Alle wurden einfach in einen Topf geworfen. Und dann ist da der massive Zuzug von Menschen aus einem anderen Kulturkreis: Das schafft einfach Probleme, sowohl integrationstechnisch wie auch kulturell. Und diese ganzen Probleme wurden unterschätzt, vor allem vor dem Hintergrund einer Verantwortungsethik nach Max Weber. Die AfD ist die einzige Partei, die eine Verantwortungsethik vertritt. Während die CDU hier auf die Gesinnungsethik umgeschwenkt ist – was eigentlich immer das Metier der Grünen oder der Linken war. Ich stehe der CDU auch gar nicht so kritisch gegenüber. Viele der Punkte, die die AfD vertritt, sind eins zu eins CDU-Material aus den achtziger, neunziger Jahren. Die CDU hat sich unter Merkel massiv verändert. Sie ist stark in die Mitte gestoßen, das heißt nach links. Und dadurch hat sie am rechten Rand Platz gemacht für die AfD.

KD *Was ist denn deiner Ansicht nach das Hauptproblem, das du an der Flüchtlingsbewegung in den letzten Jahren benennen würdest? ►*



GEBILDETE FLÜCHTLINGE

Einer Studie des Bundesbildungsministeriums zufolge (Stand 2017), für die 5.000 erwachsene Geflüchtete befragt wurden, haben fast zwei Drittel (64 Prozent) einen Schulabschluss – davon besuchten 35 Prozent eine weiterführende Schule, sowie 25 Prozent einen mittleren Schulabschluss. Weitere vier Prozent schlossen eine sonstige Schule ab. Elf Prozent haben demnach keinen Schulabschluss, nur die Grundschule besuchten ebenfalls elf Prozent. Auch eine Kurzanalyse des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BaMF) weist ähnliche Zahlen aus: 34 Prozent der volljährigen Asylantragsteller nannten als höchste besuchte Bildungseinrichtung eine Mittelschule, danach folgen Gymnasium und Grundschule mit jeweils knapp 20 Prozent. 16 Prozent besuchten eine Hochschule und 12 Prozent hatten keine formelle Schulbildung. Etwa jeder zwölfte Asylantragsteller im ersten Halbjahr 2017 arbeitete im Herkunftsland zuletzt im Handwerksbereich.

TOM Wenn Menschen sich richtig integrieren wollen, brauchen sie Arbeit, sie brauchen eine Ausbildung, sie müssen die Sprache sprechen können. Und das sind die großen Probleme, die ich da auf uns zukommen sehe. Es gibt viele Analphabeten, viele sind nicht gut ausgebildet. Das ist alles

statistisch erfasst. Jeder sechste Hartz-IV-Empfänger ist Flüchtling. Es ist teilweise extrem schwer, diese Menschen in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Das wäre nur das Eine. Daraus kann dann verständlicherweise Frust erwachsen und der kann sich etwa in einer Radikalisierung äußern. Die meisten sind ja nicht von vornherein irgendwelche Fundamentalisten, sondern es laufen oft irgendwelche lebens-technischen Dinge falsch: Die Freundin verlässt einen, ein Elternteil stirbt. Dann werden sie an entsprechender Stelle aufgefangen und radikalisiert sich. Und gerade dann, wenn man nach Deutschland mit der Vorstellung gekommen ist, hier flössen Milch und Honig – man muss natürlich immer differenzieren, manche sind natürlich auch vor Krieg geflohen – und diese Vorstellung wird dann nicht bedient, dann kann ich mir schon vorstellen, dass es da zu Konflikten kommen kann.

KD *Aber wenn man sich in die Schuhe des anderen versetzen würde: Wie leicht würdest du dich denn radikalieren lassen? Mancher würde ja schon behaupten, AfD wählen wäre radikal.*

TOM Ja, gut. Das ist die Frage...

KD *Wie ist denn deine persönliche politische Entstehungsgeschichte? Warst du schon immer eher rechts als links?*

TOM Früher war ich auf jeden Fall massiv links. Aber es war eher ein gefühlslinks. Es wurde einem auch leicht gemacht: Man ist gegen Nazis, man ist gegen Rechts, man ist

für Flüchtlinge. Ist schon klar, was will man dagegen sagen? Es war ein leicht einzunehmender Standpunkt. Aber das hat sich dann, je älter ich geworden bin und je mehr ich von Politik verstanden habe, geändert. Man kann von einem moralischen Standpunkt aus keine Politik machen. So kann man immer nur anklagen, aber man kann keine Verantwortungspolitik, also eine verantwortliche Politik machen. Moralisch handeln kann der einzelne Mensch, der sich in einer Stiftung oder in der Flüchtlingshilfe engagiert. Da habe ich nichts dagegen. Aber die Politik, die für das große Ganze verantwortlich sein muss, die sollte sich von einem rein moralischen Standpunkt verabschieden. Es war bei mir also ein fließender Übergang. Ich muss auch sagen, als ich jünger war, habe ich kaum gelesen. Und erst nachdem ich mich auch wirklich belehen habe, hat sich dann bei mir ein anderer Standpunkt ergeben. Ich würde das auch nicht links oder rechts verorten. Aber ich weiß, wenn ich eine Liste mit Standpunkten abhaken müsste, dann wären das eher rechte Standpunkte. Aber diese Standpunkte verschwimmen ja immer mehr. Die Linke merkt ja auch gar nicht, dass sie gerade einen massiven Klassenkampf forciert, wenn sie Flüchtlinge hier reinholt. Die Forderung nach offenen Grenzen, die wird ja nicht nur von Kommunisten, von Linken, von Sozialdemokraten vertreten, sondern auch von der Wirtschaft. Die ist natürlich daran interessiert, billige oder gut ausgebildete – je nachdem – Arbeitskräfte zu bekommen. Und die Linken merken nicht, dass sie dort, wo sie sonst immer demonstrieren, jetzt Hand in Hand gehen. Die soziale Frage haben sie dabei vergessen.

KD *Fühlst du dich als Bürger übergangen?*

TOM Nein, nicht übergangen. Mittlerweile geht es auch wieder. Es gibt auch wieder massiv kritische Stimmen in den Medien. Aber dieser Sommer 2015 war einfach extrem. Wenn da eine kritische Stimme kam, wurde man gefühlt sofort exkommuniziert. Es geht mir um ein gewisses gesellschaftliches Klima, dass man einfach miteinander reden kann, um den Diskurs. Unter diesem moralischen Standpunkt geht das aber kaum noch. Es heißt immer gleich: Ihr seid Rassisten, ihr seid Menschenfeinde, was Schlimmeres gibt es dann kaum noch. Deswegen wird der Diskurs gar nicht erst zugelassen. Deswegen halte ich mich mit meiner Meinung auch immer komplett zurück. Man hat ja Freunde, man diskutiert ja auch in der Familie. Da bin ich ganz vorsichtig geworden. Ich muss immer zuerst einschätzen, ob der andere meine Meinung überhaupt vertragen kann, nicht auf einmal den Kontakt abbricht oder mich anschwärzt. Eigentlich unvorstellbar, dass man sich nicht einfach mal locker unterhalten kann, aber so ist es.

KD *Stichwort Menschenfeind: Teile des Parteiprogramms sind durchaus fremdenfeindlich und es gibt verschiedene Äußerungen von AfD-Politikern, die klar menschenfeindlich sind. Auf der anderen Seite sollen immer christliche Werte geschützt werden. Wie passt das zusammen?*

TOM Da muss ich auch immer über mich selber lachen, weil ich kein wirklicher Christ bin. Und plötzlich verteidigt man dann christliche Werte. Aber es geht ja auch gar nicht dar-

ARBEITSLOSE FLÜCHTLINGE

Laut Daten der Bundesagentur für Arbeit stammte im September 2017 fast jedes sechste Mitglied einer Bedarfsgemeinschaft aus einem der acht wichtigsten Asylherkunftsländer (Syrien, Irak, Afghanistan, Eritrea, Iran, Pakistan, Somalia und Nigeria). Laut der Statistik bezogen 936.407 Menschen aus den genannten Ländern Hartz-IV-Leistungen. 2016 waren es noch 565.480. Für die Bundesagentur kommt der deutliche Anstieg der Hartz-IV-Zahlen bei Flüchtlingen nicht überraschend und sei gar ein gutes Zeichen, da mehr Menschen mit Schutzstatus offiziell bei den Jobcentern gemeldet sind und ihnen so auch besser geholfen werden kann.

um, das Christentum als Religion zu verteidigen. Unsere Gesellschaft baut auf ihren Werten auf, das heißt auch, dass sie in unser säkulares System eingeflossen sind. Das lässt sich nicht leugnen. Das heißt: Ich kann diese Werte verteidigen, ohne dass ich ein Christ sein muss.

KD *Ich finde es schwierig, anderen Leuten aufgrund ihres Glaubens Attribute zuzuschreiben, wenn der eigene verwässert ist und man auch nicht nach allem lebt, was diesen Glauben ausmacht. Es stimmt, es gab wenig bis keine Registrierungen direkt an den Grenzen, aber die »massive Einwanderung« 2015 war ja ganz klar durch eine Kriegssituation bedingt. Und die Menschen aus diesen Ländern haben davor ja nicht total rückständig wie im Mittelalter gelebt. Da finde ich es schwierig zu sagen, die passen nicht zu uns. Was ist deine Einstellung dazu?*

TOM Ich glaube grundsätzlich nicht an Multikultur und dass das auf Dauer gut geht. Ich weiß, das ist typisches rechtes Denken. Ich bin da eben sehr negativ und pessimistisch eingestellt und glaube, dass es potenziell zu Konflikten kommt, wenn verschiedene Kulturen aufeinandertreffen. Solange es der Wirtschaft gut geht, mag das durchaus funktionieren, gerade auch mit Menschen aus fortschrittlichen Ländern wie Syrien. Wie du schon sagtest: Diese Menschen sind weit entwickelt. Aber bei Menschen aus Stammesgesellschaften wie Afghanistan oder Pakistan, da sehe ich das alles etwas kritischer. Vor allem unter dem Aspekt, wenn es in Deutschland wirtschaftlich nicht mehr so gut funktioniert. Dann wird sich die Konfliktlinie verschieben und wir werden massive Probleme bekommen. Das ist es ja: Wie glaubt man denn, dass sich das in der Zukunft entwickeln wird? Und hier scheiden sich dann die Geister.

KD *Was glaubst du denn, wie sich das Ganze entwickeln wird?*

TOM Ich glaube, man muss immer für das Schlimmste gewappnet sein. Man sollte nicht nur immer darauf hoffen, dass es unserer Wirtschaft weiterhin gut geht, sondern muss auch dafür sorgen, dass die Gesellschaft auch in schlechten Zeiten zusammenhält. Und das sehe ich momentan nicht. ►

KURZER FAKTENCHECK ZUR LAGE IN DEUTSCHLAND

FLUCHTURSACHEN

Laut des UN-Flüchtlingshilfswerks ist und war der Krieg in Syrien und anderswo für viele Flüchtlinge die Hauptursache ihr Land zu verlassen. Ein weiterer Fluchtgrund: Die wirtschaftliche Notlage vor allem in Ländern wie Albanien, Serbien, Mazedonien und Bosnien. Das sind alles Länder, in denen in den 1990er Jahren auch Krieg tobte, die in den letzten Jahren aber als sichere Herkunftsländer eingestuft wurden und deren Einwohner damit kein Asyl bekommen.

HERKUNFTSLÄNDER UND FLÜCHTLINGSZUSAMMENSETZUNG

Laut der NGO Pro Asyl waren die fünf Hauptherkunftsländer der 2016 registrierten Flüchtlinge Syrien (89.161), Afghanistan (48.622), Irak (45.091), Iran (13.053) und Eritrea (12.291). Tatsächlich reisten 2015 mehr Männer als Frauen ein, dies gilt sich aber 2016 weitgehend wieder aus. Weltweit machen die Syrer derzeit den Hauptteil an Flüchtlingen aus.

ABLAUF DER EINREISE

2015 reisten ca. 890.000 Menschen als Schutzsuchende in Deutschland ein – viermal so viele wie im Vorjahr. Viele von Ihnen konnten erst im Frühjahr 2016 einen Asylantrag stellen. Der Wendepunkt in der Flüchtlingskrise 2015 war ein Tweet des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BaMF): »Dublin-Verfahren syrischer Staatsangehöriger werden zum gegenwärtigen Zeitpunkt von uns weitestgehend faktisch nicht verfolgt.« Vor dem Tweet ließen sich viele syrische Flüchtlinge in Ungarn registrieren, danach nicht mehr. Sie liefen los. Die beteiligten Länder waren klar mit der Lage überfordert. Es wurde hin und her kommuniziert, doch die Menschen wollten nicht mehr in Ungarn bleiben. Bilder von Gewalt gegen Menschen, die Schutz suchen, sollten aber vermieden werden. Anfangs werden die Flüchtlinge, die in Deutschland ankommen, nur gezählt, erst später wird man über das EASY-System auch namentlich erfasst und weiter verteilt. In den Kernmonaten (August bis Dezember 2015) suchten in etwa dreimal so viele Menschen Asyl, wie tatsächlich beantragt wurde.

Und das nicht wegen der Flüchtlinge, sondern unter uns Deutschen. Ich sehe da massive Probleme, weil wir gespalten sind. Und das geht ja nicht nur uns so, man muss ja nur in die USA blicken. Es gibt da einfach diese zwei Klassen: einmal eine globalisierte Klasse, also Studenten, gut ausgebildete Leute, die dann ins Ausland gehen, viele Sprachen sprechen und sich mit vielen fremden Menschen umgeben. Andererseits gibt es dann die weniger gut Ausgebildeten, die kein gutes Einkommen und wenig Auslandserfahrung haben. Diese beiden Klassen und ihre Vorstellung von einem

guten Leben prallen gerade aufeinander. Und das äußert sich in der Kontroverse um die Flüchtlingskrise.

KD *Also ist die Kontroverse um die Flüchtlingskrise gar nicht das Hauptproblem, sondern ein Symptom?*

TOM Ja. Die Krankheit liegt im System. An der Flüchtlingsfrage kanalisiert sich das jetzt. Das größere Problem sehe ich in diesem Klassensystem. Die einen wollen weniger Staat, keine Grenzen und eher kosmopolitisch leben und die anderen sehen sich eher an ihre Stadt und Familie gebunden – wobei ich nicht sagen will, dass die anderen nicht an ihre Familie gebunden sind. Um es zu pauschalisieren: Es gibt zwei Fronten, die mit ihren Werten aufeinanderprallen. Die gut Ausgebildeten haben kein Problem damit, wenn es mal drunter und drüber geht. Dann schicken sie ihre Kinder auf Privatschulen oder ziehen in ein anderes Viertel. Das ist alles kein Problem. Aber der gemeine Arbeiter – sehr spitz und wieder pauschal gesagt – der muss das dann ausbaden. Wenn jemand nicht genug Geld hat, dann lebt er eben im schwächeren Viertel, und dort geht es dann drunter und drüber. Da kann schon Missmut aufkommen, das kann ich verstehen. Und diese Ängste will ich wahrnehmen. Ich verstehe auch ehrlich gesagt nicht, wie man sich dann einerseits für Menschen aus dem Nahen Osten erwärmen kann – und das kann man ja machen, da ist ja kein Problem – aber andererseits die eigenen Landsleute so vor den Kopf stoßen kann. Das ist für mich heuchlerisch.

KD *Bei dir gibt es also einen ganz großen Wunsch nach einem Miteinander, nach einer solidarischen Gesellschaft?*

TOM Ja, definitiv. Ich habe den Eindruck, dass jeder vom anderen nur schlecht denkt: Der ist schlecht oder böse. Ich kann auch die Einstellung der Gegenseite nachvollziehen, vor allem, weil ich selbst mal links war. Jeder will mit seinen Ansichten eigentlich nur das Gute: Der AfD-Wähler will nur das Schlimmste verhindern und damit auch eine gute Gesellschaft aufbauen. Und der Mensch in der Flüchtlingshilfe will das genauso. Bloß die Voraussetzungen sind andere, der Blick auf die Zukunft, wie man die Zukunft verortet. Die unterschiedlichen Wertegrundlagen prallen aufeinander.

KD *Hast du im Freundeskreis Bekannte oder Freunde, die einen Migrationshintergrund haben oder sogar Flüchtlinge sind? Spielt das eine Rolle für deine Meinung?*

TOM Die letzten drei Jahre war ich im studentischen Milieu unterwegs. Die waren alle links und konnten auch nicht verstehen, wie ich so ticken kann. Aber da ich keine Missionierungsarbeit mache, hat es keinen weiter gestört. In der WG eines Kumpels hat auch ein Syrer gewohnt. Mit dem hat man sich natürlich auch super verstanden. Mir geht es, wie gesagt, nicht um die individuelle Schiene. Ich verurteile niemanden wegen seiner Herkunft. Ich mache der Politik den Vorwurf. Ich würde es ja auch so machen, in ein anderes Land gehen, wenn es hier schlecht läuft, wenn Krieg ist oder es mit der Wirtschaft bergab geht. Das ist das Problem. Aber so differenziert kann – überspitzt gesagt – der gemeine Arbeiter nicht denken. Das äußert sich dann wieder in einem plumpen Ausländer-Raus-Geschrei.



KD *Die Politik muss also bessere Lösungen anbieten?*

TOM Ja, definitiv. Ich bin auch hundertprozentig für die Obergrenze. Wie hoch die ist, muss die Politik schon selbst ausloten. Aber das wäre eine verantwortungsethische Maßnahme: Wir legen eine Obergrenze fest, denn nur so können wir auch den nötigen Schutz für die anderen Flüchtlinge organisieren. Was im Sommer 2015 passiert ist, das geht auf keine Kuhhaut.

KD *Du hast über zwei Klassen gesprochen. Zu welcher würdest du dich denn zählen?*

TOM (lacht) Ich bin so ein Mischmasch aus beidem. Eben, als ich das beschrieben habe, ist mir aufgefallen, dass ich selber auch gar nicht so viel Auslandserfahrung habe. Ich bin sehr an meine Heimat gebunden, bin aber gut ausgebildet.

KD *Denkst du, dass das für das Gros der AfD-Wähler auch gilt?*

TOM Die Statistiken sprechen auf jeden Fall dafür.

KD *Danke für das Gespräch!*

DIE MORAL VON DER GESCHICHT

Nach dem Telefonat mit Tom war ich etwas durcheinander: Habe ich die richtigen Fragen gestellt, genug nachgebohrt, an alles gedacht, war ich zu vorsichtig? Wir sprachen fast vierzig Minuten miteinander. Ich wollte Tom nicht als Feind am Telefon begegnen, schließlich ist er ein Freund einer Freundin und kein Monster. Tom hat einfach eine andere Meinung als ich. Er ist besorgt darüber, ob die Politik in einer Extremsituation die richtigen Entscheidungen getroffen hat. Meiner Meinung nach muss Politik sehr wohl moralisch sein – was Tom anders sieht – schließlich ist sie von und für Menschen gemacht, aber für mich heißt das auch, dass ich Menschen wie Tom erst einmal nicht verurteile. Er ist nicht Björn Höcke.

Trotzdem muss ich wachsam bleiben, weil die Grenzen verschwimmen und man menschenfeindlichen Äußerungen direkt an der Wurzel den Garaus machen muss. Aber eine Konversation, ein Kennenlernen, sollte zumindest am Anfang drin sein. Nur so können wir verhindern, dass sich solche Menschen – und damit meine ich die Wähler, nicht die Parteien – noch mehr in ihre rechte Ecke verkriechen und nur noch mit Gleichgesinnten über ihre Bedenken sprechen, sich ausgestoßen fühlen oder sich radikalisieren. Ich stritt mich nicht mit Tom, ich wollte ihm zuhören, um zu verstehen wie er tickt. Ich würde mich aber gern, irgendwann in der Zukunft, mit ihm streiten. •



Elisa Bilko reist gern in die Fremde, würde das auch viel öfter tun, wenn da das liebe Geld nicht wäre. Fremd fühlt sie sich eigentlich irgendwie immer. Schließlich läuft man in einer Stadt wie Berlin im Alltag eher mehr Fremden als Bekannten über den Weg. Das ist für sie aber kein Nachteil: So bleibt es nämlich immer spannend.



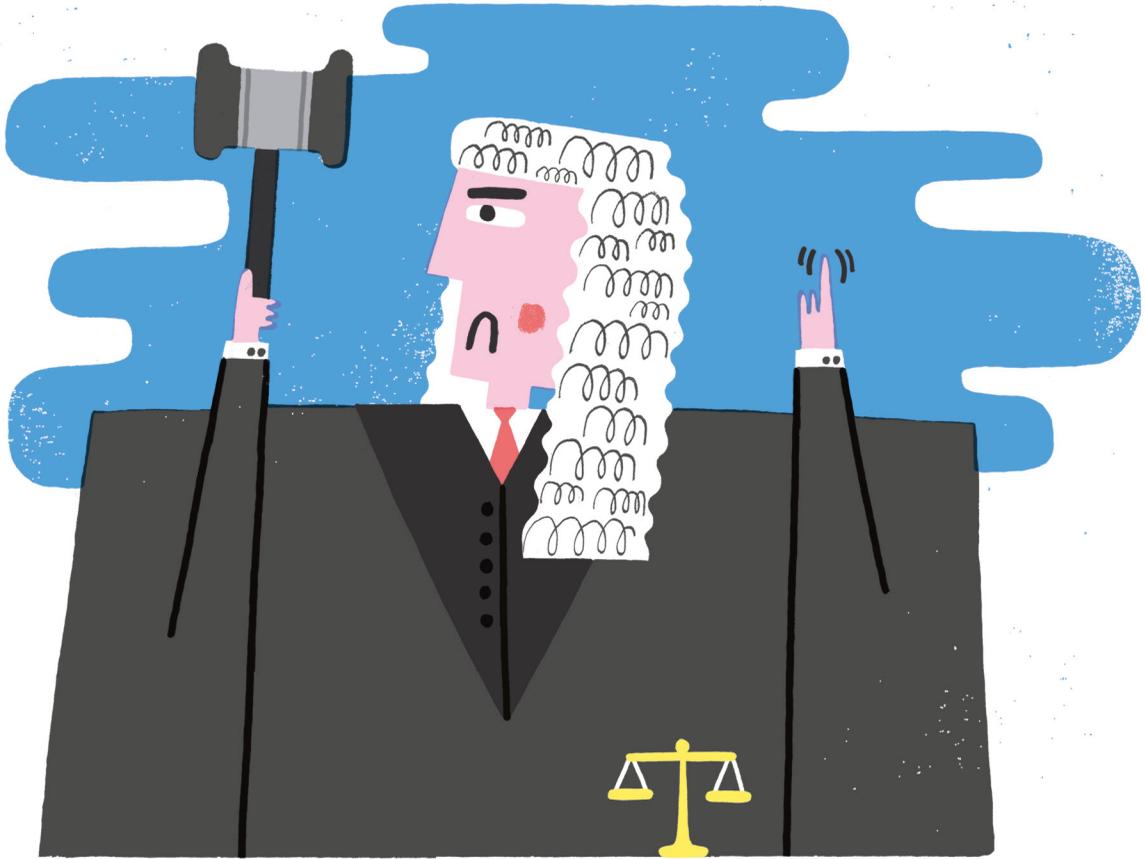
HOLGER APFEL

EHEMALIGER BUNDESVORSITZENDER DER NPD

TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN

Holger ist ein entspannter Kumpeltyp mit Bierbauch und ein Lispler. Er hätte in seinem Leben vieles anders entscheiden können. Aber Holger wurde Mitglied bei der NPD-Jugendorganisation Junge Nationaldemokraten und schließlich von 2011 bis 2013 der Bundesvorsitzende der NPD. Hier machte er richtig Dampf und wurde zum Neonazi Holger Apfel, der insgesamt von 2000 bis 2013 für die NPD in Sachsen aktiv war. Dort pöbelte er im Landtag wie ein drüsenfiebriger Teenager gegen Ausländer, gegen Holocaust-Gedenken, gegen Israel. Bis ihm das Mikrofon abgestellt wurde.

Dann der Bruch: Im Dezember 2013 trat Apfel aus der NPD aus. Grund war eine undurchsichtige Affäre. 2014 ist er wieder da: auf Mallorca, als Gastwirt von »Marvillas Stube«, im Dunst von Schnaps, Schnitzeln und Schlager. Seine Frau trennte sich von ihm, stieg aus der rechten Szene aus und nahm die Kinder mit. Apfel schreibt 2017 ein Buch über seine Zeit in der NPD und gibt Interviews: Dass er immer noch eine »konservativ-patriotische Grundeinstellung« hätte und die AfD ernte, was die NPD säte. Und dass er bisher immer noch kaum Spanisch spricht.



RONALD SCHILL

»RICHTER GNADENLOS«, EHEMALIGER ZWEITER BÜRGERMEISTER UND INNENSENATOR HAMBURGS

ILLUSTRATION FREDERICK STRASCHE

»Richter Gnadenlos«, wie ihn die Bild nannte, erlangte um die Jahrtausendwende enorme Aufmerksamkeit durch seine rabiaten Urteile für Kleinkriminelle. Damit gelangen Ronald Barnabas Schill und seiner rechtskonservativen Partei Rechtsstaatlicher Offensive alias »Schill-Partei« 2001 der Durchmarsch bei der Hamburger Bürgerschaftswahl. Schill wurde neben Ole von Beust Zweiter Bürgermeister und Innensenator Hamburgs.

Doch er war auch ein Großmaul, eine Figur wie aus einem Fellini-Film. In seiner Amtszeit bekämpfte er die örtliche Kriminalität und blamierte 2002 den Hamburger Senat bei einer nicht endenden, wirren Rede im Bundestag. Im Sommer darauf entließ ihn Ole von Beust nach einer ver-

suchten Erpressung. Schill wollte öffentlich machen, dass von Beust seinem angeblichen Lebensgefährten den Posten als Justizsenator gegeben und somit Privates mit Politischem vermischt hätte. Seine eigene Partei schloss Schill aus und scheiterte bei der nächsten Bürgerschaftswahl mit 0,4 Prozent.

Schill setzte sich erst in die Karibik, später nach Rio de Janeiro ab. Sein Kokainkonsum, über den schon zu Amtszeiten spekuliert wurde, flog 2008 auf. Es folgte ein Niveau-Limbo aus Big Brother, Goodbye Deutschland und der Nackt-Datingshow Adam sucht Eva, bei der er wortwörtlich sein letztes Hemd gab. Schill lebt heute in einer brasilianischen Favela.

KOSOVO
NEOVISNO



UNITED NATIONS MISSION IN KOSOVO
CUSTOMS SERVICE
SHËRBIMI DORËANOR
CARINSKA SUZBA

Prishtinë Gjakovë
Priština Djakovica
Prištine Yakova
Qendër
Centar
Merkez

KOSOVO
SERBE



KOSOVA REPUBLIKË!

NEWBORNS

TURN OFF THE ENGINE
SHOW YOUR ID CARD
UNLOAD YOUR WEAPON
FOLLOW DUTY OFFICERS
DIRECTIONS

UGASI MOTOR
POKAŽI VAŠU ID KARTU
ORŽI SE NAREDJENJA OD
RAMPE

AUF NEUEN MAUERN TANZEN

Bomben, Flucht, Korruption: Besa Luci war die Stereotype über ihre Heimat Kosovo leid und gründete deshalb das Indie-Magazin Kosovo 2.0. Was sie herausfinden wollte: Wie denken die überwiegend jungen Kosovaren über Themen wie Sex, Religion oder Heimat? Worum dreht sich ihr Leben – zehn Jahre nach der Unabhängigkeit von Serbien?

TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN

ILLUSTRATION VOLKER STRÄTER

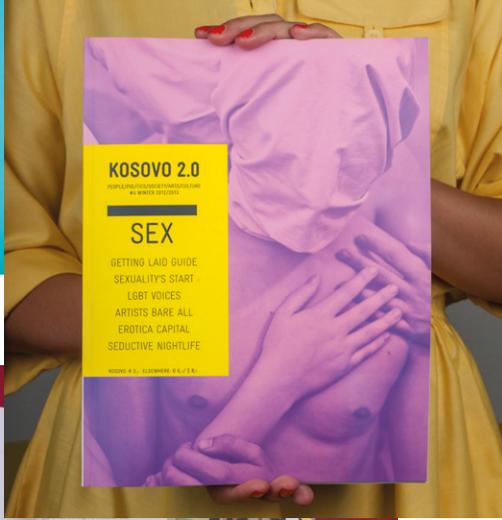
Wenn Besa Luci in einen Flieger steigt, dann mit Extragepäck: Darin schleppt die 34-jährige Chefredakteurin immer ein paar Ausgaben ihres Magazins Kosovo 2.0 mit. »Es ist ziemlich aufwendig und kostspielig, die Ausgaben zu versenden«, erzählt sie über eine scheppernde Skype-Verbindung aus Priština. Grund für die Schleppe: Das Kosovo, wo das Magazin entsteht, wird international nicht überall anerkannt. Deshalb kann man die Ausgaben nicht einfach im Online-Shop kaufen wie bei vielen anderen Indie-Magazinen – der internationale Zahlungsverkehr ist nicht einheitlich geregelt. Bleibt den Machern nur der Koffer – und ein gutes Kontaktnetzwerk.

Das Magazin kartografiert in zehn Ausgaben eine Region, deren Geschichte das Zeug zur Netflix-Serie hätte. Eine Region, die noch immer den Atem anhält und wo keine Worte oder Blicke unpolitisch sind – auch die der Außenstehenden nicht. Wenn aber in Berlin, Madrid oder New York über das Kosovo berichtet wird, hatten bisher vor allem westliche Medien die Deutungshoheit. »Ab 1999 wuchs die internationale Berichterstattung über das Kosovo. Aber die meisten Bilder zeigten nur das dominierende Stereotyp des Balkans als einen Ort, wo Schmerz untrennbar zum Alltag gehört. Bilder, die sich auf Pferdekutschen und verzweifelte Flüchtlinge beschränken«, erläuterte Luci bei einem TED-Talk in Priština vor ein paar Jahren. Dasselbe habe sich nach dem Krieg wiederholt – nur, dass die dominierenden Bilder jetzt korrupte Politiker und politische Instabilität zeigten. Als ob damit der Status Quo des Kosovo als regionalem Unruhehstifter zementiert werden sollte. Luci verweist damit auf das Problem der Exotisierung des Kosovo, seinem »unzivilisierten« Medien-Image irgendwo zwischen Balkan-Folklore, Krieg und Slum-Romantik. Das Problem dabei ist nicht, dass

KOSOVO

Das Kosovo erklärte im Februar 2008 seine Unabhängigkeit von Serbien. Vorausgegangen waren der Zerfall Jugoslawiens und ethnische wie nationale Spannungen zwischen Serben und Albanern. Diese führten zu apartheidähnlichen Ausgrenzungen und schlugen ab 1996 auch in Gewalt und Krieg um. 1999 begann die NATO mit der Bombardierung strategischer Ziele; es folgte die Besetzung des Kosovo durch internationale Truppen. Flucht und Vertreibung prägten den Alltag um die Jahrtausendwende. Befriedet ist die Region immer noch nicht. In offiziellen Dokumenten wird heute dem Namen »Kosovo« ein *-Sternchen und eine Fußnote hinzugefügt: Dies verweist darauf, dass mit dem Landesnamen nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit verbunden ist. Von 193 UN-Mitgliedsstaaten erkennen 83 das Kosovo nicht an – darunter Spanien, Griechenland, die Slowakei und Rumänien. Die Mehrheit der Kosovaren sind Muslime, gefolgt von serbisch-orthodoxen Christen und Katholiken. Nach Expertenschätzungen passieren 80 Prozent des nach Westeuropa geschmuggelten Heroins das Kosovo. Der Mindestlohn liegt bei 130 Euro im Monat, nur 20 Prozent aller Frauen des 1,9 Millionen-Einwohner-Landes sind berufstätig.

das Aufzeigen von Problemen unerwünscht ist; viel eher reduziert es den Ort zur Dauerkrise, was auf lokale Selbstbilder und politische Entscheidungen abfärben kann. ►



MEHRDIMENSIONALE IDENTITÄTEN

Kosovo 2.0 versteht sich deshalb auch als Dokumentation, als zirkulierender Diskurs eines demografisch wie politisch jungen Landes. »Es ist ein Archiv über Themen, die noch in vielen Jahren aktuell sein werden«, so die Chefredakteurin. Publiziert wird das Magazin und die Webseite in drei Sprachen – Albanisch, Serbisch und Englisch. »Das ist, als ob man drei Magazine gleichzeitig produziert«, sagt die Kosovarierin und lacht.

Besa Luci strahlt das Selbstbewusstsein einer Selfmade-Woman aus. Geboren ist sie in Priština, wo sie lebt und neben ihrer Tätigkeit als Chefredakteurin an der Universität unterrichtet. 1999 floh sie mit ihrer Familie vor dem Krieg in ihrer Heimat. Später studierte sie Politikwissenschaft, Internationale Beziehungen und Journalismus, unter anderem im US-Staat Missouri. 2008 kam sie zurück ins Kosovo und startete 2010 Kosovo 2.0 als Online-Plattform – der Name ist programmatischer Neustart. Das Magazin wuchs auf heute zwölf feste Mitarbeiter, viele Freiwillige und Enthusiasten an – ob nun Medienprofis oder nicht. Jeden Sommer betreut die Redaktion zwei bis drei Praktikanten, viele von ihnen flohen als Kinder mit ihren Eltern vor dem Krieg oder gingen zum Arbeiten ins Ausland. Kehren sie zurück, bringen sie frische Ideen, aber auch ein neues Gefühl für Identität mit, so Luci: »Sie fühlen sich als Kosovaren, aber auch als Albaner, Deutsche oder Schweizer.« Jene Jugendlichen fordern das Einbahnstraßen-Denken in Sachen Identität heraus, das auf dem Balkan im Alltag und bei der Frage nach Freund und Feind immer noch große Bedeutung hat. »Die kosovarische Identität ist sehr komplex«, sagt Luci. Und: »Es ist nicht so, dass die kosovarische Geschichte erst mit der Unabhängigkeitserklärung angefangen hat.« Vielmehr müsse man intersektional denken, denn andere gesellschaftliche Rollen – zum Beispiel weiblich, schwul, hetero oder lesbisch sein – beeinflussen immer, wie man sich selbst als Kosovarin oder Kosovare sieht.

ENTTÄUSCHTE ERWARTUNGEN

Diskussionen um Identität drängen sich 2018 geradezu auf, denn seit zehn Jahren ist das Kosovo unabhängig. Die lokalen Medien seien wegen des Jahrestags »nervös«, so Luci, die Bevölkerung eher skeptisch. Viele Erwartungen an Reisefreiheit, wirtschaftlichen Aufschwung und Freizügigkeit innerhalb Europas wurden enttäuscht. Bis heute müssen Kosovaren für den Schengen-Raum ein Visum beantragen, andere Länder des Westbalkans nicht. Für junge Kosovaren ohne Beziehungen ins Ausland sei dies ein Problem: »Sie fahren in die Türkei oder nach Mazedonien, aber kommen hier nicht wirklich raus, weil sie nicht frei reisen können. Wenn sie nie etwas von der EU sehen, wie sollen sie dann europäische Werte verinnerlichen?«, ärgert sich Luci.

Zwei Drittel aller Kosovaren sind jünger als 30 Jahre; im Vorjahr waren etwa 50 Prozent von ihnen arbeitslos gemeldet. Politische Lösungen gibt es wenige, viele gehen lieber ins Ausland. Hinzu kommt der erstarkende Nationalismus in Europa und den USA, der Luci umtreibt – die brutalen



Besa Luci

Erinnerungen secessionistischer Machtpolitiken sind auf dem Balkan noch zu lebendig. Bis heute sichern KFOR-Soldaten den Norden des Landes, damit es nicht zu neuer Gewalt zwischen Serben und Albanern kommt.

»HEUTZUTAGE BRAUCHT ES PRINZIPIEN UND WERTE«

Kosovo 2.0 erzählt von diesen Hoffnungen und Widersprüchen unter schwierigen Umständen: Print hat es auch im Kosovo schwer, ist häufig allzu direkt von der Politik abhängig. Der Balkanstaat kam in Sachen Pressefreiheit im Vorjahr auf Platz 82; Nachbar Serbien belegte Platz 66. Das Magazin verkauft sich nicht kostendeckend und ist auf ausländische Fördergelder angewiesen. Gleichzeitig kommen nicht alle Themen bei Lucis Landsleuten gut an: So sorgte die 2012 erschienene »Sex«-Ausgabe für Aufruhr. Das rosa Cover zeigt zwei verhüllte Körper, drinnen findet man Artikel über LGBT auf dem Balkan oder über One-Night-Stands. Die Ausgabe wurde zum Skandal, ein kosovarischer Zentrum für LGBT wurde attackiert, Luci und ihr Team erhielten Drohungen und zeitweise Polizeischutz. Als »Aktivistin« würde sich Luci deswegen jedoch nicht bezeichnen: Sie schreibe eben viel über Themen, die ihr wichtig sind – Menschenrechte und Gleichberechtigung sind nur zwei davon. »Heutzutage braucht es Prinzipien und Werte, an die man glaubt. Sie sind die Basis.« Kosovo 2.0 skizziert dabei mit frischem Blick, wie große globale Herausforderungen und Probleme im lokalen Kontext verarbeitet, Konflikte nicht verdrängt, sondern analysiert werden. Dies kann eine Inspiration sein, besonders in einer Weltordnung, in der sichtbare wie unsichtbare Barrieren gerade ein düsteres Comeback erleben – sei es Trumps Mauer zu Mexiko, der Brexit oder erstarkender Nationalismus. •



37%

aller Erstfunde gebietsfremder Arten der zurückliegenden 200 Jahre wurden zwischen 1970 und 2014 registriert.

Etwa

1000



gebietsfremde Arten haben sich in Deutschland etabliert. Das sind Archäobiota-Arten (vor 1492) zusammen mit rund 800 Neobiota-Arten (seit 1492).

10



von 100 neuen Arten können sich etablieren, von diesen sind wiederum zehn Prozent – also nur eine Art – invasiv, können also heimischen Arten schaden.

1-2



gebietsfremde Arten finden täglich irgendwo auf der Welt eine neue Heimat. Tendenz steigend!

Auf

3.400 bis 2.900 v. Chr.



werden die ältesten Funde von Überresten chinesischen Biers datiert. Auch das älteste Bierrezept stammt aus China.

1969

kam der Döner angeblich nach Deutschland – mit dem Schwaben **Nevzat Salimim** ins baden-württembergische Reutlingen.



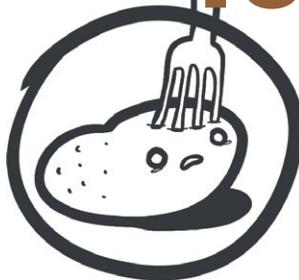
Schon im

3. Jh. v. Chr.



ernährte Sauerkraut zusammen mit Reis die Arbeiter beim Bau der Chinesischen Mauer. Lange vor unserer sogenannten Krautnation. Übrigens: auch Hippokrates (466 bis 377 v. Chr.) soll es hoch gelobt haben.

1647



soll die Kartoffel, eigentlich aus Südamerika (S.98), das erste Mal in Deutschland angebaut worden sein.

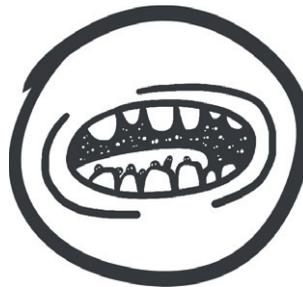
90%
deines Körpers sind fremde Lebewesen, nur ein Zehntel deiner Zellen ist wirklich menschlich!



17.255
Menschen durchliefen von 1991 bis 2013 ein Verfahren nach dem Transsexuellengesetz. Das entspricht etwa 0,01413 Prozent bei einem Bevölkerungsstand von 81.471.834 Einwohnern der Bundesrepublik Deutschland.



Circa **33.000**
Bakterien-Arten trägst du allein im Mund mit dir herum.



deines Körpergewichts machen Bakterien aus.

2KG



Circa **8.000.000**
Gene besitzen deine Mitbewohner insgesamt.



2.363
davon finden sich hinter deinem linken Ohr.



»Durch die vielen Muslime hier fühle ich mich manchmal wie ein Fremder im eigenen Land.«

50% der für die Mitte-Studie befragten Deutschen stimmten 2016 dieser Aussage zu.

85,9% davon gaben die AfD als ihre Parteipräferenz an.



GYDA









DER SYRISCHE KOMMUNIST

Anmar ist aus Syrien nach Deutschland geflohen. Er erzählt seine Geschichte, die Geschichte der Herkunft seiner Familie, seines Lebens in der Minderheit, seiner Flucht und seines neuen Lebens in Deutschland. Und wie diese Geschichte geprägt ist von seinem Aussehen und seinen politischen und religiösen Überzeugungen.

TEXT YANNICK VON EISENHART ROTHE

FOTOGRAFIE MARCUS WOJATSCHKE

Das erste Mal traf ich Anmar auf der Veranda eines alten Gutshofs im brandenburgischen Nirgendwo. Die Kater-Redaktion hatte sich dorthin zurückgezogen, um ein Wochenende lang über die Zukunft des Magazins zu sinnieren. Es war spät-abends, Anmar saß auf besagter Veranda, rauchte selbstgedrehte Zigaretten ohne Filter und trank Bier. Wir kamen ins Gespräch – auf Englisch – und ich fragte beiläufig, woher er denn komme. »From Syria. I'm a refugee.« Ich versuchte, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen, aber Anmar ist sich der Reaktion auf diese Aussage bewusst, zu oft musste er sich schon erklären. Denn mit seinen langen, dunkelroten Haaren, seinem weißen Bart und seiner hellen Haut sieht Anmar nicht so aus, wie sich die Welt einen Syrer vorstellt.

Eigentlich nervt es Anmar, darüber zu sprechen, warum er so aussieht. »Ich musste es so oft erklären. ›Woher kommst du?‹ – ›Syrien‹ – ›Oh, wirklich?‹ Alle warten auf eine Erklärung.« Wirklich übel nimmt er die Reaktion aber niemandem. »Wenn jemand, der aussieht wie ich, mir erzählen würde, dass er aus dem Sudan kommt, würde ich auch nachfragen: Wie kommt das?« So erzählt er seine Geschichte ein weiteres Mal.

Einige Monate später, an einem dunklen Sonntagnachmittag, treffen wir uns zum Interview in einem Café in Neukölln, wo Anmar heute lebt. Draußen fällt der erste Schnee. Es ist ein linkes Café, auf der eingerollten Markise steht »No Borders, No Nations«. Anmar geht gerne hierhin. Er erzählt



ausführlich und mit ruhiger Stimme. Sein Englisch ist fließend, zwischendrin baut er schon einige deutsche Wörter ein: »Gips«, »Asylbewerberheim«, »Deutschkurs«.

Anmar ist 37 Jahre alt und stammt aus Deir Ful, einem kleinen Dorf etwa 40 Autominuten nordöstlich von Homs. Das Dorf wird hauptsächlich von Tscherkessen bewohnt, einer Volksgruppe, die sich aus verschiedenen Stämmen kaukasischer Abstammung zusammensetzt. Diese Volksgruppe ist seit dem späten 19. Jahrhundert in Syrien angesiedelt. Im bis 1864 andauernden Kaukasischen Krieg hatten sich die muslimischen Tscherkessen vergeblich gegen die Expansion des Russischen Kaiserreichs in den Nordkaukasus gewehrt und wurden daraufhin ins Osmanische Reich deportiert. So kamen damals auch Anmars Vorfahren ins heutige Syrien und erbauten Deir Ful auf dem ihnen zugewiesenen Gebiet. »Als sie ankamen, zogen sie ihre Schuhe aus, weil sie das

Land für heilig hielten. Da kamen schließlich die Propheten her! Sie haben aber schnell gemerkt, dass es dort doch nicht so heilig zugeht,« erzählt er und lacht.

Vor dem Krieg lebte das Dorf in eingeschworener Gemeinschaft. Man blieb unter sich. »Wenn du eine kleine Minderheit bist, versuchst du, diese zu beschützen. Es war unüblich, Fremde zu heiraten.« Auch die vergleichsweise liberale Auslegung des Islam trug zur Geschlossenheit der tscherkessischen Gemeinschaften bei. Anmar erzählt, dass er beispielsweise mit seiner Cousine allein durchs Dorf laufen konnte. In konservativeren Gemeinden können unverheiratete Männer und Frauen nicht alleine sein, »das ist haram.« Deshalb sei die Abgrenzung auch ein Stück Freiheit gewesen. »Viele waren überzeugt, dass wir diese Freiheit verlieren, wenn wir uns öffnen und außerhalb der Gemeinschaft heiraten.«

Anmar erfuhr außerhalb seiner tscherkessischen Gemeinschaft Diskriminierung. »Unser Lebensstil wurde oft nicht akzeptiert. Du wirst als Fremder angesehen. Auch dadurch hat sich die Gemeinschaft mehr und mehr geschlossen.« Deshalb seien auch die meisten seiner Freunde in Syrien Tscherkessen gewesen. Er fühlte sich in Syrien aber nicht nur fremd, weil er aussieht, wie er aussieht; zudem bezeichnet er sich als Kommunist und glaubt nicht an Gott. »Du kannst nicht einfach öffentlich sagen, dass du nicht an Gott glaubst. Menschen werden versuchen, dir weh zu tun. Als Ungläubiger bist du nichts wert in ihren Augen.« Auch mit politischen Aussagen musste er sehr vorsichtig sein. »In so einem Land kannst du deine Ideen und Vorstellungen nicht einfach diskutieren. Du kannst nichts kritisieren, musst immer aufpassen, was du sagst. Eine falsche Aussage kann dich ins Gefängnis bringen.« Besonders vorsichtig müsse man sein, wenn andere die Regierung kritisieren und einen nach seiner Meinung fragen – sie könnten für die Regierung arbeiten. »Sie nehmen dich heimlich auf und plötzlich fragt der Geheimdienst nach dir und verhört dich.« Der Cousin von Anmars Mutter saß zehn Jahre im Gefängnis, weil er



Kommunist war und etwas gegen das Regime unternehmen wollte.

Es ist zwar nicht grundsätzlich verboten, Kommunist zu sein, es gibt sogar eine kommunistische Partei in Syrien. Die ist aber in Anmars Augen nur ein korrupter Haufen, der vom Regime kontrolliert wird. Generell seien die Parteien vor dem Krieg dazu da gewesen, eine gewisse Freiheit und Demokratie vorzugaukeln.

Auf die Frage, wie er seine kommunistischen Überzeugungen beschreiben würde, schränkt Anmar ein: »In Syrien wird das Wort oft auch einfach für Leute benutzt, die nicht an Gott glauben. Ich habe das lange gar nicht für mich definiert. Heute würde ich mich allgemein als links beschreiben, habe aber auch ein paar Probleme mit kommunistischen Ideen. Wenn Individualität nicht mehr gewünscht wird und nur eine Welt von menschlichen Kopien erzeugt werden soll, werden Außenstehende genau so wenig akzeptiert wie in Religionen.«

Anmars Leben in seiner Heimat war von Täuschungen und Versteckspiel geprägt. Er musste seine Überzeugungen verbergen und ständig aufpassen, was er sagt. Heute wundert er sich selbst darüber, wie wenig ihm das ausgemachtete. »Ich war sogar ein wenig stolz darauf, mich anpassen zu können. Du brauchst diese Fähigkeit, um zu überleben, also war ich glücklich darüber.« Erst als der Druck von außen abfiel, merkte er die Erleichterung. »Während der Revolution und später in Deutschland hat sich alles verändert, ich musste mich nicht mehr verstellen. Und ich habe mich plötzlich gefragt, wie ich das vorher ausgehalten habe.«

Nach dem Schulabschluss und zweieinhalb Jahren Militärdienst wollte Anmar eigentlich Englische Literatur studieren. Er entschied sich letztlich doch dagegen, fünf Jahre Studium erschienen ihm zu lang, also begann er zu arbeiten. Er fing als Maler an und wurde dann Innendekorateur, fertigte Dekorationen für Restaurants und Wohnzimmer aus Gips, Holz und Metall. Erst in Homs, später zog er nach Damaskus. Dort lebte er bis 2011, bis die »gesegnete Revolution« begann, wie er sie voller Zynismus nennt. Sein Onkel wurde vom Militär getötet und Anmar kehrte nach Deir Ful zu seinen Eltern zurück. In der Zeit hatte er viele Auseinandersetzungen mit seinem Bruder. »Ich lehnte Gewalt und Waffen komplett ab, aber er war überzeugt davon, dass man nur mit Gewalt etwas verändern kann.« Er konnte nicht mehr nach Damaskus zurückkehren, er wäre entweder verhaftet oder als Soldat eingezogen worden. Also blieb er in Deir Ful, um seine Eltern zu beschützen und auf ihren Oliven- und Mandelplantagen bei der Arbeit zu helfen. Zweieinhalb Jahre verbrachte er so im Dorf. Sein Bruder hatte sich dem bewaffneten Widerstand angeschlossen und wurde verhaftet, als er einen angeschossenen Revolutionär ins Krankenhaus bringen wollte. Seine Familie wusste nicht, was mit ihm passiert war. »Als er nach zwei Monaten anrief, haben wir seine Stimme zuerst nicht erkannt, weil sie ihn so stark gefoltert haben.« Da er trotzdem nichts verriet, ließen sie ihn irgendwann laufen und er konnte ins Dorf zurückkehren.

Dann kam der IS. Einige Dorfbewohner hatten sich ihm angeschlossen, andere kamen von außen. »Im Dorf war meine Familie als nicht gläubig bekannt, deshalb wollte der IS ►

uns auslöschen«, erzählt Anmar. Sie wurden aber von Dorfbewohnern mit IS-Verbindungen gewarnt, weil sie seinen Bruder gut kannten und mit ihm in den freien Rebellenarmeen gekämpft hatten. Also fing sein Bruder und er an, einen tiefen Glauben vorzuspielen. »Wir haben gebetet und auf guter Muslim gemacht. Wir mussten uns Bärte und lange Haare wachsen lassen und eine Kopfbedeckung tragen.«

Für etwa zwei Monate ging das gut. Dann wurde Anmars Bruder an einem IS-Checkpoint das Handy abgenommen, das Anmar ihm geliehen hatte. Darauf fanden die Islamisten eine Jahre alte Nachricht von einem Freund von Anmar, die den Satz »zum Teufel mit deinem Gott« enthielt. In den Augen des IS ein unverzeihlicher Satz. Sie waren in höchster Gefahr, ihr Schwindel war aufgefliegen. »Mein Bruder fuhr aus dem Dorf an die vorderste Front, da gingen IS-Kämpfer damals nicht hin. Und ich beschloss zu fliehen, auch damit mein Bruder alles auf mich schieben konnte, sobald ich weg war.«

Also floh Anmar in die Türkei. Die gut 200 Kilometer legte er auf seinem Motorrad zurück, nachts, teilweise schiebend, wenn ihm fahren zu gefährlich erschien. Die Grenze war geschlossen und von der türkischen Armee kontrolliert, aber im Nordwesten konnte man einen kleinen Grenzfluss mithilfe eines Bootes und gespannter Seile überqueren.

In der Türkei begann Anmar schnell zu arbeiten, erst in einer Mehlfabrik, als er besser türkisch sprach, wieder als Innendekorateur, insgesamt knapp anderthalb Jahre. »Dann hatte ich Probleme mit meinem Chef. Er hat mich einfach nicht mehr bezahlt, mich ständig hingehalten. Ich habe angefangen, mich in der Türkei nicht mehr sicher zu fühlen.«

Er entschloss sich, weiter zu fliehen. Nach Deutschland.

Warum explizit nach Deutschland? Anmar überlegt kurz. »Weil es sicher ist. Und – das klingt etwas komisch – vielleicht hat es auch etwas mit Fußball zu tun. Ich bin schon lange großer Fan der deutschen Nationalmannschaft, sogar im Clubfußball bin ich immer für die deutschen Spieler. Ich weiß gar nicht genau warum, aber seit der Weltmeisterschaft 1990 hat mich das nicht mehr losgelassen.« Bis heute ist er großer Fußballfan, schaut oft Spiele. »Als Jugendlicher hab ich auch mal versucht selbst zu spielen, aber ich war fürchterlich schlecht«, erzählt er und lacht.

Als Anmar hörte, dass einige seiner Bekannten nach Deutschland reisen wollten, schloss er sich ihnen an. Alle waren Tscherkessen, die meisten aus demselben Dorf wie er. Sie wollten die Reise nach Europa gemeinsam antreten, um sich gegenseitig zu schützen. »Also war ich wieder in einer geschlossenen Gruppe. Es ist schwierig, eigentlich willst du aus diesen Gruppen ausbrechen, manchmal brauchst du sie aber.«

Los ging es über die Ägäis, von Izmir aus auf eine kleine griechische Insel. Einer von Anmars Freunden steuerte das

Boot, das machte es für alle billiger. Vor der zweistündigen Überfahrt durfte er eine halbe Stunde in sicheren Gewässern üben und sich mit der Steuerung vertraut machen. Nicht selbstverständlich. »Der Schleuser, der alles organisiert hat, war dafür bekannt, dass er eigentlich ein guter Mensch ist«, sagt Anmar. Die Fahrt war anstrengend und beengt, 46 Menschen samt Gepäck auf einem neun Meter langen Kahn mit kleinem Außenbordmotor. »Der letzte Kilometer war hart, die Wellen wurden immer höher, wir hatten Wasser im Boot.« Es ging gut.

In Griechenland angekommen, wurden die Tscherkessen als Flüchtlinge registriert und bekamen Papiere ausgestellt, die sie als solche ausweisen. Sie hatten drei Tage Zeit, Griechenland wieder zu verlassen und weiterzuziehen. So machten sie sich auf den Weg, auf der damals, im Spätsommer 2015, noch offenen Westbalkanroute. Über Mazedonien, Serbien, Kroatien, Slowenien und Österreich nach Deutschland; in Zügen und Bussen, weite Strecken auch zu

Fuß. »Insgesamt hatten wir großes Glück, wir sind gut durchgekommen. Ich kenne viele Leute, die auf der Strecke sehr gelitten haben, deren Boote fast untergegangen oder die verschollen sind«, sagt Anmar nüchtern. Nur sein unerwartetes Äußeres sorgte teilweise für Schwierigkeiten. »Unsere ganze Reisegruppe bestand



SUBSIDIÄRER SCHUTZ

Den sogenannten subsidiären Schutz erhalten Asylbewerber, die nach Einschätzung der Behörden nicht individuell aufgrund ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder ihrer politischen Überzeugung verfolgt werden und damit nicht nach der Genfer Flüchtlingskonvention oder dem deutschen Grundgesetz als asylberechtigt gelten, die aber beispielsweise aufgrund von Krieg oder einer drohenden Todesstrafe trotzdem nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren können. Subsidiär Schutzberechtigte erhalten zunächst nur eine Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr, danach wird die Situation im Heimatland neu bewertet. Während 2015 noch fast alle Antragsteller aus Syrien den vollen Flüchtlingsstatus zuerkannt bekamen, hat sich das auf Drängen der Politik geändert: Laut Pro Asyl erhielten zwischen Januar und Oktober 2017 63 Prozent der syrischen Flüchtlinge nur den Status des subsidiär Schutzberechtigten. Seit Verabschiedung des sogenannten Asylpakets II im März 2016 war das Recht auf Familiennachzug für diese Gruppe für zwei Jahre ausgesetzt, bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe stritten sich Union und SPD in den Koalitionsverhandlungen noch über das weitere Vorgehen.

zwar aus Tscherkessen, mit meinen roten Haaren und dem weißen Bart stach ich aber besonders heraus.« Immer wieder wurde er von Grenzern angebrüllt: »Are you press? Are you press?« und stets musste er aufs Neue beteuern: »No, no, I'm not press, I'm a refugee!«, denn »An allen Grenzen hassen sie die Presse,« erklärt er.

Besonders im Gedächtnis geblieben ist Anmar eine Begegnung mit einem UN-Mitarbeiter an der mazedonischen Grenze. Der glaubte ihm erst nicht, dass er Syrer sei, dass er vor dem Krieg fliehe, den Pass könne man für 200 Dollar fälschen lassen. Anmar erklärte dem Mann die Herkunft seiner Familie und verwies auf seine Mitreisenden, die seine Geschichte bestätigen konnten. »Da hat er mich gefragt, warum ich denn fliehen würde; wenn man so aussieht, hätte man doch keine Probleme. Nun ja, ich habe den IS im Dorf und ich bin nicht gläubig, deshalb wollen sie mich töten!« Der UN-Mitarbeiter glaubte ihm schließlich und ließ sie weiterziehen, rief Anmar aber noch einen Satz hinterher: »Es ist falsch, nicht an Gott zu glauben, das weißt du!« An dieser Stelle der Geschichte muss Anmar immer noch ungläubig lachen. »Ich dachte, wow, bin ich wirklich in Europa? Der war von der UN! Ich dachte, hier würde das besser werden.«

In Deutschland angekommen ist Anmar am 17. September 2015, so richtig ankommen konnte er aber lange nicht. Fast anderthalb Jahre musste er auf einen Termin für seine persönliche Anhörung im Asylverfahren warten, weil frühere Einladungen an eine Unterkunft geschickt worden waren, in der er längst nicht mehr untergebracht war. Eine schwere Zeit, er durfte nicht arbeiten und nach dem A1-Deutschkurs auch keine weiteren Sprachkurse belegen.

Bis heute muss er sich mit komplizierter Bürokratie herumschlagen, bis heute muss er immer wieder erklären, warum er nicht so aussieht, wie sich sein Gegenüber einen syrischen Flüchtling vorstellt. Seit Frühjahr 2017 darf er aber endlich arbeiten, er hat den Status eines subsidiär Schutzberechtigten erhalten. Morgens geht er zur Sprachschule und lernt Deutsch, abends jobbt er in einem Veranstaltungshaus. Auch eine Wohnung hat er gefunden. »Ich fühle mich tatsächlich irgendwie zuhause, ich hatte sehr viel Glück mit den Menschen, die ich kennengelernt habe. Ich habe viele Freunde in Berlin.« Diskriminierung hat er persönlich in Deutschland noch nicht erfahren. »Aber viele meiner Bekannten, die dunklere Haut haben als ich, haben mir davon erzählt. Einmal habe ich bei der Bank mitbekommen, wie mit einer ausländisch aussehenden Frau respektlos umgegangen wurde. Ich war so wütend und wollte noch schneller die Sprache lernen, weil ich meine Wut nicht ausdrücken und ihr nicht helfen konnte.« Was ihn aber auch wütend macht, ist Intoleranz von Menschen in seinem Umfeld, die auch geflüchtet sind: »Ich finde es komisch, dass Leute, die diskriminiert wurden, andere diskriminieren. Zum Beispiel kann ich einigen meiner Freunde nicht erzählen, dass in meinem Haus auch schwule Männer wohnen, sie halten das immer noch für falsch. Sie beschweren sich über Rassismus, verhalten sich aber selbst nicht besser.«

Zum Abschluss frage ich Anmar, was er sich für die Zukunft seines Heimatlandes wünscht. Das sei nicht wichtig,

sagt er, denn die Zukunft Syriens sei nicht davon abhängig, was er oder die Bevölkerung wollen, sondern was Russland, die USA, die Türkei, Iran und China wollen. »Es geht um Macht, jeder will sein Stück vom Kuchen abhaben.« Dass Assad nicht an der Macht bleiben dürfe sei klar, aber damit sei es nicht getan. »Die Regierung ist schrecklich, aber auch die Bevölkerung braucht so viel Bildung. Die aktuelle Generation ist verloren, du kannst keine Objektivität von jemandem erwarten, von dem 15 Familienmitglieder getötet wurden. Aber vielleicht lernt die nächste Generation etwas daraus.«

Aber auch wenn Frieden einkehren sollte, nach Syrien zurückkehren, um dort zu leben, will Anmar nicht. »Wenn ich das täte, müsste ich wieder vortäuschen, jemand anderes zu sein. Hier kann ich ich selbst sein. Hier gibt es zwar auch Menschen, die einen diskriminieren oder verurteilen, aber sie bringen dich nicht um. Sie hassen mich vielleicht, weil ich anders bin oder denke, aber das macht mir nichts aus. In Syrien wirst du nicht nur gehasst, du bist in Gefahr.«

Es dämmt allmählich vor dem großen Cafëfenster, ein bisschen Schnee ist sogar liegen geblieben. Anmar streckt sich und blickt auf die Uhr. Seit mehr als zwei Stunden sitzen wir schon hier, seinen Cappuccino hat er vor lauter Erzählen trotzdem nur halb ausgetrunken. Ich habe das Gefühl, dass er noch stundenlang weitererzählen könnte, von seiner Vergangenheit, seinem Leben in Syrien, der politischen Situation, seiner Familie, seiner Verarbeitung des Erlebten. Aber sein Telefon klingelt, sein Chef ruft an, er muss früher zur Arbeit. Er verabschiedet sich herzlich und verschwindet in den Neuköllner Abend, in sein neues Zuhause. Sein neues Leben geht weiter. •



Yannick von Eisenhart Rothe studiert Journalistik in Hamburg und ist seit einem Jahr bei Kater Demos am Start. Nebenbei podcastet er in der Thesenkammer und verbringt exakt die angemessene Menge Zeit auf Twitter. Er fühlt sich fremd in einer Welt, in der die Selbstverständlichkeit »Refugees Welcome« als streitbares politisches Statement gilt.



WIE ICH BETRUNKEN DER SPD BEITRAT

EIN SCHNAPSPROTOKOLL

Kennen Sie diese Tage, an denen Sie betrunken nach sieben Gläsern Haselnussschnaps zuhause auf dem heimischen Sofa am Sonntagabend Anne Will gucken und dann wutentbrannt der SPD beitreten? Nein? Es war auch mein erstes Mal.

TEXT ALEXANDER SÄNGERLAUB

ILLUSTRATION MARC HEINRICH

Doch beginnen wir von vorn. Es beginnt mit der Einladung um 13 Uhr zum bayerischen Schweinebraten mit zwei Sorten Knödeln bei einer guten Freundin. Es ist der Sonntag, an dem ein Sonderparteitag der SPD darüber entscheiden soll, ob die SPD noch einmal »GroKo« (große Koalition) macht. Genauer gesagt, ob die SPD nach den Sondierungen mit der CDU und CSU in die Koalitionsverhandlungen eintreten soll. Anschließend wird dann noch einmal über GroKo oder NoGroKo unter allen SPD-Mitgliedern abgestimmt. GroKo – das klingt nicht nur nach einer schlimmen Krankheit, das ist es auch, zumindest für die Demokratie. Wer es nicht glaubt, der schaue zu unseren Nachbarn nach Österreich. Die litten die letzten fast 30 Jahre an GroKo, das hat nun dazu geführt, dass unsere Nachbarn im Süden vom 31-jährigen Sebastian Kurz und der rechts-populistischen FPÖ regiert werden.

Doch halt. Was genau hat das mit »Das Fremde« zu tun und wo bleibt der Haselnussschnaps? Eins nach dem anderen. Die deutsche Sprache hat ein ganz fabelhaftes Wort,

MITGLIEDERENTSCHIED

Wenn Ihr diese Ausgabe in den Händen haltet, ist das schon alles Geschichte. Bis zum 2./3. März sollen die Ergebnisse der SPD-Mitgliederbefragung ausgezählt sein. Eventuell haben wir, wenn Ihr das hier lest, bereits eine neue Regierung oder einen großen Haufen Chaos. Bei Redaktionsschluss sind beide Möglichkeiten noch drin.

um das uns die englische Sprache beneidet: Fremdschämen. Versucht man dieses beim Online-Wörterbuch dict.cc einzugeben, erhält man als englische Übersetzung »the feeling of shame on someone else's behalf; the feeling of shame for someone else who has done something embarrassing« – eine direkte Übersetzung fehlt. Bei der SPD trifft beides zu. ►

DER ELEFANT MIT DEM IDEENSTAUBSAUGER

Wer die erstaunliche Verwandlung der alten Tante SPD nun von der Bundestagswahl (Nein zur GroKo) bis zum Sonderparteitag an diesem Sonntag (Ja zur GroKo), dem 21. Januar 2018, verfolgt hat, für den ist Fremdscham so etwas wie ein Lebensgefühl geworden. Dabei hatte Martin Schulz am Tag der Bundestagswahl einen erstaunlich guten Tag. Bei der Elefantenrunde, wie die Zusammenkunft der Spitzenkandidaten am Wahlabend beim Öffentlich-Rechtlichen liebevoll genannt wird, lief Schulz zur Höchstform auf. Erst versprach er, die SPD als Bollwerk gegen die Feinde der Demokratie – gemeint ist die AfD – in die Opposition zu führen. Anschließend bezeichnete er den inhaltsleeren Wahlkampf der Union als »skandalös« – wir erinnern uns an das CDU-Plakat: »Für ein Land, in dem wir gut und gerne leben« – und die Kanzlerin als »Ideenstaubsauger«, die im Grunde allen die Themen vor der Nase wegsaugen würde, um sie dann als ihre eigenen zu verkaufen.

»Heißt das, Sie stehen definitiv für Koalitionsverhandlungen nicht zur Verfügung?« fragte ZDF-Chefredakteur Peter Frey den Parteivorsitzenden und bis eben noch SPD-Kanzlerkandidaten Martin Schulz, der seit ein paar Stunden weiß, dass er und seine Partei das schlechteste Ergebnis der SPD in der Nachkriegsgeschichte eingefahren haben. »Wir sind eine Partei, die Verantwortung für dieses Land hat. Eine starke Opposition, die in dieser Phase, in der wir jetzt sind, ist ein ganz wichtiger Punkt (sic!). Oder wollen wir die Opposition Herrn Meuthen (Anm. d. Red.: Bundesparteivorsitzender der AfD) und seinen Kolleginnen und Kollegen hinterlassen? Wir werden einer Jamaika-Regierung, die zu Stande kommen wird, da bin ich ganz sicher, in scharfer Opposition entgegentreten!« Jawohl! Applaus! Vor dem Fernseher bejubelte ich den wie ausgewechselten Martin Schulz, dem es im Wahlkampf an Entschiedenheit noch gemangelt hatte (und der daher auch nicht meine Wählerstimme bekam).

RIESTER-RENTE

Die selbst überwiegend von SPD und CDU inzwischen kritisierten privaten Vorsorgemöglichkeiten à la Riester, wurden von etwa 16,54 Millionen Deutschen abgeschlossen. Eine der Hauptkritikpunkte ist, dass die undurchsichtigen Verträge so konzipiert sind, dass man in den ersten Jahren vor allem nur die Provision der Versicherer abbezahlt.

Nach den Musterrechnungen von Klaus Jäger, eines emeritierter Professors für Wirtschaftstheorie an der Freien Universität Berlin, muss ein heute 30-jähriger Mann mindestens 92 Jahre alt werden, um seine eingezahlten Beträge samt Zinsen überhaupt zurückzubekommen. Die Lebenserwartung für Männer liegt laut Statistischem Bundesamt bei 78 Jahren (Stand 2009).

FLUCH DER KARIBIK STATT JAMAIKA-KOALITION

Ziemlich unglücklich und zaudernd über den scheinbar unüberwindbaren Ruf nach Jamaika, war an diesem Abend bereits Christian Lindner in der Elefantenrunde. Ausgerechnet Lindner, der doch normalerweise »Probleme als dornige Chancen« begreift, wie er als 18-jähriger vollmundig im Fernsehen tonte. Der Beitrag aus dem Jahre 1997, den die Redaktion von Stern TV im Wahlkampf aus den Archiven kramte, zeigt Christian Lindner als aalglatten, schmierigen Teenie im übergroßen Anzug, der mit seiner Zwei-Mann-Firma PR-Konzepte an den Mann zu bringen versucht, während der Rest seiner Klasse das schnoddrig-schöne Leben als Abiturienten genießt.

Titelte die *Zeit* noch vor den gescheiterten Sondierungen fröhlich »Der Fluch der Karibik«, geschah genau das: Die verheißungsvolle Koalition aus Grünen, CSU, CDU und FDP mit karibischen Flair und dem Hauch von Cannabislegalisierung in der Luft endete vor ihrem Zustandekommen. Der große Knall – noch nie war eine Sondierung in der Geschichte der Bundesrepublik geplatzt – wurde noch zusätzlich durch Christian Lindners Zitat gekrönt: »Es ist besser, nicht zu regieren, als falsch zu regieren.«

Und so nahm das Unheil seinen Lauf: Die Sozialdemokratie, einigermaßen überrascht vom Nichtzustandekommen von Jamaika, musste nun erst vom Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier dazu ermahnt werden, überhaupt mit der CDU/CSU Gespräche zu führen. Wie man nun das strikte »Nein« zur GroKo umkehren könne, das am Tag nach dem Scheitern von Jamaika auch gleich noch mal vom gesamten SPD-Vorstand bekräftigt wurde, gleicht dem Versuch einen Öltanker in der Spree zu wenden: Es kann gar nicht gelingen.

ES WAR EINMAL DER SOZIALSTAAT

Das nicht enden wollende Drama der SPD, zwischen neo-liberaler Schröder-Agenda und dem, was als »linke« Partei noch übrig ist, zermalmt zu werden, lässt sich kaum an etwas Besserem demonstrieren, als an der Gesundheitspolitik und der im Sondierungsgespräch durchgesetzten Forderung der SPD, die Parität bei den Krankenkassen wiederherzustellen. Parität? Als Otto von Bismarck 1883 die Krankenkasse als erste der Sozialversicherungen eingeführt hatte, gab es schon das Prinzip der Parität, dass also Arbeitgeber und Arbeitnehmer den gleichen Anteil an der Versicherung gemeinsam tragen sollen. Dass ausgerechnet die SPD 122 Jahre später – und zwar nicht in der ersten GroKo, sondern zusammen mit den Grünen – die Parität zu Gunsten der Arbeitgeber 2005 abschaffte, scheint einem nur als eine weitere Episode sozialdemokratischer Auswüchse im Zeitalter des Neoliberalismus.

Weitere Beispiele? Die Liste ist endlos: Hartz-IV, Riester-Verträge, an denen vor allem die Versicherungswirtschaft verdient, die Entfesselung der Finanzmärkte, etc. Ich frage mich, wann es der SPD langsam dämmert, dass die Privatisierung von Verantwortung bei Renten, Gesund-

heit oder Arbeitsmarkt auf den einzelnen Bürger, für diesen nicht zu leisten ist. Und das alles ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, an dem man parallel dem – ach so hervorragend funktionierenden – Finanzsektor und den Besserverdienenden mit der massiven Senkung des Spitzensteuersatzes eine Menge Last und Verantwortung nahm. Dieser krasse politische Widerspruch zur eigentlichen Idee des Begriffs »sozial« war vielleicht nicht die beste aller Ideen in der 150-jährigen Geschichte der deutschen Sozialdemokratie.

Heute tragen Arbeitgeber übrigens 7,3 Prozent und Arbeitnehmer 8,3 Prozent der Krankenkassenkosten und die SPD will wieder zurück zu Bismarcks alter Idee und dem, was vielen als unverrückbarer Grundanker eines funktionierenden Sozialstaates erscheint. Andere halten das für die banalste Grundvoraussetzung dessen, was die SPD im Wahlkampf so nebulös mit dem Begriff »Soziale Gerechtigkeit« schon nicht mal mehr ausdefinieren konnte. Dabei war das mal der Markenkern der SPD. Wer den Hauptgrund für das ramponierte Image der Sozialdemokratie sucht, bekommt ihn hier auf dem Silbertablett serviert.

Und doch schlummert noch der Gedanke des wirklichen Fortschritts im Herzen der Sozialdemokratie. Denn die SPD wäre nicht die SPD, gäbe es nicht die Utopie auch gleich dazu. Bleiben wir beim Beispiel Gesundheitspolitik und einer dieser utopischen Ideen, die sich Bürgerversicherung nennt: Das ist quasi eine Krankenversicherung für alle, ohne den Unfug der Zwei-Klassen-Medizin. Diese Überwindung der Klassengesellschaft findet die CDU selbstverständlich gar nicht gut, die – nebenbei bemerkt, außer zu den SPD-Ideen »Nein« zu sagen, ohnehin keine eigenen politischen Ideen oder Ziele mehr verfolgt. Mit Ausnahme der Idee, dass doch bitte Angela Merkel Bundeskanzlerin bleiben möge.

Christian Lindner wird dazu passend später in besagter Anne-Will-Sendung an diesem haselnusschnapsintensiven Sonntagabend nach dem SPD-Parteitag die CDU ein »Scharnier ohne eigentliche Inhalte« nennen. »Inhalte« hat in der Union nur noch die radikale Splitterpartei aus Bayern, deren tollwütige Politik vor allem im Obergrenzen-Fetisch und anderen kruden Ideen liegt – und gegen Geflüchtete zu propagieren, um die AfD rechts zu überholen. Während dieser Text hier entsteht, ist gerade der Koalitionsvertrag durchverhandelt – die CSU bekommt passend zum geistigen Irrsinn ein »Heimatministerium« im neuen Bundeskabinett. Doch zurück zur Bürgerversicherung – der einzigen sozialdemokratischen Utopie, welche die SPD auf den Verhandlungstisch gepackt hat. Diese wird unter der Knute der GroKo natürlich nicht kommen. Union sagt »Nein!«

BEI ANRUF: MACRON

Es ist noch Samstagmittag. Bevor es zu Schweinebraten, Schnaps und zwei Sorten Knödeln geht, läuft bereits im Livestream der SPD-Parteitag. Es spricht Martin Schulz, der aufgrund einer starken Erkältung nicht den besten seiner Tage hat. Er spricht langsam, wirkt fahrig, verhaspelt sich. Mühsam scheint sein Versuch, die Genossen vom ungelieb-

ten GroKo-Projekt zu überzeugen. Der Applaus fällt verhalten aus. »Das Herz war auf der anderen Seite«, resümiert die Spiegel-Redakteurin Christiane Hoffmann später am Abend bei Anne Will.

Später ist JuSo-Chef und Anführer der Revolte gegen die GroKo Kevin Kühnert am Zug. Der 28-Jährige hat die Herzen der Delegierten in Bonn auf seiner Seite. »Heute einmal ein Zwerg sein, um künftig wieder Riesen sein zu können!«, tönt er den etwa 600 Delegierten entgegen. Bei keinem anderen Redner gibt es so viel tosenden Applaus. Kühnert hält eine versöhnliche, aber in der Sache harte Rede. Er findet, dass die SPD nicht genug erreicht hat in den Sondierungen und dass der Gang in die Opposition die richtige Entscheidung war. Die direkt neben der Bühne sitzenden Mitglieder des SPD-Parteivorstandes wirken wie versteinert. Währenddessen wirbt Kühnert auch für einen Beitritt in die SPD: Wer nun noch schnell Mitglied werde, wird wohl auch über den Koalitionsvertrag mitabstimmen dürfen. Aha!

GROKO: DAS KLINGT NICHT NUR NACH EINER SCHLIMMEN KRANKHEIT, DAS IST ES AUCH, ZUMINDEST FÜR DIE DEMOKRATIE.

Immerhin und das muss man den Sozis lassen: Bei der SPD gibt es wenigstens eine Debatte und die Beteiligung der Basis. Innerhalb der CDU, dem inhaltsleeren Geisterschiff, ist die Einbeziehung der eigenen Mitglieder in irgendeiner Form des politischen Prozesses, überhaupt gar nicht vorgesehen. Der SPD-Parteitag dagegen könnte bei aller Leidenschaft in der Diskussion und dem Gefühl, dass in der Luft die Revolution ein wenig knistert, glatt als eine Folge von »House of Cards« durchgehen.

Ohne den großen programmatischen Wurf hat es der Parteivorstand jedoch schwer, die eigenen Leute von der ewigen Zwangsheirat mit der Union zu überzeugen. Auch das ungenaue Europa-Gefasel im Sondierungspapier, in dem es ►

nicht zu mehr als hohlen Phrasen als Bekenntnis für Europa gereicht hat, macht es nicht einfacher dem GroKo-Projekt etwas Positives abzugewinnen. Im direkten Vergleich wirkt Emanuel Macron wie ein junger Gepard, die SPD wie ein altes Walross. Da hilft auch nicht, dass Schulz den Telefonjoker zieht, um mitten in seiner Rede etwas vom Charme Macrons auf sich überspringen zu lassen: »Gerade habe ich noch mit Emanuel Macron telefoniert...« Schulz macht eine lange Pause und wühlt im Manuskript. Einige Genossen im Saal verdrehen die Augen. Telefonjoker funktioniert eben nur bei Jauch.

ICH SPÜRE EINE MISCHUNG AUS WUTBÜRGER UND JEANNE D'ARC IN MIR AUFSTEIGEN.

Stattdessen wird Nachbesserungsbedarf gefordert: Die Sozialdemokraten müssen noch mal ran, beim Familienzugang für Flüchtlinge, bei der Zweiklassenmedizin und bei der sachgrundlosen Befristung (deren Abschaffung eigentlich schon im letzten Koalitionsvertrag stand). In Erinnerung bleiben wird einzig die ehemalige Arbeitsministerin und Fraktionschefin der Sozen Andrea Nahles, die mit voller Kraft in ihrer Rede gegen die NoGroKo-Fraktion hält: Es gäbe eine ganze Menge im Sondierungspapier worauf man stolz sein könne. Und wer etwas Großes suche, wird im Kleinen fündig. In nur siebeneinhalb Minuten wirft Andrea sich ordentlich ins Zeug und schreit die Halle zusammen. Irgendwas mit dem Wähler, welcher der SPD den »Vooogel« zeigt, wenn es nicht zur GroKo kommen sollte, bleibt mir im Gedächtnis.

Am Ende stimmen die Delegierten des SPD-Sonderparteitages mit denkbar knapper Mehrheit von 56 Prozent für eine Aufnahme der Koalitionsverhandlungen mit der Union. Ich habe zu dieser Zeit bereits drei Haselnusschnäpse intus.

HEUTE ZU GAST BEI ANNE WILL

Der nächste Gedanke an die SPD sollte an diesem Sonntag chronologisch erst wieder nach dem Schweinebraten und vier weiteren Haselnusschnäpse verschwendet werden. Zurück auf dem heimischen Sofa, begann im Livestream der ARD-Mediathek besagte Anne-Will-Sendung mit Martin Schulz und Christiane Hoffmann. Zu Gast war zudem der derzeitige Kanzleramts- sowie Vertretungs-Finanzminister Peter Altmaier (CDU). Die Runde komplettierte eine vampirblasse Version Christian Lindners, dessen blutrote Augen entweder darauf hinwiesen, dass er während des SPD-Sonderparteitags sechs Stunden lang – voll des Neides auf die sozialdemokratische Debattenkultur – geweint oder aber seit der verpatzten Jamaika-Verhandlung nicht mehr geschlafen hat.

Nun sitzen sie allesamt in trauter Talkrunde und niemandem ist so richtig die Begeisterung für die GroKo anzusehen. Das hat gute Gründe – und das wissen sicher auch Peter Altmaier und Martin Schulz, die sie dort verteidigen müssen. Nicht nur, dass es einer starken Opposition im Bundestag bedarf, welche die AfD in die Schranken weist, denn: Kommt es zur GroKo, ist die AfD auch noch größte Oppositionsführerin im Parlament. Zudem ist die chronische Dauer-GroKo problematisch für die beiden Volksparteien, deren Stärke sich eigentlich durch die Unterschiedlichkeit in den Programmen auszeichnen sollte und nicht durch ihre zunehmende Fusionierung. Demokratie lebt vom politischen Streit, auch wenn die deutsche Konsensrepublik das manchmal nicht so sieht.

»Wissen Sie, dieses Gerede von den großen Aufbrüchen,« beginnt Martin Schulz. »Was hilft das eigentlich den Leuten, die trotz guter Einkommen in den Ballungszentren ihre Miete nicht mehr zahlen können?« In mir brodelte es. Die SPD hat doch selber die Mietpreisbremse verbockt, die als Gesetz so schlecht gemacht, dass sie im Grunde wirkungslos ist. Denn: Ob bei einer Neuvermietung die Miete weit über dem Mietpreis des Vormieters lag, kann man nur einschätzen, wenn man diesen auch kennt – und wer kennt schon seinen Vermieter? Sonst bleibt einem fast nur gegen den Vermieter direkt nach Vertragsabschluss vor Gericht zu ziehen – und wer macht das schon direkt nach dem Einzug? »Wie lange hat die SPD eigentlich seit 1998 mitregiert?«, wirft Lindner süffisant von der Seite ein. Die Rechnung ist 2018 schnell gemacht: Es sind 16 Jahre.

SIEBEN HASELNUSSSCHNÄPSE UND ZEHN COLA

Es brodelte weiter. Ich spüre eine Mischung aus Wutbürger und Jeanne d'Arc in mir aufsteigen. Es übernehmen die sieben Gläser Haselnusschnaps die Deutungshoheit. Vor meinem inneren Auge erscheint das Gesicht Willy Brandts und säuselt mir »Mehr Demokratie wagen!« zu, während ich einen Schluck Cola trinke und an Helmut Schmidt denken muss, der neben Menthol-Zigaretten (vier Schachteln am Tag) eine zweite große Liebe hatte: Coca-Cola (zehn Dosen am Tag). In der er übrigens gern zusätzliche Würfel Zucker

auflöste, weil sie ihm nicht süß genug war. Ja, wenn es eine politische Heimat für mich gäbe, dann in der SPD! Der innere Drang nach Gerechtigkeit will sich Bahn brechen. Ich tippe trunken »SPD – Mitglied – Antrag« bei Google ein. Es poppt eine verheißungsvolle Webseite auf, die nur meine Daten und 7,50 Euro im Monat von mir will – »SPD billiger als Netflix« titelt das Journalistenherz in mir. Das »Nein« zur GroKo so günstig? Her damit!

Während sich die geistigen Mentholzigarettenschwaden Schmidts in meinen Gedanken langsam wieder auflösten, ist der Aufnahmeantrag auch schon abgeschickt. »Ich bin Genosse!«

IKARUS AUS WÜRSELEN

Während ich an diesen Zeilen schreibe (09.02.18), kommt eine Eilmeldung hereingeflattert: »Martin Schulz gibt Posten als Außenminister ab«. Der fröhliche Mann mit der Glatze und dem Bart, aus der so wohlklingenden Stadt Würselen, der im März 2017 noch mit 100 Prozent aller Stimmen zum Parteichef und Gottkanzler gewählt wurde, der die SPD aus dem Umfragetief in neue Höhen und dann – sieben Monate später, nach einem völlig desaströsen Wahlkampf in das schlechteste Ergebnis der SPD führte – tut seine letzte große Tat zum Wohle der Partei und tritt ab.

Wieder wird ihm ein Versprechen aus den Tagen der Jamaika-Fantasien zum Verhängnis, das er nicht halten kann. Ob er jemals in ein Kabinett unter Angela Merkel eintreten werde, wurde er von einem Journalisten gefragt. Martin Schulz lehnte strikt ab, sagte eines dieser endgültigen Worte wie »niemals« und verkündete dann nach den abgeschlossenen Koalitionsverhandlungen mit der Union, dass er als Außenminister ins Kabinett gehen wolle. Der Noch-Außenminister und Vorgänger als Parteichef, Sigmar Gabriel, reagiert düpiert und beleidigt und teilt das der versammelten Presse nur wenig später lauthals mit. Der Gottkanzler, der aufgrund interner Kritik schon wenige Tage

WAHLKAMPF

Wer dazu die dreckigen Details wissen möchte, dem sei der preisgekrönte Artikel »Die Martin-Schulz-Story« von Markus Feldenkirchen aus dem SPIEGEL empfohlen. Feldenkirchen begleitete Schulz 150 Tage im Wahlkampf und kommt dem Kandidaten so ungewöhnlich nah, dass man einen sehr seltenen Blick über die Vorgänge der Macht erhaschen kann, die fast durchgängig kafkaesk sind. Schulz, der im Artikel oft verzweifelt, oft überfordert, aber auch charismatisch und herzlich ist und bis zum Schluss kämpft, lässt den Artikel erst nach der Bundestagswahl vom Spiegel abdrucken.

Der Artikel ist online auf der Seite des Spiegels hinter der Paywall noch abrufbar: [katerdemos.de/123456](https://www.spiegel.de/politik/ausland/martin-schulz-150-tage-im-wahlkampf-a-123456)

NEUANFANG

Ideen für einen Neuanfang gibt es ohne Ende: Vom bedingungslosen Grundeinkommen (dazu Kater Demos #02 Arbeit) bis hin zu einer gerechten Steuerpolitik, wie sie beispielsweise Ulrike Guérot am Beispiel der Erbschaftsteuer in dieser Ausgabe fordert (S. 6).

vorher verkündet hatte den Parteivorsitz an die Fraktionsvorsitzende Andrea Nahles abzugeben, nimmt nun auch seinen letzten Hut und verlässt die politische Bühne.

Martin Schulz, der wohl begeisterndste aller Europäer in der deutschen Politik, wäre ein fabelhafter Außenminister geworden, der Macron die Hand gereicht und die Demokratiewerdung der Europäischen Union mit Leidenschaft vorangebracht hätte. Kein Jahr hat es gedauert, bis die SPD ihren Ikarus aus Würselen eiskalt abserviert hat. Und Mitleid kommt nicht mal aus den eigenen Reihen, sondern von der Opposition. »Menschlich kann einem das für alle Beteiligten nur leidtun. Das ist eine besondere Art der Selbstgeißelung.«, kommentiert die Fraktionschefin der Grünen Katrin Göring-Eckardt.

GEFANGEN IM GROKODIL

Nun ist die Frage, wohin die Reise der SPD geht. Ihre Probleme sind tiefgreifender. Ihre leidige Gretchenfrage ist, wie sie es denn mit dem Neoliberalismus halte. Möchte die deutsche Sozialdemokratie denn gerne wieder eine linke Partei werden, oder es ihren Artgenossen in Griechenland (die PASOK verlor 2012 gleich 30 Prozentpunkte), Frankreich (die Sozialisten kamen 2017 auf gerade knapp 7 Prozent), Spanien (die PSOE kam zuletzt auf 22 Prozent) oder Italien (die Wahl für 2018 und die Umfragen sehen für die Partito Democratico (PD) nicht gut aus) gleichtun und sich in die sozialdemokratische Bedeutungslosigkeit verabschieden?

In den nächsten vier Jahren, gefangen in den Klauen des GroKodils, wird der SPD ihre Erneuerung nicht gelingen. Nun, vielleicht hat die 150-Jahre alte SPD tatsächlich ausgedient? Vielleicht arbeitet sie sich vier Jahre im Magen des GroKodils noch mal die Beinchen wund für unser Land, während die Angela, deren Stern ebenfalls rapide sinkt, noch ein letztes Mal den Ruhm einstreicht und beide anschließend abtreten.

Was heißt das dann für die Bundestagswahl 2021? Haben wir dann eine 25 Prozent große AfD? Und hoffentlich eine mindestens doppelt so starke Gegenbewegung, wie es Macron in Frankreich vorgemacht hat? Oder gelingt der SPD der dringend benötigte Neuanfang, mit neuen frischen Leuten und vor allem mit neuen frischen Ideen für ein wirklich gerechtes und soziales Land, Europa und vielleicht gar einer ganzen Welt? Um noch einmal Helmut Schmidt, neu und frisch interpretiert, zu Worte zu bringen: »Wer Visionen hat, der sollte in die SPD gehen.« •

BESCHEIDEN UND NEUGIERIG

**Du hast dich schon immer gefragt, wie es bei anderen Leuten zu Hause aussieht?
Kein Problem – schau einfach auf »Dollar Street« vorbei, dem Projekt von Anna Rosling Rönnlund,
und wirf einen Blick in die Schubladen und Wohnzimmer von Fremden auf der ganzen Welt!**

INTERVIEW ELISA BILKO
FOTOS ANNA ROSLING RÖNNLUND

Sie ist Mutter, Datenforscherin und eine von fünf persönlichen Helden des Milliardärs und Philanthropen Bill Gates. Anna Rosling Rönnlund hat etwas geschafft, was viele für unmöglich hielten: Zahlen und Statistiken zu emotionalisieren. Ausgangspunkt dafür war ihre Arbeit bei Gapminder, einer Informationsvisualisierungssoftware inklusive Website, sowie ihr Wunsch, zu zeigen, dass wir uns alle eigentlich gar nicht so unähnlich sind. Dazu gründete sie Dollar Street, ein Projekt bei dem man einen Blick in die Häuser von über 260 Familien weltweit werfen kann. Das Ganze kann nach Einkommensgruppen und Alltagsgegenständen geordnet werden. Dank ihr, so Gates, können wir uns selbst und unsere Welt wesentlich klarer sehen und verstehen. Im Interview fragen wir, wie das Projekt entstanden ist, aber auch, was Anna als fremd empfindet.

KATER DEMOS *Was ist Dollar Street?*

ANNA ROSLING RÖNNLUND Stell dir die Welt wie eine Straße

vor, auf der die Ärmsten ganz links und die Reichsten ganz rechts wohnen. Der Rest liegt irgendwo dazwischen. Das ist eigentlich das Grundkonzept. Als nächstes haben wir weltweit Haushalte aus verschiedenen Einkommensstufen besucht und bestimmte Alltagsgegenstände aus dem jeweiligen Zuhause fotografiert. Anschließend haben wir eine Website erstellt, auf der du diese Alltagsgegenstände je nach Einkommen visuell vergleichen kannst.

KD *Wie kamst du auf die Idee zu dem Projekt?*

ARR Der ausschlaggebende Punkt für mich waren Umfragedaten, die Haushalte betreffen. Ich hielt es für problematisch, dass es sehr schwer zu verstehen war, was die ganzen Tabellen und Graphen eigentlich bedeuten. Zum Beispiel: 20 Prozent der Bevölkerung eines bestimmten Landes nutzten im ärmsten Fünftel Latrinen. Und dann dachte ich: Es wäre viel einfacher, wenn ich die Toiletten sehen könnte, und das sortiert nach Einkommen in dem jeweiligen Land. Damit würde es einfach und verständlich werden, wie in einer

MONATLICHES EINKOMMEN

BIS 50\$

FAMILIE SINARE

WOHNORT: BURKINA FASO
EINKOMMEN: 45\$/MONAT



KÜCHE



ZAHNBÜRSTE



FAMILIE BAYKAI

WOHNORT: PAPUA NEU GUINEA
EINKOMMEN: 50\$/MONAT



KÜCHE



ZAHNBÜRSTE



Art Enzyklopädie. So bildete sich langsam die Idee und mir wurde klar, dass auch mehr Menschen sehen sollten, warum es im Leben geht. Denn wir tendieren dazu, in Extremen zu denken: es gibt Reich und es gibt Arm, vergessen dabei aber die graduelle Veränderung dazwischen. Die meisten Menschen leben jedoch in diesem Dazwischen. Es hat also als ein Visualisierungskonzept angefangen.

KD *Wie ging es im Entstehungsprozess weiter?*

ARR Im Großen und Ganzen lief es so, wie ich es erwartet oder besser gesagt, erhofft hatte. Ich war frustriert davon, wie Menschen über andere Menschen sprachen, die an anderen Orten der Welt leben. Sie neigen dazu zu sagen: Das ist deren Kultur, so wollen die leben. Es irritiert mich, wenn man das über Menschen sagt, die in Armut leben. Das ist nicht wirklich fair. Denn hätten diese Menschen mehr Geld, würden sie sehr wahrscheinlich andere Entscheidungen treffen. Während das mancher mit Kultur zu erklären versucht, denke ich, dass sehr viel vom Einkommen abhängt. Wenn

du dir einen tollen Herd nicht leisten kannst, ist das nicht deine Kultur, sondern ein Mangel an Ressourcen. Ich hoffte also, dass das Projekt beweisen würde, dass Menschen mit ähnlichem Einkommen ähnliche Lösungen finden würden – unabhängig von Kultur, Region oder Religion. Und ich denke das tut es.

KD *Was ist die Kernaussage deines Projekts?*

ARR Das Wichtigste ist zu verstehen, dass die Gestaltung deines Alltags viel mehr mit deinem Einkommen als mit deiner Kultur zu tun hat. Wenn du dir diese Weltanschauung zu eigen machst, fällt es dir leichter zu verstehen, dass Menschen auf der ganzen Welt ziemlich ähnlich sind. Manchmal werde ich kritisiert: Es sei sehr unfair, nur über Geld zu reden. Menschen würden auch kulturelle Entscheidungen treffen. Ich antworte dann: Das ist wahr. Aber es wird leichter erkennbar, welche Entscheidungen aus kulturellen Gründen getroffen wurden, wenn man das Einkommen vergleicht. Was ist anders, was sticht heraus? Was sind die kulturellen ►

MONATLICHES EINKOMMEN

500\$

FAMILIE NIYONSABA

WOHNORT: RUANDA
EINKOMMEN: 460\$/MONAT



HERD



WASSERANSCHLUSS



FAMILIE ACAR

WOHNORT: TÜRKEI
EINKOMMEN: 505\$/MONAT



HERD



WASSERANSCHLUSS



Entscheidungen, die speziell in diesem Land, dieser Region getroffen werden? Es hilft also, kulturelle Aspekte zu herauszufiltern.

KD *Was ist mit dem Big-Mac-Index, der anzeigt, was ein Big Mac in einem Land kostet?*

ARR Der Big-Mac-Index hilft uns zu sehen, dass es Unterschiede gibt. Aber du musst verstehen: Der Big Mac hat immer einen ähnlichen Preis. Der Preis ist relativ zu dem, was du dir leisten kannst. Es ist durchaus eine relevante Art zu messen, es ist sogar ziemlich clever. Aber was dieser Index versteckt, ist, dass ein riesiger Anteil der Weltbevölkerung sich einen Hamburger von McDonalds niemals leisten könnte – obwohl es einen Preisunterschied gibt. Damit ist der Index für viele Menschen irrelevant. Der Big-Mac-Index hilft uns also, Preisunterschiede zu verstehen, aber er hilft nicht zu erklären, wer die Möglichkeit hat, einen Burger zu konsumieren.

KD *Was bedeutet eigentlich »Das Fremde« für dich?*

ARR Ich habe es nie wirklich gemocht, andere Menschen zu Exoten zu machen. Fremde sozusagen zu »exotisieren« ist eine gefährliche Art und Weise, andere Menschen zu betrachten. Wir fangen dann nämlich an zu denken: Der Fremde ist anders als ich, sehr sogar. Und vor Fremden, die man als so anders empfindet, bekommen wir normalerweise Angst. Diese Angst macht es uns dann schwer, uns vorzustellen, mit Fremden zusammenarbeiten zu können. Um hier mal forschen zu sein: Wenn wir so etwas wie den Weltfrieden erreichen wollen, müssen wir zusammenarbeiten. Und dazu müssen wir die Fremden entmystifizieren. Und wir müssen verständlich machen, dass Menschen überall eigentlich gleich sind. Nur das Entwicklungslevel ist ein anderes, wir befinden uns also auf der Entwicklungsskala an unterschiedlichen Stellen. Wenn man sich heute eine Mittelschichtfamilie in Asien ansieht, etwa in Malaysia oder Vietnam, kann man sehen, dass sie jetzt ungefähr da sind, wo zum Beispiel Schweden vor ein paar Jahren war. Und wenn

MONATLICHES EINKOMMEN

2.000 \$

FAMILIE KJELSSON

WOHNORT: SCHWEDEN
EINKOMMEN: 2.074\$/MONAT



WOHNZIMMER



ZAHNBÜRSTE



FAMILIE GRABOWSKI

WOHNORT: USA
EINKOMMEN: 2.041\$/MONAT



WOHNZIMMER



ZAHNBÜRSTE



man dann noch berücksichtigt, wie schnell sich diese Länder entwickelt haben, merkt man: Es ist ein konstanter Wandel. All diese Orte verändern sich mit der Zeit, der Unterschied ist nur das Wann. Und wenn ich das sage, meine ich nicht, dass menschliche Werte gleichbedeutend mit Geld sind. Das ist sicher nicht das Ziel. Aber ohne Geld ist es sehr schwer, Menschen Chancen zu geben, was etwa Bereiche wie Bildung, Gesundheitsversorgung oder Infrastruktur betrifft.

KD *Was würdest du Menschen raten, die unsere Welt zu einem besseren Ort machen möchten?*

ARR Das Wichtigste ist, statt Angst vor allem zu haben, was weit weg oder anders ist, sollten wir neugierig und bescheiden sein. Wichtig ist auch, dass uns hier in Westeuropa und Nordamerika klar werden muss, dass wahrscheinlich alles Neue und Große in Asien passieren wird. Also müssen wir darauf achten, was da draußen los ist. Es hilft nicht, an alten eurozentrischen Weltbildern festzuhalten, in denen wir denken, dass wir an der Spitze sind und alle anderen so werden

sollten wie wir. Die wirklich großen Veränderungen und Bewegungen werden in Asien und auch in Afrika stattfinden. Also immer bescheiden und neugierig bleiben. Das sind die beiden Eigenschaften, die uns ermöglichen werden, die Zukunft mitzuerleben.

KD *Danke für das Gespräch!* •

ZUM WEITERLESEN

Schaut euch Annas Ted Talk an und erfahrt mehr über Dollar Street:

link.katerdemos.de/dollar

Hier könnt ihr selbst die Welt erkunden:

<https://www.gapminder.org/dollar-street>

go!go!go!

DA LANG!

LOS!

VVVV



SAME LOVE

Mit jedem Tag, den die Homo-Ehe hierzulande existiert, wird es selbstverständlicher, dass die Beziehungen von Lesben und Schwulen in Deutschland zum Alltag gehören – wie alle anderen Beziehungen auch. Das war aber nicht immer so. Der folgende Text betrachtet diese Entwicklung aus persönlicher und gesellschaftspolitischer Sicht.

TEXT JOHANNES HEIM

ILLUSTRATION CHRISTINA WIESEN

»I can't change / even if I tried / even if I wanted to / my love, my love, my love / she keeps me warm« – Refrain aus dem Song »Same Love« der US-Musiker Macklemore & Ryan Lewis. Der Song entstand im Rahmen des »Referendums 74«, das die Homo-Ehe in Washington durch einen Volksentscheid legalisieren sollte.

Als ich zehn Jahre alt war, existierte der Paragraph 175 in der Bundesrepublik Deutschland noch, aufgrund dessen allein zwischen 1933 und 1945 knapp 50.000 schwule Männer verurteilt wurden. Dieser Paragraph regelte seit 1872, dass Männer, die sexuelle Kontakte zu Männern hatten, sich illegal verhielten – also eine Straftat begingen. Das gleiche Gesetz regelte auch Sodomie, die als gleichartiges Unrecht eingestuft wurde. 1994 wurde er endlich abgeschafft.

Standardmäßig war ich vor 1994 mit meinem zwischenmenschlichen Begehren – so wie alle schwulen Männer – nicht nur Teil einer Minderheit, sondern gleichzeitig auch vorgemerkt für ein Verbrechen. Es ist schier unvorstellbar,

wie viele Männer in diesen fast 100 Jahren, in denen dieses unsägliche Gesetz Gültigkeit hatte, aufgrund ganz persönlicher Verhaltensweisen diffamiert, verfolgt, in Gefängnissen eingesperrt und so ihrer Existenz und Würde beraubt wurden.

So urteilte das Bundesverwaltungsgericht noch im Jahre 1979, vier Jahre vor meiner Geburt, dass ein schwuler Mann beim Militär nicht als Vorgesetzter taugte. Die offene Diskriminierung Homosexueller war allgegenwärtige Realität. Dass meine gleichgeschlechtlichen sexuellen Neigungen erstens nichts sind, was ich mir aussuche und zweitens nichts, was mich in irgendeiner Weise zu einem wirklich anderen Menschen macht, war zwar durchaus bekannt, aber nicht annähernd die Sicht der Mehrheit. Wie absurd, dass man bestimmte Aufgaben aufgrund seiner sexuellen Werkseinstellung nicht ausüben könnte. Niemand käme je auf die Idee, dass ein heterosexueller Vorgesetzter eine Gruppe junger Frauen nicht führen könnte, weil gemeint wird, dass er seine Sexualität nicht im Griff hat und gefährdet ist, über sie herzufallen. ►

FRÜHE JAHRE

In der Grundschule sagte ich einmal zu meinem damals besten Freund: »Schade, dass Männer nicht heiraten können.« Ich dachte mir nichts dabei, denn als Kind machte ich mir keine Gedanken darüber, dass manche Dinge nicht möglich sein sollten oder als nicht gut angesehen werden könnten, und demzufolge auch nicht, warum das so ist. Seit letztem Jahr profitiere ich endlich vom nächsten Schritt der Gleichstellung – allerdings nur dadurch, dass ich nicht 50 Jahre früher geboren wurde.

Es gibt genügend Gründe, warum ich mich als Kind und Jugendlicher fremd fühlte, aber selbst als junger Erwachsener wurde mir damals klar, dass ich als Homosexueller auf eine Weise wohl Mensch zweiter Klasse war. Dass man sich nicht, wie die meisten, zum anderen, sondern zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlt, wurde und wird nicht jedem schon in der Schule klar. Und, unabhängig davon, wann dieses Bewusstsein eintritt, kann ich aus eigener Erfahrung sagen: Es war nicht leicht, mit mir selbst ins Reine zu kommen. Und wenn dann, wie zur damaligen Zeit, sowohl die Gesetzeslage als auch die Mehrheitsmeinung mir aufzeigt, wie fremd und falsch ich bin, dann setzt einem das extrem zu. Es ist auch etwas anderes, wenn man aufgrund diverser Wesenszüge vielleicht in der Schule gehänselt wird oder ähnliches. Per gesetzlicher Definition ungleich zu sein, ist dagegen schon hart.

GLEICHES RECHT FÜR ALLE, DA WIR ALLE GLEICH SIND

Einerseits wusste ich, dass ich nicht auf der Stirn stehen habe, eine beargwöhnte sexuelle Ausrichtung zu haben. Dennoch war es wie bei einem Versteckspiel. Niemand durfte vorerst wissen, wie ich wirklich fühle, da ich Gefahr lief, dass sonst die ganze Welt, wie ich sie bisher kannte, für mich zusammenbrach. Schließlich war auch die Gesellschaft noch nicht so weit: Mehrere Ereignisse, die ich in der Mitte meiner Gymnasialzeit nur sehr am Rande oder gar nicht mitbekam, waren, dass sich im Jahr 1990 in der Fernsehserie »Lindenstraße« zwei Männer küssten. Dies führte zu einem Aufschrei bei den Zuschauern. Ein Jahr zuvor war ein Gesetzesentwurf der Grünen, den Paragraphen 175 abzuschaffen, von CDU, FDP und der SPD abgelehnt worden.

COMING OUT OF THE CLOSET

1993 gab es immerhin Anzeichen des Wandels: In dem Jahr entschied die Weltgesundheitsorganisation (WHO), Homosexualität von ihrer Liste psychischer Erkrankungen zu streichen. Ein Jahr später wurde das Schutzalter in Deutschland für sexuelle Kontakte, sowohl bei Hetero- wie Homosexuellen, auf 14 bzw. 16 Jahre gesetzt – zeitgleich mit der Abschaffung des Paragraphen. Endlich wurde schrittweise den Tatsachen Rechnung getragen und entschieden, dass man sein darf, wie man ist. Endlich durfte auch ich sein, wie ich war.

Somit wusste ich natürlich, dass Homosexualität inzwischen legal war, als ich ernsthaft anfang, mir bewusst zu machen, dass ich schwul bin. Damals war ich 14 Jahre alt. Themen wie Heirat oder Adoption von Kindern berührten mich zu der Zeit verständlicherweise noch nicht. Was ich aber sehr wohl mitbekam, war, dass der Verdacht, homosexuell zu sein, bei anderen immer noch Aggressionen hervorrief. So passierte es mehr als einmal, dass jemand vermutete, ein Freund und ich seien schwul. Wir wurden nicht nur verbal attackiert, sondern auch tätlich angegriffen. Einmal musste ich vor einem Club in die Arme der Türsteher fliehen, als ein Freund und ich von mehreren Männern umringt wurden und ich eine Faust von der Seite ins Gesicht bekam. Deswegen fand ich es relativ unspektakulär, wenn mir auf dem Gang in der Schule schnell und heimlich »Schwuchtel« hinterhergezischt wurde.

Richtung Abitur, als ich in der Schule inzwischen geoutet war, fragte man mich mal, ob ich ein Problem damit hätte, schwul zu sein. Ich antwortete altklug, dass wenn überhaupt andere Leute ein Problem damit hätten, aber nicht ich. Ich kann es nach wie vor verstehen, wenn gegenüber Phänomenen, die selten oder fremd sind, und auch für viele selten oder fremd bleiben werden, Neugier besteht, Fragen auftauchen oder wenigstens Gleichgültigkeit herrscht. Ich verstehe ja auch nicht einfach automatisch, weil ich schwul bin, die Bedürfnisse von transsexuellen Menschen. Aber wieso auf meine Sexualität, die andere persönlich ja überhaupt nicht berührt, mit Aggressionen reagiert wird, verwirrt mich bis heute. Weshalb das Anderssein Gewalttätigkeit auslöst,

wenn es doch zu gut deutsch allein das »Bier« der Betroffenen ist und niemandem Schaden zufügt, bleibt mir ein Rätsel.

IN MEINEN SCHUHEN

Es ist sicherlich extrem schwierig sich vorzustellen, wie es ist, Teil einer Minderheit zu sein, wenn man selbst zur Mehrheit gehört. Meine Homosexualität suchte ich mir nicht aus und sie ist in mir so fest verankert, wie es eben nur geht. Aber wenn ich auch nicht mehr automatisch durch Sex straffällig werde, so bin ich doch immer noch Teil all der Männer, die vom Gesetz bis noch vor nicht allzu langer Zeit gegenüber anderen Männern ungleich eingestuft wurden, um nicht die gleichen Rechte zu haben. Und die Tatsache, dass auch heute noch eine nach wie vor nicht unbeachtliche Menge von Leuten Homosexualität nicht gutheißt oder rundheraus ablehnt, tangiert mich als Erwachsener zumindest hierzulande wenig. In Deutschland ist die Akzeptanz von Homosexuellen und auch der Homo-Ehe hoch, aber noch in 72 Staaten weltweit wird Homosexualität kriminalisiert, in sieben von ihnen existiert auf sie sogar die Todesstrafe, wie eine Studie der International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (ILGA) im Jahr 2017 anprangerte.

Doch nach wie vor fehlen auch hierzulande gesellschaftliche Vorbilder, an denen man sich orientieren kann. Insofern ist das Aufwachsen als schwuler Jugendlicher auch heute noch nicht einfach. Und für eine relevante Menge an Vorbildern braucht es gesellschaftliche Akzeptanz. Sonst bleibt es so, dass noch fast 40 Prozent der Befragten angaben, ihnen wäre ein sich küssendes Männerpaar in der Öffentlichkeit unangenehm, wie eine Studie der Antidiskriminierungsstelle des Bundes aus dem Jahr 2017 ergab.

TOLERIERT ODER AKZEPTIERT

Beeindruckend war Anfang 2018 immerhin die Rede des kanadischen Ministerpräsidenten Justin Trudeau, der im Parlament über das Unrecht sprach, das auch in Kanada über Jahrzehnte schwulen Männern angetan wurde. Trudeau sprach mit bewegter Stimme über die unzähligen Ungerechtigkeiten, psychischen und physischen Torturen und zerstörten Leben, die das zur Folge hatte.

Und in Deutschland? Angela Merkel stellte 2013 in der Wahl-Arena noch nüchtern fest, dass sie aus Gewissensgründen gegen die Ehe zwischen Homosexuellen und das Adoptionsrecht ist. 2017 kam es, eher unerwartet, »dank« Angela Merkel zu einer offenen Abstimmung über die Homo-Ehe im Bundestag – wohl eher aus wahltaktischen Gründen, denn aus wirklicher Überzeugung. SPD, Grüne und Linke nutzten die Chance und brachten den Antrag am 30. Juni 2017 in den Bundestag ein, für den der sogenannte Fraktionszwang aufgehoben wurde. Mit 393 gegen 226 Stimmen wurde die »Ehe für alle« endlich angenommen – Deutschland war damit das letzte westeuropäische Land, das

sich endlich zur Gleichheit bekannte. Die Kanzlerin selbst stimmte übrigens dagegen.

So wurde zumindest von politischer Seite aus der langersehnte Grundstein dafür gelegt, dass in Deutschland auch gesellschaftlich in absehbarer Zukunft Homosexualität zumindest nicht mehr besonders fremd ist, sondern nur noch einen Minderheitenstatus innehat. Mir scheint, dass man als Teil dieser (oder einer anderen) Minderheit immer ein bisschen das Gefühl haben wird, fremd zu sein. Jedenfalls geht es mir ab und an so. Allerdings ist fremd sein nicht per se ein schlimmes Gefühl oder ein negativer Zustand. Wenn einem aber nur aus diesem Grund des Andersseins die Mehrheit einige Grundrechte vorenthält, dann läuft etwas entschieden falsch in einer Gesellschaft. Denn irrelevant ist auch, ob man selber heiraten möchte oder nicht, aber die Entscheidung zu haben, heiraten zu dürfen, ist ein verdammtes Grundrecht. Gleiches Recht für alle, da wir alle gleich sind.

*»Equal rights for everybody, damn right I support it!«
(Macklemore). •*



Johannes Heim schreibt seit Beginn für Kater Demos und arbeitet inzwischen auch hauptberuflich für eine Zeitung. Studiert hat er irgendwann mal Philosophie und Geschichte, aber das ist mittlerweile echt lange her. Fremd fühlt er sich inzwischen vor allem, wenn er die aktuellen Musikcharts hört, oder war das Wort alt? Vielleicht beides.

SÜSS ODER GEFÄHRLICH?

»ROBO-NATIONALISMUS« GEGEN DIE ANGST VOR DEM FREMDEN

Japans konservative Regierung unter Premierminister Abe sucht ihr Heil im technischen Fortschritt. Roboter sind dabei das ultimative Heilmittel gegen Geburtenrückgang und Überalterung, bei gleichzeitiger Vermeidung von Immigration. Doch wie wirkt sich Technik dabei auf den Umgang mit dem Fremden in einer Gesellschaft aus?

TEXT ANDREAS EDER

FOTO ANDY KELLY VIA UNSPLASH.COM

Die Pflegerin nervt, die versteht mich ja gar nicht!« Jeder ehemalige Zivildienstleister oder in der Pflege Tätige kennt diesen Satz nur zu gut. Doch wer soll es sonst machen? Die Kinder? Immer weniger haben welche. Und wenn, dann leben sie woanders, haben keine Zeit oder keine Lust. Pflegeheime? Oft viel zu teuer. Ambulanter Pflegedienst? Da Pflegeberufe so schlecht bezahlt sind, sind Hilfskräfte aus dem Ausland oft die einzigen, die diese Arbeiten machen. Und die oft unbeliebten »Fremden« lassen sich die schlechte Bezahlung noch am ehesten gefallen. Die Lösung?

Ganz einfach, Roboter! Robben! Robben-Roboter? Wer kennt sie nicht? Mittlerweile bekannt aus Serien wie den Simpsons (Folge 490, »Das Ding, das aus Ohio kam«), ist die bereits aus dem Jahr 2001 stammende süße Pflege-Robbe »Paro« ein Paradebeispiel für die Möglichkeiten, die Roboter im Pflegebereich bieten. Im kleinen Rahmen auch schon in Deutschland eingesetzt, ist die Erfindung der japanischen Firma *Intelligent System* Ersatz für menschlichen Kontakt und soll Einsamkeit reduzieren. Einsamkeit ist aber nicht das einzige Problem vieler alter Menschen – gegen Mobilitätseinschränkungen hilft einem »Paro« etwa nicht viel.

Seit 2001 tat sich viel. Der Android »Romeo« heißt der bis jetzt menschenähnlichste Pflegeassistent der Firma *Soft-Bank Robotics*. Auch wenn seine Bewegungen noch etwas langsam sind, und sein »Gesichtsausdruck« immer etwas besorgt wirkt, lässt »Romeo« erahnen, wohin die Reise geht. Ausgestattet mit Sprach-Technologie kann er einfache Be-



fehle aufnehmen und diese – wenn auch nur langsam – ausführen. YouTube-Videos sind hier sehr aufschlussreich über die noch begrenzten Möglichkeiten aktueller Technologien.

Aufmerksamkeit erlangen solche humanoiden Roboter immer mehr, denn einsam und pflegebedürftig sind heutzutage viele Leute. Geburtenrückgang, längere Lebens-

dauer – alles Faktoren, die eine Gesellschaft älter machen. Ein Paradebeispiel für solche Entwicklungen ist das Land, aus dem die süße Robbe »Paro« nach Deutschland kam. In einer düster anmutenden Vorhersage sieht das japanische Ministerium für Gesundheit, Arbeit und Wohlfahrt bis zum Jahr 2055 einen Rückgang der Einwohnerzahl von jetzt etwa 120 Millionen auf 90 Millionen auf das Land zukommen. Wohl auch deswegen wird hier fleißig an Lösungen für die Probleme einer alternden Gesellschaft gearbeitet.

ROBOTER-REVOLUTION – GENIALE LÖSUNG ODER HORRORSZENARIO?

Die letztjährige iRex 2017 (International Robot Exhibition) in Tokyo ist der Ort für den letzten Schrei in Sachen Robotik. Neben einem Haufen Industrierobotern, die die stotternde Wirtschaft Japans ankurbeln sollen, standen die »Service Roboter« Pate für das Motto der Expo. Mit dem Titel »The Robot Revolution Has Begun – Toward Heartwarming Society« wird eine Utopie gezeichnet (wenn auch in nicht ganz korrektem Englisch), in der Roboter und technischer Fortschritt die Lösung aller gesellschaftlichen Probleme versprechen. Auch das deklarierte Ziel, eine »people-friendly society« zu kreieren, macht Hoffnung für die Zukunft. Weit über 200 Firmen stellten Neues vor. Die süße Robbe »Paro« ist dort schon längst ein alter Hut.

Doch Moment – »Robot Revolution«? Revolution klingt in Zusammenhang mit Robotern irgendwie gefährlich nach Matrix. Außerdem kennen Japankundige diesen Begriff auch von anderer Stelle – aus Japans Politik! Dabei handelt es sich natürlich nicht um eine Revolution im herkömmlichen Sinn. Es handelt sich vielmehr um ein politisches Programm der konservativen Regierung des Premierministers Abe Shinzō. Seit seiner ersten Amtszeit 2006 versucht der als sehr nationalistisch bekannte japanische Premierminister, Robotik und Automatisierung als die Lösung aller Probleme Japans zu verkaufen. Egal ob Geburtenrückgang, Überalterung oder wirtschaftliche Stagnation, alles könnte doch so einfach sein. Zu diesem Zweck startete er unter dem Slogan »robotto kakumei« 2014 die so genannte »Roboter Revolution«.

DER PREIS DER REVOLUTION

»Japaner mögen Roboter doch so gerne!" Solche oder ähnliche Aussagen hört man oft von japanischen Politikern. Derartige Bilder haben immer einen Ursprung und sind starke Vereinfachungen. Außerdem stecken dahinter weniger allgemeingültige Tatsachen als politisches Kalkül. Sind »die Japanerin« und »der Japaner« wirklich so exotisch, dass für sie die Liebe zu Robotern etwas ganz Natürliches ist? Um jedem Historiker die Schweißperlen ins Gesicht zu treiben, lassen wir jetzt hier einmal geschichtliche Entwicklungen außen vor (genauer dazu im Werk der Japanologin Cosima Wagner), und sehen uns einen der Hauptgründe der Verbreitung solcher Bilder durch japanische Politiker an. ►



Was es für konservative Politiker (tatsächlich immer noch fast ausschließlich Männer) wie Premierminister Abe in Japan zu vermeiden gilt, ist hauptsächlich eins: Immigration. Japan ist eines der restriktivsten Länder, wenn es um das Thema Einwanderung geht. Auch in Asylfragen zählt Japan zu den aufnahmefeindlichsten Ländern weltweit. Nach einem Rekordhoch an Anträgen nahm Japan in der ersten Hälfte des Jahres 2017 drei als Flüchtlinge anerkannte Menschen auf. Drei! Wie die japanische Zeitung Asahi Shinbun berichtete, waren es im gesamten Jahr 2016 nur 28 Menschen, denen Asyl gewährt wurde. Ereignisse wie das Schicksal der aus Burma vertriebenen und verfolgten Rohingya machen deutlich, dass diese generelle Ablehnung des »Fremden« mit drastischen menschlichen Schicksalen verbunden ist. Dies wird auch in Japan von vielen kritischen Stimmen mit Sorge verfolgt.

Zurück zu den knuffigen Robotern. Die sind gute Alternativen zu ausländischem Pflegepersonal. Um das gut zu verkaufen, werden Roboter gerne als etwas besonders »Japanisches« dargestellt. Auch als Teil von Wirtschaftsstrategien wird dieses Image gerne von japanischen Regierungen im Ausland propagiert. Dass die Homepage des Premierministers die Initiative »Roboter-Revolution« in direkten Zusammenhang mit dem Geburtenrückgang in Japan stellt, fällt ebenfalls auf. Doch können Roboter Kinder ersetzen? Können Roboter Menschen ersetzen? Und sollen sie das?

Aus der Gesamtheit der geförderten Projekte und Einsatzgebiete könnte der Eindruck entstehen, menschlicher Kontakt oder Kontakt mit »Fremden« soll ersetzt werden, anstatt neue Gelegenheiten für menschlichen Kontakt zu schaffen. Welche »Einsatzgebiete« für Menschen gibt es denn? Menschen können Hilfe leisten, als Freundin oder Freund für Intimität und emotionale Nähe sorgen, oder »Speichermedium« und Fortführung von Wissen sein. Warum also nicht einfach Menschen nehmen?

MENSCHEN SIND ZU KOMPLIZIERT

Für Hilfe im Pflegebereich nimmt man gerne Roboter. Umfragen in Japan zeigten, dass viele ältere Leute eher »metallische« Pflegerinnen bevorzugen würden als Hilfe von Nicht-Japanern. Werden in anderen Ländern, zugegebenermaßen in oft sehr ausbeuterischer Weise, Pflegekräfte im Ausland gesucht, ist »Kultur« in Japan Hindernis Nummer eins. Doch wie ist es mit der Kultur von Robotern bestellt?

Auch beim Thema Einsamkeit spielt Kultur als Faktor hinein. Nicht nur die fremde, sondern auch die eigene Gesellschaftskultur. Soziale und ökonomische Zwänge führen immer mehr junge Leute in soziale Isolation. Bekannt sind Phänomene wie die Hikikomori (Menschen, die sich komplett von der Gesellschaft zurückziehen), mietbare Freunde oder romantische Gefühle gegenüber Videospielen. Das sind alles zwar nur Randphänomene, Betroffene begründen ihre Entscheidung aber häufig mit dem als »zu kompliziert« beschriebenen Kontakt mit »echten« Menschen. Beziehungen kosten zu viel Zeit, Freundschaften verlangen zu viele Kom-

promisse. Alles nicht sehr effizient, nicht wahr? Auch hier bieten Roboter in Zukunft Abhilfe. Roboter fordern nichts.

Takahashi Tomotaka von der *Robo Garage* etwa entwickelt so einen metallischen Freund. Der süße kleine Roboter namens »Robohon« hat dieselben Funktionen wie ein Smartphone, soll aber durch sein humanoid angehauchtes Äußeres und Funktionen wie Tanzen die Rolle eines »3-D-Begleiters« und Freundes einnehmen können. Ein bekannteres Beispiel ist der Roboter »Pepper« der Firma *Soft-Bank Electronics*. Er kann durch Bilderkennung Emotionen beim Menschen erkennen und darauf in vorprogrammierter Weise reagieren. Das kann er zwar noch nicht besonders gut, aber das wird schon. Wozu dann überhaupt »die Fremden« bemühen?

Wenn aber auch beim Thema Einsamkeit nicht eine Öffnung hin zu fremden Menschen (welcher Kultur auch immer) als erstrebenswert betont wird, sondern technische Lösungen gefördert werden, dann verliert das Fremde seine potenzielle Rolle als neuer Freund oder neue Freundin.

DAS »FREMDE« IST ZU KOMPLIZIERT

Wie beeinflussen also Roboter den Kontakt mit dem »Fremden«? Eine spannende Frage. Das Thema Kultur sprachen wir schon kurz an. Gruppen fühlen sich immer zusammengehörig, wenn sie Wissen oder Tätigkeiten teilen. So komisch das klingt, Japaner, die Sissi-Filme kennen, sind zum Beispiel so manchem Österreicher irgendwie auch schon nahe. In vielen Situationen steht aber oft das Trennende im Vordergrund. »Das verstehst du nur, wenn du Japaner bist«, hört man etwa manchmal. Aussagen und Denkweisen wie diese brechen jeden Austausch zwischen Gruppen ab. Austausch, Weitergabe und Bewahrung von Wissen ist aber ein essenzieller Faktor für das Zusammenkommen und Auskommen zwischen Menschengruppen, woher diese auch immer stammen. Sich die Mühe zu machen, es auch Nicht-Japanern zu erklären oder Argumente des Anderen ernst zu nehmen, sind Möglichkeiten zur Reflektion.

Gerade wenn die Bevölkerung schrumpft, gibt es auch zur Bewahrung und Fortführung von Wissen zwei Alternativen – mechanisch oder menschlich. Auch hier stehen manche Roboter im Vorteil. Der Einsatz von »kulturlosen« Robotern erscheint unkomplizierter als von Menschen, die selbst schon eine Kultur mitbringen. Deswegen gibt es Roboter wie »Promet« der Universität Tokyo. »Promet« lernte traditionelle japanische Tanzschritte, da die Zahl jener, die sie beherrschen, stetig abnahm. Auch einen Roboter für Kalligraphie-Unterricht gibt es schon, der ganze Stolz seines Erfinders Seiichiro Katsura. In Gegenden, die von Überalterung und Abwanderung betroffen sind, könnten natürlich auch Migranten in lokale Tanztraditionen eingeführt werden. Aber durch Roboter kann die Notwendigkeit von zwischenmenschlichem, interkulturellem Austausch eben auch hier wegfallen.

Dass man Roboter gern als Teil der Eigengruppe willkommen heißt, lässt sich keineswegs nur in Japan beob-

achten. Der Fall des Roboters »Sophia« der Firma *Hanson Robotics*, dem ersten Roboter mit saudi-arabischer Staatsbürgerschaft, ist ein extremes Beispiel des vorhin gezeichneten Szenarios. Saudi-Arabien ist nicht gerade bekannt für den laschen Umgang mit der Vergabe von Staatsbürger- und Bürgerrechten. Über den maschinellen Neuzugang im Land freut man sich jedoch wie wahnsinnig.

Um noch einmal auf das Ziel der diesjährigen Roboter-Super-Messe in Tokyo zurückzukommen: Die iRex 2017 versprach die Utopie einer »people-friendly society«. Unter dem bisher Genannten heißt dies wohl primär: freundlich für die eigene Gruppe und weg mit dem Anderen.

DIE ROBOTER-NATION ALS DYSTOPIE

Denken wir das nun etwas weiter. Werden durch solche Prozesse Fremde entmenschlicht? Werden Roboter menschlicher gemacht, als die, die man nicht kennt? Auf in ein dystopisch anmutendes Zukunftsszenario!

In dieser Zukunft sind Menschen und Roboter oft dicke Freunde und Gefühle von Dankbarkeit und auch Liebe basieren beinahe schon auf Gegenseitigkeit. Kontakt mit Menschen beschränkt sich auf Geburtstage und gelegentliche Besuche der älteren Verwandtschaft. Einsam ist aber niemand, denn Pflege- und Freundschaftsroboter haben mittlerweile eine Stufe der kognitiven, als auch emotionalen Intelligenz erreicht, die den Unterschied zwischen Mensch und Maschine verschwimmen lässt. Versorgt werden Staatsbürger mit fast beliebig vielen technischen Helfern und Begleitern. Ein utopisches Szenario, nicht wahr?

Nicht für alle. Denn nach wie vor gibt es in Japan Menschen ohne japanische Staatsbürgerschaft, die unter schwierigsten Arbeitsbedingungen in Fabriken arbeiten müssen. Auf dem Weg zur kompletten Automatisierung ist eben immer noch menschliche Arbeit nötig. Auch können es sich kaum Länder leisten, ihren Bürgern auch nur annähernd genug Roboter an die Seite zu stellen. Die japanische Regierung ruft derweil die baldige Vollendung der Roboter-Revolution aus. Die Bevölkerungszahl sinkt noch immer, doch Immigration, Arbeitsvisa und dergleichen sind in den nächsten Jahren Geschichte.

Um die zu Beginn dieses Abschnitts aufgeworfenen Fragen zu beantworten, ist ein Blick auf diese unerwünschten, aber noch notwendigen Menschen nötig. Das Wort »Roboter« kommt aus der tschechischen Sprache und bedeutet so viel wie »Zwangsarbeit« oder einfach nur »Arbeit«. Kann man in dem geschilderten Szenario dann nicht von einer »Roboter-Werdung« von Menschen sprechen? Natürlich arbeiten hier auch Roboter, aber ein Teil der maschinellen Geschöpfe, meist nützlich, süß oder sexy, wird auf einen Status erhoben, den sich manche Menschen nur wünschen könnten. Und die nicht zur Eigengruppe gehörenden Menschen werden zur Zwischenlösung und sollten im besten Fall gar nicht mehr nötig sein.

Alles sehr weit hergeholt, keine Frage. Dass europäische oder US-amerikanische Medien wie CNN Japan auch heute

gerne schon einmal als »Robot Nation« bezeichnen, könnte aber vielleicht wirklich einmal zur Realität werden. Stellen sich die vorher erwähnten Schätzungen der japanischen Regierung als wahr heraus, oder verschärfen sich sogar noch, ist man auf dem richtigen Weg. Irgendwann ist Japan vielleicht wirklich eine Nation aus Robotern. Roboter, die tanzen, schreiben und lachen wie Japaner und Japanerinnen aus menschlichen Tagen, nur gibt es dann eben keine Menschen mehr.

Die Auswirkungen von Technik und Fortschritt sind immer politisch zu verstehen, denn welche Gefahren wie eingeschätzt oder vielleicht übersehen werden, hängt immer von Entscheidungs- und Richtungsgebern ab. Politische Parteien, die als Ziel die Vermeidung von Migration haben, übersehen eventuell Konsequenzen für die eigene Bevölkerung. Auf jeden Fall achten sie weniger auf die Auswirkungen für fremde Menschen.

In den Diskussionen zu Roboterethik und Rechten von Robotern spricht man oft davon, dass man am Umgang mit Robotern erkennen kann, wie gut oder schlecht Menschen sind. Erkennt man daran aber nicht eher, wie unsolidarisch Menschen miteinander sind? Vielleicht ist in Ländern mit Geburtenrückgang nicht das Problem, dass es zu wenige Menschen gibt, sondern, dass unnötige künstliche Grenzen zwischen Gruppen stehen. Natürlich ist das viel Schwarzmalerei, und so knapp vor der Tür steht das ja zum Glück noch nicht! Damit diese Dystopie auch Fiktion bleibt, überlegen wir und die Japaner uns vielleicht besser noch, ob Menschen wirklich so mühsam sind. •



Mit einer Magazin-Sammlung, die kleine Wohnungen sprengt, ist **Andreas Eder** froh, mal in einem so tollen Magazin wie Kater Demos selbst drinnen zu stehen. Sonst schreibt er seine Dissertation in Japanologie und lebt sich in Berlin ein. Sehr fremd fühlt er sich aber zumindest nicht mehr.



THE UNKNOWN CINEMA

Filme sind Märchen, die von fremden Figuren, Orten und Situationen erzählen – und doch finden wir in den skurrilsten Horrorfilmen Parallelen, die uns bekannt sind. Hier sind zehn Filme – ob Klassiker oder die eine oder andere Filmperle – sie alle behandeln auf ihre Weise das Thema unserer Ausgabe.

TEXT CHOLEDA JASDANY

FOTO ALEX IBY VIA UNSPLASH.COM

SYNECDOCHE, NEW YORK

2008, USA

Den New Yorker Theater-Regisseur Caden überkommen hypochondrische Anfälle. Die Angst vor dem Tod versucht er zu bewältigen, indem er versucht, sein Leben auf der Bühne zu inszenieren – und zwar bis ins kleinste Detail. Die Proben des Stücks ziehen sich über Jahre fort und müssen ständig Cadens Leben angepasst werden. Dafür mietet er eine leerstehende Lagerhalle, in der das Setting immer lebensechter und größer wird. Das Projekt wächst und wird zunehmend größenwahnsinniger. Für den Zuschauer sind die Verschachtelungen in Charlie Kaufmans Film eine Herausforderung. Auf absurde und surreale Weise findet hier eine Auseinandersetzung mit der Realität statt, die nachgebildet immer fremd erscheinen wird, ganz gleich, wie sehr sie dem Realen ähnelt.

STATION AGENT

2003, USA

Fins Kleinwüchsigkeit erschwert ihm den Alltag. An der Kasse übersieht man ihn, Kinder lachen ihn aus und er scheint überall nur auf seine Körpergröße reduziert zu werden. Als sein einziger Freund stirbt und ihm eine verlassene Zugstation in New Jersey vererbt, beschließt er der Gesellschaft zu entfliehen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nur um dort auf Joe, den beharrlich-sozialen und redseligen Kaffeewagenbesitzer, der trauernden Olivia und die für ihn schwärmenden Emily zu treffen. »Station Agent« setzt immer genau dann das Mittel Humor ein, wenn es trauriger nicht gehen könnte. Einsamkeit lässt sich eben besser in Gesellschaft genießen, so die Botschaft des Films.

PRISCILLA, KÖNIGIN DER WÜSTE

1994, AUSTRALIEN

Die Drag-Queens Mitzi und Felicia sowie die Transfrau Bernadette sind ein Dreiergespann, das in Sydney erfolgreiche Travestieshows inszeniert. Für ein Engagement in Alice Springs machen sie sich mit einem alten Schulbus auf den Weg durch das australische Outback und führen ihre Shows unterwegs in Bars und Hotels auf. Dabei treffen sie auf mal feindselige, mal freundliche und mal neugierige Menschen. Als dann der Bus eine Panne hat, schließt sich ihnen der Mechaniker Bob an. Mitten auf der Reise erfahren Felicia und Bernadette, dass der eigentliche Grund für die Reise Mitzis Ehefrau ist, die in Alice Springs das Hotel führt. »Priscilla – Königin der Wüste« ist ein schillerndes, buntes Roadmovie. Dabei stehen Guy Pearce, Hugo Weaving und Terence Stamp in ihren pompös-bunten Kostümen in einem sehenswerten Kontrast zur kargen Landschaft.

IN TRANSIT

2015, USA

Im Zug teilt man mit fremden Fahrgästen selten mehr als das Reiseziel und den Weg dorthin. Der Empire Builder ist der Fernreisezug, der Chicago im Osten mit Seattle und Portland an der Westküste verbindet. Die Reise mit diesem Zug dauert mit gut zwei Tagen dementsprechend lang. Der Dokumentarfilm »In Transit«, der während einer kompletten Fahrt gedreht wurde, kommt Menschen näher, die von einem Ort zum anderen reisen und mehr Gemeinsamkeiten teilen, als ihnen zunächst bewusst ist. Und er gibt Antwort auf die Frage, die wahrscheinlich jeden von uns schon einmal beschäftigt hat: Wer sind die fremden Leute um mich herum?

DISTRICT 9

2009, NEUSEELAND/USA/SÜDAFRIKA

Nicht zufällig spielt dieser Film im südafrikanischen Johannesburg. Dort ist das »District 9«, ein Lager für Aliens, die vor 28 Jahren auf der Erde strandeten und ihr Leben jetzt elendig dort verbringen müssen. Sie werden abfällig Prawns, zu Deutsch Krabbe, genannt und wie im rassistischen Apartheids-System isoliert gehalten. Die Zustände in diesem fiktiven Lager für Aliens erinnern auch an heutige Flüchtlingscamps, zum Beispiel in Libyen oder auf den ägäischen Inseln Griechenlands. »District 9« rückt ab vom Science-Fiction-Genre und gibt eine real-dystopische Vorstellung davon, was passiert, wenn Lebewesen in Kategorien wie zugehörig und fremd eingeteilt werden.

GET OUT

2017, USA

Als die weiße Rose ihren schwarzen Freund Chris mit zu ihrer Familie auf deren abgelegenen Landsitz im New Yorker Hinterland mitnimmt, scheint alles gutzugehen: Die Familie empfängt Chris mit offenen Armen. Doch nach und nach ergeben sich Situationen, die für ihn über das unangenehme Gefühl hinausgehen, der einzige Schwarze in einer nicht-diversen Gesellschaft zu sein. So ist er froh, die anderen schwarzen Georgina und Walter kennenzulernen. Seltsam nur, dass sie ausgerechnet die Haushälterin und der Gärtner der ansonsten weißen Gesellschaft sind. Für Chris verdichtet sich der Verdacht, in eine rassistische Falle getappt zu sein. Jordan Peeles Regiedebüt spielt mit dem Horror-Genre und bringt viel Sarkasmus in die Rassismus-Debatte. »Get Out« ist absolut makaber, grausig und erfrischend zugleich.

WER DIE NACHTIGALL STÖRT

1962, USA

»Wer die Nachtigall stört« ist die Verfilmung des Literaturklassikers von Harper Lees gleichnamiger Geschichte über Atticus Finch und seine Kinder Scout und Jem. Atticus ist ein aufrichtiger Anwalt, der in den 1930ern in einer Kleinstadt in Alabama einen unschuldigen Schwarzen vor Gericht verteidigt. Die Lehre des Films – bilde dir kein voreiliges Urteil über Fremde – bezieht sich offensichtlich auf die Situation der Schwarzen in dieser Zeit. Jedoch lernen wir die wenigen schwarzen Figuren gar nicht kennen. Sie bleiben im Hintergrund und spielen nur eine nebensächliche Rolle. Dennoch ist der Film sehenswert – nicht nur, weil er uns den Rassismus der Dreißiger, sondern auch, den subtileren Rassismus in Hollywood in den Sechzigern zeigt.

GOODBYE SOLO

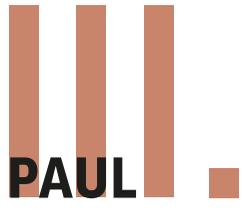
2008, USA

In Winston-Salem, North Carolina, lebt William. Er ist um die 70 Jahre alt und hat mit seinem Leben abgeschlossen. Er steigt in ein Taxi und bietet dem Fahrer 1.000 Dollar, damit er ihn auf einen Berg des Blowing-Rock-Nationalparks am Rande der Stadt fährt. Von Rückkehr ist keine Rede. Der Fahrer ist Solo, ein lebensbejahender Senegalese, der mit einer mexikanisch-stämmigen Frau verheiratet ist und ihre kleine Tochter als sein Kind angenommen hat. Er plant Flugbegleiter zu werden und lernt für die Aufnahmeprüfung. Dem Film gelingt es, den amerikanischen Melting Pot unter die Lupe zu nehmen und dabei ein spannendes Aufeinandertreffen von zwei verschiedenen Generationen, zwei Backgrounds und zwei Gemütern zu zeichnen.

EDWARD MIT DEN SCHERENHÄNDEN

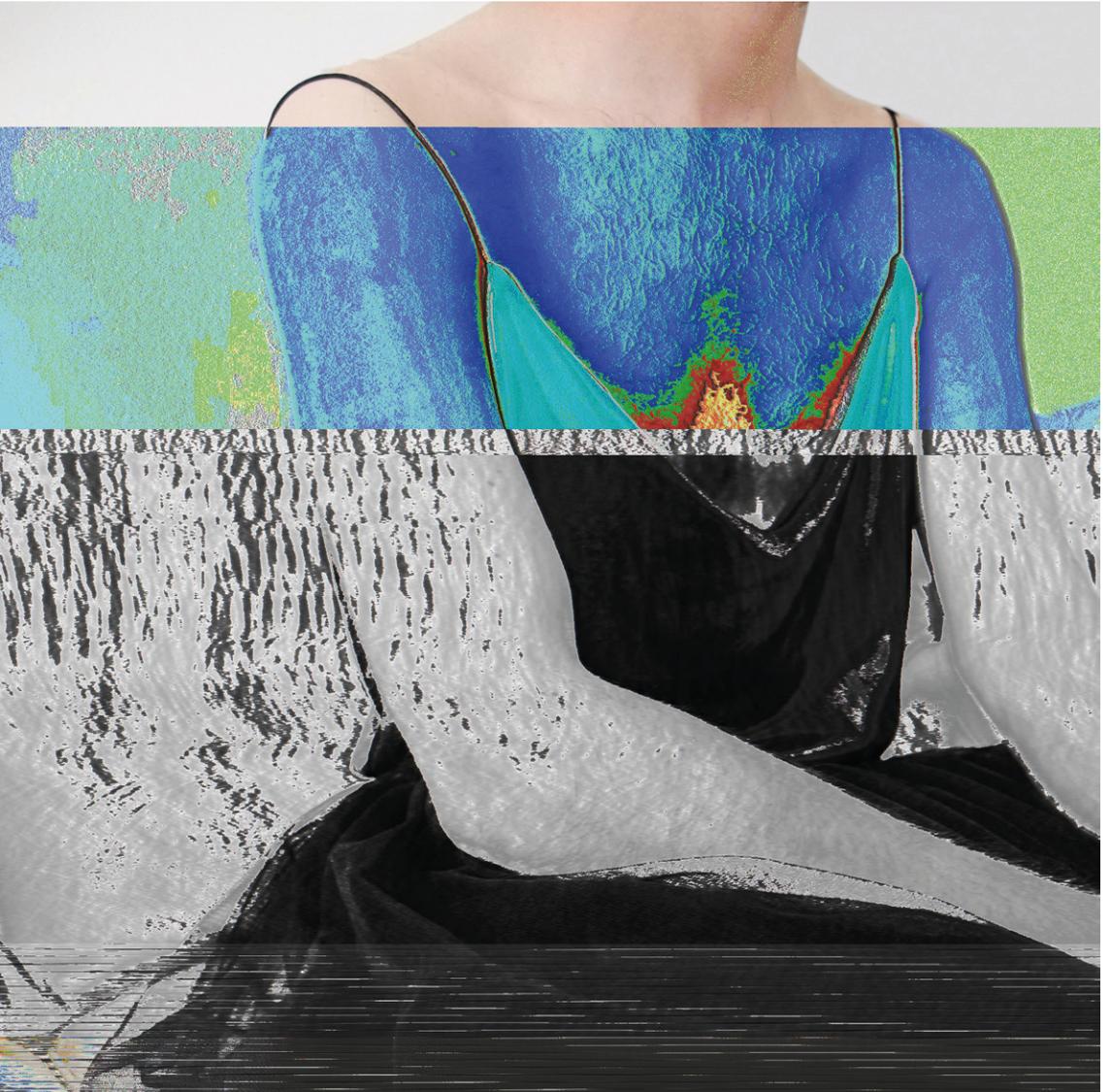
1990, USA

Edward ist ein liebenswertes, künstlich erschaffenes Wesen. Sein Schöpfer, ein Wissenschaftler, verstarb, bevor er seine Kreation vollenden konnte. Deshalb bestehen Edwards Hände aus einer Vielzahl von Scheren. Durch Zufall entdeckt ihn eine Kosmetikverkäuferin und nimmt ihn aus Mitgefühl in ihre Familie und in die kleine amerikanische Vorstadt auf, in der sie lebt. Zunächst erregt seine fremde Gestalt Neugierde, doch dann werden seine Scherenhände zu einer Art exotischem Show-Act. Das Blatt wendet sich, als der nichts ahnende Edward ausgenutzt und verleumdet wird, bis ihn schließlich die gesamte Stadt verstößt. Der Klassiker von Tim Burton lehrte uns Anfang der 1990er Jahre, wie Xenophobie und ein aufgeheizter Mob einen tragischen Dominoeffekt verursachen können.











IMMIGRIERTER SÜDAMERIKANER

Das Urdeutsche war auch einmal »fremd« auf unserem Speiseplan:
die Kartoffel. Die lange Geschichte einer gelungenen Integration – ganz kurz.

VON ALEXANDER SÄNGERLAUB

»Rin in de Kartoffeln, raus aus de Kartoffeln.«
(Deutsches Sprichwort, wenn es »erst so und
dann umgekehrt« heißt)

»Wir tragen die schlimmsten Klamotten: die Hosen Karotten und Sandalen mit weißen Socken – Kartoffeln!« singt der Rapper Jan Delay 2006 in seinem Song Kartoffeln. Man ahnt, worum es geht – das Deutschsein, für das sich das braune Knollengewächs als kollektives Selbstverständnis hervorragend eignet. Nicht zu unrecht, schließlich isst der Deutsche durchschnittlich 60 Kilogramm des Nachtschattengewächses pro Jahr. Klar, dass das von Italien bis zum Libanon geläufige Wort »Kartoffel« als Beschimpfung zu uns besser passt als das amerikanische »Krauts« (4,7 Kilo im Jahr) im endlosen Wortschatz der kulinarischen Beleidigungen.

Die Diskussion um die beleidigende Sättigungsbeilage fand 2010 mit der Kritik der ehemaligen Familienministerin Kristina Schröder (CDU) ihren Höhepunkt, als sie sich darüber echaufferte, dass sich deutsche Kinder auf Schulhöfen von Migranten als »Kartoffeln« beschimpfen lassen müssten. Raue Sitten sind das in Deutschlands Bildungsstätten. Dabei hatte es die eigentlich in Südamerika heimische braune Knolle gar nicht einfach, sich bei uns auf dem Speiseteller überhaupt zu integrieren.

KARTOFFEL AM HOFE

Die Geschichte dieser gelungenen Integration begann damals ganz anders als gedacht, nämlich als begehrter Haarschmuck: Etwa 456 Jahre ist es nun her, dass jener Andenbewohner den Weg zu uns nach Europa fand. Das Nachtschattengewächs, das von den Spaniern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts seinen Weg über die Kanarischen Inseln aufs europäische Festland nahm, war erst wegen seiner schönen Blüte und des üppigen Laubes geschätzt und daher als Zierpflanze in den Lustgärten der Fürsten und Könige so beliebt, dass man sich die holde Pflanze gegenseitig als Geschenk sandte. Auch am französischen Hofe geriet man völlig aus dem Häuschen: Selbst Marie-Antoinette soll auf Bällen einen Kranz zarter Kartoffelblüten in ihrem Haar verflochten haben.

Wer allerdings von ihren grünen Zweigen oder oberirdischen Früchten naschte, hatte es im Bestfall schon bald mit Bauchschmerzen, im schlimmsten mit ernstesten Vergiftungserscheinungen zu tun, was ihrer Beliebtheit zunächst ein wenig Abbruch tat. Erschwerend hinzu kommt ihre Abwesenheit in der Bibel, die sie damit unter Kirchenmännern als Teufelszeug brandmarkte, von dem Gott nicht gewollt habe, dass Menschen sie essen – sonst hätte er sie doch im Buch aller Bücher erwähnt!

Andere Götter waren dagegen gnädiger: Die damals in den Anden einheimischen Völker, wie die Inka, bauten die verschiedensten Arten von Kartoffeln, darunter auch die Süßkartoffel, bereits seit Jahrhunderten an und sortierten ihre religiösen Zeremonien und Feierlichkeiten um den Anbau- und Erntezeitpunkt des braunen Nachtschattens. Und so wurde dies- und jenseits des Atlantiks dem Erdapfel – wenn auch sehr verschiedentlich – gefrönt.

KANZLERINNEN-KARTOFFELSUPPE

Ihren Siegeszug als Grundnahrungsmittel sollte sie erst etwa 150 Jahre später fortsetzen, wenn auch mit allerlei Hindernissen. So musste die Kartoffel unter Friedrich dem Großen den preußischen Bauern noch regelrecht vom Militär in den Acker geprügelt werden, via 1756 erlassenen »Kartoffelbefehl«. In den darauffolgenden Hungersnöten bewährte sie sich als Kalorienlieferant und lieferte die benötigte Nahrung für die Versorgung der sich in den Städten niederlassenden Menschen. »Ohne sie hätte Deutschland nach 1848 sicher nicht die führende Industrie- und Militärmacht Europas werden können«, schreibt der kanadische Historiker William Hardy McNeill.

Heute ist die Kartoffel nicht mehr vom Speiseplan wegzudenken, ob gebraten, gekocht, im Ofen gegart oder als Püree. Die absolute Segnung kommt dabei heute von ganz oben: Auch die Kanzlerin ließ bereits verlauten, dass sie selbst am liebsten Kartoffelsuppe kocht und isst. Dabei ranken sich schon Mythen um die genaue Zubereitung, zu der nur wenige Details in der Öffentlichkeit bekannt sind: »Ich zerstampfe die Kartoffeln immer selbst mit einem Kartoffelstampfer und nicht mit der Püriermaschine. So bleiben in der Konsistenz noch immer kleine Stückchen übrig«, verriet sie immerhin gegenüber der *Bunten* 2017.

Die Kartoffel ist längst nicht der einzige Klassiker der »deutschen Küche« aus der »Neuen Welt«, wie man Nord- und Südamerika damals nannte: Tomate, Paprika oder Mais hatten ihre Heimat auch zuerst am Amazonas und bereichern seit Jahrhunderten unsere Küche.

Die Supermarktkette Edeka wiederum zeigte gegen Ende 2017 einmal anschaulich, was es bedeuten würde, wenn man »alle Fremden« aus den Supermarktregalen räumen würde und präferierte ihren verblüfften Kunden die Überreste »deutscher Produkte«. Die Blicke von Oma und Opa vor dem leeren Kuchenregal, in dem nur noch deutsche Tortenböden zu erwerben waren, sind ein schönes Plädoyer für die Vielfalt – egal welcher Art. Randnotiz: Klar, ein Regal voller Kartoffelklöße »made in Germany« blieb natürlich bestehen. •



MY ONE BIG FAT FAMILY

Haben wir zu viele Verwandte? Oder können wir noch ein paar Milliarden gebrauchen?

A. J. Jacobs wollte das weltgrößte Familientreffen auf die Beine stellen – und auch Du warst eingeladen!

TEXT CHOLEDA JASDANY

ILLUSTRATION ANNI STELKE

Hundert Menschen schwenken Schilder mit der Aufschrift »I am a cousin« rhythmisch durch die Luft. Unter ihnen: ein Rabbi, ein Pfarrer, ein Harvard-Professor, ein Mitglied der *Töchter der Amerikanischen Revolution*, ein Stand-up-Comedian und ein Dutzend mormonischer Missionare. Vor ihnen auf der Bühne tanzt die Band Sister Sledge und singt »We are Family«. Solch eine Familienfeier gab es bisher noch nicht. Auch der Journalist und Autor A. J. Jacobs tanzt mit seiner Frau Julie auf der Bühne, als sie ihm zuruft: »Das ist skurril!« Er aber könnte in diesem Augenblick nicht glücklicher sein.

GLOBAL FAMILY REUNION

Vor drei Jahren hatte Jacobs es sich zum Ziel gemacht, das größte Familienfest aller Zeiten, die Global Family Reunion, auf die Beine zu stellen und einfach alle Menschen einzuladen. Was mit der Absicht begann, den Weltrekord für das weltgrößte Familientreffen zu brechen, wurde mit der Zeit zu dem utopischen Projekt, einander fremde Menschen zusammenzubringen. Denn auf diesem Familientreffen sollte es keine Fremden geben. Alle seien verwandt – ob direkt und im ersten Grad oder im hundertsten. Damit reiht sich die Global Family Reunion direkt in eine Reihe von Projekten ein, die Jacobs bisher durchgeführt hat. Mit dem einen Unterschied, dass es sich – anders als bei seinen Vorigen – um kein Selbstexperiment handelt, sondern fast größtensinnig scheint und idealerweise die ganze Welt involvieren soll.

In seinem fünften Buch »It's All Relative – Adventures Up and Down the World's Family Tree«, das 2017 erschien, beschreibt Jacobs, wie die E-Mail eines Milchbauern in Israel ihn darauf brachte, dass alle Menschen in gewissem Grad miteinander verwandt seien. In seinem Podcast »Twice Re-

moved« lädt Jacobs Gäste ein, um sich in die unvorhersehbaren Weiten ihres Stammbaums zu begeben. In jeder Folge möchte er beweisen, dass sich eine Verwandtschaft zu jedem Menschen nachweisen lässt. Dass jene Frau in der Schlange im Coffee-Shop oder jener Junge mit dem Tretroller auf der Straße keine Fremden sind, sondern alle zu einer großen Familie gehören.

SIE KENNEN MICH NICHT, ABER ICH BIN IHR COUSIN

Drei Jahre vor Erscheinen seines Buches erhielt Jacobs eine E-Mail, die mit den Zeilen begann: »Sie kennen mich nicht, aber Sie sind der achte Cousin meiner Frau.« Jacobs erste Reaktion war Skepsis: »Selbstverständlich dachte ich, dass die nächste Zeile aus einer Anleitung bestünde, wie man 10.000 Dollar auf ein Bankkonto in Togo überweist oder mich über die wunderbare potenzsteigernde Wirkung von Goji-Beeren ▶

WEITERE PROJEKTE

Der Journalist und Autor A. J. Jacobs schreibt unter anderem für den Esquire. Zu seinen Buchveröffentlichungen zählen:

The Know-It-All (2004), *The Year of Living Biblically: One Man's Humble Quest to Follow the Bible as Literally as Possible* (2007), *The Guinea Pig Diaries* (2009), *Drop Dead Healthy: One Man's Humble Quest for Bodily Perfection* (2012) und *It's All Relative – Adventures Up and Down the World's Family Tree* (2017)



A. J. Jacobs

informiert«, schreibt Jacobs in seinem Buch. Die E-Mail kam von Jules Feldman, einem Milchbauern in einem Kibbutz in Israel. Er hatte Jacobs Artikel gelesen und wollte ihm von seinem eigenen Projekt erzählen. Seit fünfzehn Jahren war er nunmehr dabei, einen Familienstammbaum aufzuzeichnen. In dieser Datenbank stehen ungefähr 80.000 Menschen, deren verwandtschaftliche Beziehungen zueinander nachgewiesen wurden. Nachdem er diese E-Mail gelesen hatte, ließ der Gedanke der Weltverwandtschaft Jacobs nicht mehr los.

VOYEUR DER EIGENEN FAMILIENGESCHICHTE

Um sich mit dem Stammbaum der Welt zu verbinden, muss man erst einmal seinen eigenen Stammbaum kennenlernen. Darin liegt auch einer der Widersprüche in Jacobs Vorhaben begründet, die Welt zu vereinen. »Einerseits ist die Familienforschung eines der Hobbys, das am meisten zur Selbstverherrlichung führt. Schau dir mal all die Tausend Ahnen an, die sich zusammengetan haben, um ihr ultimatives Meisterstück zu kreieren: Mich!«, schreibt Jacobs. Ein nicht unerheblicher Teil des Buches befasst sich nämlich mit seiner eigenen Familiengeschichte. Beispielsweise mit der Frage, ob sein Ur-Ur-Ur-Großvater Gerson Friedenheit im Amerikanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Nordstaaten und für die Abschaffung der Sklaverei kämpfte. Und als er das mit einigem Stolz bestätigen konnte, mit der nächsten Frage, warum er schon nach sechs Wochen im Oktober 1864 wieder

entlassen wurde. Seine Recherchen ergaben, dass Friedenheit sich weigerte, zu kämpfen. Er manipulierte seine Waffe, um sie unbrauchbar zu machen. Zahlreiche andere Familienanekdoten werden in Jacobs Buch zum Besten gegeben. Er versteht es, sie in seiner humorvollen Art wiederzugeben. Gleichzeitig nutzt er das Ende jedes Kapitels als eine Art Tagebuch und teilt seine Gedanken über den Stand der Vorbereitungen der Global Family Reunion. Relativ bald nehmen sie überhand, so viele Menschen, Kooperationen, Initiativen und so weiter sind involviert. »Wenn du einmal [mit der Familienforschung] begonnen hast, merkst du, dass der Baum gewaltig ist und du nur ein winziges Blatt.«, schreibt Jacobs.

THE MORE THE MERRIER

Es ist kein neuer Gedanke, dass wir alle zu einer großen Familie gehören. Darüber ist sich Jacobs im Klaren. In seiner Einleitung schreibt er: »Zugegeben, das mag alles unnützlich sein. Ich weiß, dass es einen Hauch von Naivität hat und wie nach Bongwasser aus einem Studentenwohnheim riecht. Vielleicht sollte ich mich einfach mit einer Sitar auf einen Hügel aus Patchouli-Räucherstäbchen setzen und Songs von Peter, Paul & Mary spielen. Aber ich glaube, es lohnt sich, es zu versuchen. Denn ich bin verzweifelt.«

Worüber er verzweifelt ist, schneidet er nur kurz an. Die sogenannte Weltfamilie stecke in der Krise. Denn Konflikte und Rassismus würden sie überschatten und daran hindern, die größten Probleme der Welt wie beispielsweise den Klimawandel zu lösen. Ein Licht am Ende des Tunnels sieht Jacobs zum Beispiel in einer Gruppe von Wissenschaftlern und Forschern, die an einem Familienstammbaum, dem World Family Tree arbeiten. Mit Hilfe Tausender Historiker und Ahnenforscher und mit Millionen von DNA-Tests versuchen sie, alle sieben Milliarden Menschen auf der Erde in einen großen Stammbaum einzubinden. Auf diese Weise sollen Krankheiten besser verfolgt und die Entwicklung von Heilmitteln vorangebracht werden. Jacobs' Idealismus ist dermaßen stark, dass er seine eigene DNA freiwillig mit der ganzen Welt teilt. Er hat zwar auch Zweifel, solch sensible Daten preiszugeben, aber hält



sich nicht lange mit dystopischen Visionen auf. Stattdessen formuliert er seine Vision auf diese Weise: »Aber vielleicht würde die Wir-sind-alle-eine-Familie-Message bei einigen wenigen Menschen ankommen. Vielleicht würde der Gesamt-Menschlichkeits-Quotient in der Welt um vier oder fünf metrische Menschlichkeits-Einheiten steigen. Vielleicht könnte das einen klitzekleinen Riss in das Wir-gegen-sie-Denken bringen. Vielleicht könnte es mein Karma in eine positive Richtung lenken und gegen all die Male wirken, als ich Behindertentoiletten benutzt habe.«

HABT EUCH ALLE LIEB WIE BRÜDER UND SCHWESTERN!

Um die Idee einer großen Weltfamilie bekräftigen zu können, führt Jacobs zum Beispiel die Ergebnisse einer Studie auf, die 2016 im Personality and Social Psychology Bulletin erschienen ist. Dabei wurde Arabern und Israelis zufallsbe-



dingt gesagt, sie würden die gleiche DNA teilen oder nicht teilen. Die Studie zeigte, dass ein friedlicher und kooperativer Umgang zwischen den Teilnehmenden immer dann möglich war, wenn genetische Gemeinsamkeiten vermutet wurden.

Jacobs geht das Konzept von Familie auch von anderer Seite an. Er unternimmt kleine Abstecker zu polygamen Ge-

meinschaften, zu einer der längsten und brutalsten Familien-Fehden in Nordamerika und zu der Idee der logischen, also selbst gewählten Familie im Gegensatz zur biologischen.

Auch wenn Jacobs mit ungefähr 3.800 Teilnehmenden beim Familientreffen nicht den Weltrekord gebrochen hat, trägt er dazu bei, dass solche Projekte wie der World Family Tree greifbarer werden. Die Ursachen von Tribalismus hat er mit seinem Projekt sicherlich nicht bekämpft, aber vielleicht, so die Hoffnung, den Trend dazu ein klitzekleines Bisschen abgeschwächt. Vor allem aber macht Jacobs klar, dass das Konzept Familie nur eine Schablone ist, die wir auf eine Gruppe von Menschen (und auch Tieren) legen, denen wir uns verbunden fühlen. Also warum dann nicht diese Schablone einfach auf eine etwas größere Gruppe von sieben Milliarden Menschen legen? •

DNA-TIPP

Wer einen eigenen Stammbaum erstellen, sich mit dem Stammbaum der Welt verbinden oder die eigene DNA testen lassen möchte, kann hier reinschauen:

Ancestry.com	wikitree.com
myheritage.com	familysearch.org
findmypast.com	23andme.com
geni.com	personalgenomes.org



Das *ch* am Anfang des Vornamens von **Choleda Jasdany** spricht man wie den Laut [ç] oder [x] aus. Zum Beispiel wie bei *Chuzpe*. Das nachfolgende *o* klingt wie bei dem Wort *oll*. Hängt man daran einfach ein *eda* ran wie bei dem Satz: *die Rolle da*, dann hat man raus, wie der Name Choleda ausgesprochen wird.



FREMD IM EIGENEN DORF

Was verbindet ostdeutsche Dörfer mit Inseln im Pazifischen Ozean? An beiden Orten verlieren Menschen ihre Heimat wegen der Kohle. In Deutschland werden Häuser, Siedlungen und ganze Orte für die Gewinnung des Klimakillers Braunkohle abgerissen, was die Bewohner entfremdet und die Natur zerstört. Die Folgen davon sind auch am anderen Ende der Welt zu spüren, wenn aufgrund des Klimawandels Pazifikinseln im Meer versinken und Millionen ihr Zuhause verlassen müssen.

TEXT RAIMON KLEIN
FOTOS PIOTR PIETRUS

TEIL I: UNBEUGSAMER WIDERSTAND

Es ist ruhig in Pödelwitz, sehr ruhig sogar. Diese ungewöhnliche Stille fällt einem in dem kleinen Dorf als Erstes auf. Die Straßen sind menschenleer, das kleine Bushaltestellenhäuschen ist ebenso verwaist wie der nahe gelegene Spielplatz. Je weiter man geht und immer noch keine Menschenseele trifft, desto angestrengter lauscht man, ob da nicht doch irgendwo ein Geräusch zu hören ist. Dabei gibt es genügend Anzeichen dafür, dass hier sehr wohl noch Menschen leben: ein gepflegter Garten, verstreutes Kinderspielzeug in einer Einfahrt und Gardinen an den Fenstern der meisten Häuser.

»Das mit den Gardinen ist so gewollt. Man bringt die extra für Fremde an, damit die Häuser nicht so verlassen aussehen. Innen sind die aber schon zum großen Teil leer geräumt«, erzählt Jens Hausner später am Telefon. Der 52-jährige Landwirt ist einer von rund 30 Menschen, die noch in Pödelwitz ausharren. Vor ein paar Jahren waren es noch 100 Einwohner mehr. Sie alle gingen aus einem Grund: wegen der Kohle. Pödelwitz liegt nicht nur 20 Kilometer südlich von Leipzig, sondern befindet sich auch im Mitteldeutschen Braunkohlerevier. Dort wird bereits seit dem 19. Jahrhundert Kohle abgebaut, und laut Betriebsplan des zuständigen Bergbauunternehmens Mitteldeutsche Braunkohlengesellschaft (MIBRAG) soll das bis 2040 auch so weitergehen.

Für die MIBRAG ist das ein gutes Geschäft. Eigenen Angaben zufolge werden in den Tagebauen Profen (Sachsen-Anhalt) und Vereinigtes Schleenhain (Sachsen) jährlich bis zu 20 Millionen Tonnen Rohbraunkohle abgebaut, womit zuletzt ein Umsatz von knapp 400 Millionen Euro erwirtschaftet wurde. Obwohl Pödelwitz im Plan für den ortsnahen Tagebau Vereinigtes Schleenhain gar nicht vorgesehen ist, soll das Dorf nach dem Willen der MIBRAG nun trotzdem der Kohle weichen. Jedoch ist das Dorf nach dem so genannten Heuersdorfgesetz als »Schutzgut« ausgewiesen, also vor dem Kohleabbau geschützt. Nicht nur deswegen sieht sich Jens Hausner mit seinem Widerstand im Recht: »Es gibt für unser Dorf keine bergrechtliche Genehmigung und noch nicht mal einen Antrag für eine Genehmigung«, empört er sich.

»GEHER« VS. »BLEIBER«

Warum stehen jetzt trotzdem 80 Prozent der Häuser leer? Die Gründe dafür reichen zurück bis ins Jahr 2008. Damals erfuhren die Einwohner, dass sie wegen des immer näher rückenden Tagebaus mit Lärm- und Staubbelastungen rechnen müssten. Kurz darauf erklärte die MIBRAG, dass sich die gesetzlich vorgeschriebenen Schutzmaßnahmen schwierig gestalten würden. Die Einwohner sollten stattdessen einer freiwilligen Umsiedlung zustimmen. Eine rechtliche Grund-

lage brauchte die MIBRAG damit nicht mehr. Die ersten Bewohner freundeten sich mit dem Gedanken an, Pödelwitz zu verlassen – vielleicht wegen des Lärms, vielleicht wegen des Staubs. Vielleicht aber auch, weil ihnen diese Freiwilligkeit satte Entschädigungszahlungen bescherte. Die Rede ist von großzügigen Entschädigungen in Höhe von 75.000 Euro zusätzlich zum Wert der Häuser und Grundstücke.



Bunte Wimpel-Ketten und ein großes »X«-Zeichen des Protests gegen die drohende Abaggerung von Pödelwitz.

HEUERSDORFGESETZ

Heuersdorf war eine kleine Gemeinde in der Nähe von Pödelwitz. Sie klagte dagegen, dass ihre Häuser wegen des Braunkohletagebaus abgerissen werden sollten. Das zwang die sächsische Landesregierung dazu, extra ein neues Gesetz zu verabschieden, um Heuersdorf letztlich doch zerstören zu können. Für Pödelwitz ist das Gesetz deshalb so wichtig, weil das Dorf im Gesetzestext in allen möglichen Abbauvarianten als Schutzgut benannt wird. Das Heuersdorfgesetz schützt Pödelwitz also vor dem Abriss.

Von da an war das Dorf gespalten. Nachbarn wurden zu Fremden, Freunde auf einmal zu Feinden. Es ging nur noch darum, ob man zu den »Gehern« oder den »Bleibern« gehörte. Jens Hausner wird heute noch wütend, wenn er an diese Zeit zurückdenkt: »Die ganze Diskussion um die Zukunft von Pödelwitz hat einen Riss durch das Dorf getrieben. Den Riss gab es jedoch bereits, als die ›Geher‹ noch hier gewohnt haben. Weil die es so darstellten, als wollten wir eine positive Zukunft verhindern.

Aber für mich bedeutet ein Abriss des Dorfes doch keine positive Entwicklung!« Hausner und die anderen »Bleiber« seien als »Deppen« hingestellt worden, die nicht begreifen würden, dass es keine bessere Lösung gab, als das Dorf aufzugeben und sich irgendwo ein schönes neues Häuschen zu suchen.

Wegziehen, umsiedeln, an einem anderen Ort ganz neu anfangen – für den 52-Jährigen und seine Familie stand das nie zur Debatte. »Die Option, überhaupt darüber nachzudenken, die gibt es für uns nicht. Wir sind uns sicher, dass wir hierbleiben«, sagt Hausner. Aber fühlt er sich denn gar nicht fremd im eigenen Dorf, jetzt, wo es fast komplett leer steht? Seine gegenteilige Antwort erstaunt zunächst etwas. Er sei froh, dass es mittlerweile nur noch die im Dorf gebe, die auch blei-

ben wollen. Pödelwitz sei zwar sehr viel kleiner, nun jedoch wieder eine echte Gemeinschaft mit wirklicher Solidarität. »Mit dem Aufkaufen der Grundstücke hat die MIBRAG die Sozialstruktur des Dorfes zerstört. Als die Umzugswilligen hier noch gewohnt haben, wurde man beim Spazierengehen nicht mal mehr begrüßt, nur weil man anderer Meinung war.« Heute seien alle Nachbarn freundlich zueinander, da man viel enger zusammengedrückt sei.

VERNACHLÄSSIGEN, ZERSTÖREN, ZERMÜRZEN

Dieses erneuerte Dorfleben soll die Basis für den Erhalt und Wiederaufbau von Pödelwitz sein. Hausner wünscht sich, dass neue Bewohner kommen, sich niederlassen und die Dorfgemeinschaft wieder wächst. Doch bis dahin ist es ein weiter Weg, noch stehen die Häuser leer und die MIBRAG denkt gar nicht daran, sie wieder zu verkaufen. Denn ihr Ziel ist es, dass nicht nur 80, sondern 100 Prozent der Häuser leer stehen, damit das Dorf spätestens 2028/2029 abgebaggert

werden kann. Auf den hartnäckigen Widerstand der »Bleiber« reagierte die MIBRAG daher mit verschärften Methoden. Wer gegenüber finanziellen Anreizen resistent ist, kann vielleicht auf andere Weise davon überzeugt werden, dass seine Heimat nicht mehr lebenswert ist?

So begannen MIBRAG-Mitarbeiter vor einigen Jahren, in die Fassaden der leer stehenden Häuser Löcher zu schlagen. Angeblich sollten Holzproben aus den denkmalgeschützten Fachwerkhäusern entnommen und bauhistorisch untersucht werden. Es hieß, diese Untersuchung sei notwendig, um die Genehmigung zu erhalten, die Gebäude später abzureißen. »Die kaputten Häuser wurden dann über ein Jahr lang so stehen gelassen und dem Verfall preisgegeben«, erinnert sich Jens Hausner. Erst als er eine offizielle Anfrage über den sächsischen Landestag stellen ließ, ging es plötzlich ganz schnell, und die Löcher wurden wieder zugemauert.

Nicht nur die Häuser wurden beschädigt, auch die Grundstücke ließ die MIBRAG verlottern, um das Ortsbild zu verschandeln. Der tägliche Anblick von Verfall und Verwahrlosung sollte die verbliebenen Bewohner zermürben. Die MIBRAG ließ es sich nicht nehmen, auch Tagebau-Touristen auf Besichtigungstouren durch Pödelwitz zu führen. Für Jens Hausner ein unfassbarer Vorgang: »Man wollte zeigen, wie schlimm es hier aussieht – dabei war die MIBRAG doch selbst der Übeltäter!« Um derartige Aktionen öffentlich zu machen, gründete Hausner bereits 2013 die Bürgerinitiative »Pro Pödelwitz«. »Nur als Bürgerinitiative können wir medial gegensteuern und Druck auf die Entscheidungsträger aufbauen«, erklärt Hausner.

ZWANGSUMSIEDLUNG DER BEWOHNER

Warum aber tut sich Hausner das alles an? Warum kämpft er seit Jahren unermüdlich gegen einstige Nachbarn, feindlich gesinnte Großunternehmen und mit der Kohle verbandelte Lokalpolitiker? Was treibt ihn an? Ist es sein Bauernhof, auf dem er lebt und der seit über 300 Jahren im Besitz der Familie seiner Frau ist? Ist es sein Land, das ursprünglich 20 Hektar umfasste und von dem der Tagebau nur noch ganze drei Hektar übrig gelassen hat? Oder geht es um Pödelwitz mit seiner 700 Jahre alten Geschichte und einer historischen Siedlungsstruktur eines slawischen Runddorfs?

»Es geht nicht um persönliche Dinge oder mein Eigentum, sondern ums große Ganze. Es geht um die Region. Wenn wir hier scheinbar immer wieder nachgeben und die Dörfer dem Tagebau überlassen, dann hört das nie auf. Wir lassen uns von Bergbauunternehmen und von überholten Technologien nicht mehr unsere Heimat wegnehmen!«

Was Jens Hausner damit meint: In Deutschland wurden seit Beginn des 19. Jahrhunderts insgesamt etwa 370 Ortschaften durch die Tagebaue zerstört und mehr als 120.000 Menschen zwangsumgesiedelt. Auf diese Zahlen kommt das Aktionsbündnis »Zukunft statt Braunkohle«, das aus verschiedenen großen Umweltverbänden wie Greenpeace oder dem Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) besteht. Es sind Zahlen, die schwer zu begreifen ►





Die Bewohner von Pödelwitz haben vielfältige Ausdrucksformen für ihren Widerstand gefunden.

sind. Zahlen, die ausdrücken, dass Menschen in Deutschland außerhalb eines Krieges zwangsweise ihre Heimat verloren haben und bis heute immer noch verlieren.

KLIMAKILLER BRAUNKOHLE

Denn in Deutschland liegen trotz jahrzehntelangen Abbaus noch über 30 Milliarden Tonnen Braunkohle in der Erde, was bei konstanter Förderung etwa für die nächsten 200 Jahre reichen würde. Und Deutschland ist Weltmeister darin, diese Braunkohle zu fördern. In den vier großen Tagebaugegenden Rheinisches Revier, Lausitzer Revier, Mitteldeutsches Revier und Helmstedter Revier wurden 2016 immer noch über 170 Millionen Tonnen abgebaut und damit mehr Kohle gefördert als in China, den USA oder Russland.

Deutschland rühmt sich gerne als Vorreiter bei den erneuerbaren Energien. Wer an Deutschland denkt, soll an die Energiewende denken, an Windräder, solarbedeckte Dächer und Biogasanlagen. Wahr ist jedoch, dass die Braunkohle mit knapp 25 Prozent bis heute den größten Anteil an der Stromerzeugung ausmacht. Dabei ist Kohle ein fossiler Brennstoff mit sehr niedrigem Energieinhalt und zugleich sehr hohem Ausstoß klimaschädlichen Kohlendioxids (CO₂). Kritiker sprechen daher vom »Klimakiller Braunkohle«. Doch dazu später mehr.

TEIL II: WENN DIE KOHLE NICHT WÄRE

Um zu erfahren, warum Jens Hausner eine Umsiedlung mit aller Macht vermeiden will, und welche Folgen sie für Mensch und Natur hat, muss man nur wenige Kilometer südlich von Pödelwitz fahren. Sehr viele Dörfer wurden bereits für die Kohle devastiert. Das Wort »Devastierung« stammt aus der Bergbausprache und klingt nicht nur brutal – es bedeutet die Zerstörung oder Verwüstung ganzer Landschaften oder einzelner Orte.

Eckhard Landgraf steht am Rand des Tagebaus Vereinigtes Schleenhain und zeigt auf einen Punkt in der Ferne. »Dort würde Breunsdorf stehen, wenn die Kohle nicht wäre.« Man benötigt viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass hier einmal Menschen lebten. Fassungslos blickt man auf eine schier endlose Mondlandschaft, in der sich haushohe Bagger stur durch schwarze Hügel fressen.

Breunsdorf hatte Mitte der 1980er Jahre über 300 Einwohner, bis der Ort Anfang der 1990er Jahre devastiert wurde. Eckhard Landgraf war der letzte Bürgermeister des kleinen Bauerndorfes, in dem er geboren wurde und bis zum Abriss wohnte. »Wir sind als Kinder mit dem Tagebau aufgewachsen und haben das spielerisch erlebt. Als Erwachsene haben wir dann gemerkt: Der Tagebau nimmt dir deine Heimat weg. Besonders der Gedanke an die Umsiedlung war schon sehr schlimm«, sagt der 66-Jährige.

»MEIN HERZ HÄNGT AN BREUNSDORF«

Breunsdorf war nicht nur Landgrafs Heimat, auch seine Vorfahren lebten dort schon seit dem 16. Jahrhundert. Kurz vor dem Abriss entstandene Luftaufnahmen zeigen die längliche Siedlungsstruktur, umgeben von Feldern und Bäumen. Diese Idylle stört einzig die Kohlegrube, die sich am oberen Bildrand bereits abzeichnet. Breunsdorf war laut Eckhard Landgraf ein reines Bauerndorf, wie seine Eltern war auch er gelernter Landwirt und arbeitete mit ihnen gemeinsam auf ihrem Bauernhof. Die Erinnerung daran schmerzt ihn noch heute, denn: »Mein Herz hängt an Breunsdorf. Ich kannte jeden Baum und jeden Stein, der hier stand.«

ZWANGSUMSIEDLUNG

»Bergrecht bricht Grundrecht« lautet ein geflügelter Satz im Kohletagebau. Laut Bergrecht ist die Energieversorgung des Landes ein so hohes Gemeingut, dass es über dem Recht des Einzelnen auf Privateigentum in Form des eigenen Grundstückes steht. Das Bundesverfassungsgericht bestätigte 2013, dass es auf der Grundlage des Allgemeinwohls in Deutschland kein gesetzliches Recht auf Heimat gibt.



Besucher am Aussichtspunkt des Tagebaus Vereinigtes Schleenhain

Obwohl er mit dem Kohleabbau aufwuchs, wollte er seine Heimat nicht verlassen. Darum startete er 1990 zusammen mit anderen Dorfbewohnern eine Initiative gegen den Tagebau. »Wir wollten, dass es endlich ein Ende hat mit der Kohle hier«, sagt Landgraf. Doch die sächsische Landesregierung genehmigte kurze Zeit später den Bau eines Kohlekraftwerks im nahe gelegenen Lippendorf, das 40 Jahre betrieben werden sollte. »Da war dann alle weitere Liebesmühe vergebens«, sagt der ehemalige Bürgermeister. Alle noch verbliebenen Bewohner verkauften ihre Häuser nach und nach an die MIBRAG, da ihnen sonst letztendlich die Zwangsenteignung drohte. »Das hat es zu DDR-Zeiten gegeben genauso wie nach der Wende. Aber dazu kam es in Breunsdorf zum Glück nicht.«

PLÜNDERUNGEN, VANDALISMUS, DIEBSTAHL

Die ehemaligen Bewohner verteilten sich auf die umliegenden Gemeinden wie Neukieritzsch, Deutzen oder Zedtlitz. Breunsdorf wurde langsam, aber unaufhaltsam zu einem Geisterdorf. »Es war schon eine seltsame Situation«, erzählt Landgraf. »Im Sommer ging es noch, weil es so lange hell war. Aber im Winter war es schlimm. Viele Häuser und Grundstücke waren zu der Zeit schon verlassen und nachts kamen dann die Plünderer.« Diebstahl, Vandalismus, Plünderungen und Zerstörung sind bei Umsiedlung und Devastierung seit jeher gang und gäbe. Einbrecher und Diebe räumen alles aus, was nicht niet- und nagelfest ist.

So verkaufte Landgraf Haus und Hof und zog in den deutlich größeren Nachbarort Neukieritzsch. Trotz der geografischen Nähe fehlte ihm das selbstständige Leben auf seinem Hof. Seinen beiden Kindern fehlte die Freiheit des Landlebens ebenfalls, auch wenn es für sie etwas einfacher war, da sie in Neukieritzsch bereits zur Schule gingen. »Die Umgewöhnung war aber für alle schwierig, da es in Breunsdorf eine sehr feste Dorfgemeinschaft mit großem Zusammenhalt gab. Man hat in dieser Nachbarschaft über Generationen zu-

sammengewohnt und kannte wirklich alle Bewohner«, erinnert er sich.

Eckhard Landgraf war nicht nur räumlich und sozial entwurzelt, auch beruflich musste er sich neu orientieren. Ohne seinen heimischen Bauernhof und die dazugehörigen Felder konnte er nicht weiter als Landwirt arbeiten. Dazu kam der tiefgreifende Strukturwandel in den Wendejahren: Die meisten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) wurden aufgelöst. Für ihn ergab sich bald die Möglichkeit, zusammen mit einem befreundeten Koch eine Fleischerei in einem ehemaligen LPG-Kulturhaus zu eröffnen. Weil ihm jedoch die Arbeit in der Natur fehlte, begann er, ein Damwild-Gatter aufzubauen und später Pferde zu züchten.

Mit dem Tagebau hat er mittlerweile seinen Frieden gemacht. »Man lebt mit der Kohle und versucht, ihr auch etwas Gutes abzugewinnen«, sagt er ganz pragmatisch und erwähnt, dass auch die MIBRAG Kunde seiner Fleischerei sei, indem sie den Kohlearbeitern Essen liefere, etwa bei Betriebsversammlungen. Ähnlich geht es auch anderen früheren Breunsdorfern, wie Landgraf erzählt: »Man arrangiert sich eben damit, dass die Kohle der größte Arbeitgeber in der Region ist. Die Leute verdienen dort vernünftiges Geld.« ▶



Eckhard Landgraf blickt melancholisch auf die Grube des Tagebaus Vereinigtes Schleenhain in die Richtung, wo sein mittlerweile abgebaggertes Dorf Breunsdorf stand.

TEIL III: MIR KOMMEN HEUTE NOCH DIE TRÄNEN

Undine Janetzky sieht das ganz anders, auch wenn ihre Umsiedlung ebenfalls schon lange zurückliegt. »Wenn es nach mir ginge, müssten die Tagebaue sofort aufhören. Man muss sich doch nur mal überlegen, wie schlimm das für unsere Natur und für unser Klima ist«, sagt die 52-Jährige. In ihrem Beruf als Ernährungsberaterin versucht sie, Menschen nicht nur von einer gesunden Lebensweise zu überzeugen, sondern auch für Themen wie Ökologie und Nachhaltigkeit zu sensibilisieren.

Janetzky wohnt in Bühlow bei Spremberg, gut 20 Kilometer südlich von Cottbus. Nicht weit von ihrem Haus befindet sich Welzow-Süd, einer der größten Tagebaue im Lausitzer Revier. Dort fördert die Lausitz Energie Bergbau AG (LEAG) jährlich rund 60 Millionen Tonnen Braunkohle. Bis zu 20 Millionen davon werden alleine im Tagebau Welzow-Süd abgebaut. Auch dieser Tagebau hat mehrere Dörfer auf dem Gewissen, unter anderem Janetzkys Heimatort Radewise.

»Diese Natur, diese Wiesen und diese herrlichen Wälder ringsherum – für mich war Radewise einfach das schönste Dorf, das es gibt. Wir hatten einen kleinen Bach, der durch unser Grundstück floss, und der einem kleinen Tannenwald entsprang. Das war wie ein Märchenwald und das vermisse ich bis heute«, gerät Janetzky ins Schwärmen, um sogleich sehr traurig zu werden. »Mir kommen heute noch die Tränen, wenn ich daran denke, was ich meinen Kindern und Enkelkindern alles nicht mehr zeigen kann!«

DIE GRUBE RÜCKT UNAUFHALTSAM NÄHER

In ihrer Kindheit trieb ihr vor allem der Kohlenstaub Tränen in die Augen. Radewise lag damals nur zwei Kilometer vom Rand des Tagebaus entfernt, sodass es im Sommer häufig Staubwolken gab, während der Kohledreck im Winter den Schnee schwarz färbte. Zu ihren prägendsten Erinnerungen gehört auch die spezielle Geräuschkulisse der Kohleförderung. »Man hörte immer dieses konstante Quietschen

der Baggerschaufeln, die ja 24 Stunden am Tag im Dauerbetrieb liefen, also auch nachts noch zu hören waren. Das war eine stete Mahnung, dass die Grube immer näher und näher kommt. Dieses Geräusch habe ich heute noch im Ohr!«

Umsiedeln musste sie jedoch erst 1985, als sie 18 Jahre alt war. Da sie kurz darauf zum Studieren nach Cottbus zog und ihre Familie mit dem Neubau des Hauses in Bühlow vollauf beschäftigt war, fühlte sie sich anfangs gar nicht so fremd. »Erst im Nachhinein ist mir so richtig bewusst geworden, wie schlimm das eigentlich für mich war. Zwar habe ich dann in Bühlow gewohnt, meine Träume aber spielten mindestens die nächsten 20 Jahre immer noch in Radewise.«

Ihre Großmutter litt hingegen sehr unter der damaligen Situation, da sie bereits während des Krieges aus Schlesien flüchten musste und nun wegen des Tagebaus ihre Heimat erneut verlor. Viele ehemalige Einwohner von Radewise kamen mit der neuen Umgebung nicht zurecht. Wer kein neues Haus bauen konnte, wurde in ein Neubaugebiet im weit aus größeren Spremberg verpflanzt. In Radewise herrschte



Der »Bucksche Stein« ist eine Gedenkstätte für die ehemaligen Bewohner von Groß Buckow.

zuvor jedoch noch das einfache Leben in Form von Ofenheizung, Asche herausbringen und Holz hacken. »Man hat versucht, Dorf-Menschen in Neubauklötze reinzustecken, aber das ist das Schlimmste, was man machen kann«, sagt Janetzky. Die anfängliche Freude über mehr Bequemlichkeit wich bald der Erkenntnis, dass man auch ein Stück Freiheit verloren hatte.

DAS DORFGEDÄCHTNIS GEHT VERLOREN

Mit dem Wegzug der Bewohner ging auch die über Jahrzehnte und Generationen gewachsene Gemeinschaft verloren. Undine Janetzky benutzt dafür den schönen Begriff »Dorfgedächtnis«. Bei Dorffesten lauschte sie als Kind den Geschichten, die dort erzählt wurden, und mit den Jahren kannte sie wirklich jeden der 100 Einwohner von Radeweise. Solch ein Dorfgedächtnis habe sie von ihrer neuen Heimat in Bühlow leider nicht.

Weshalb gab es keine Proteste gegen diese Zerstörung?

Janetzky sucht nach einer Erklärung: »Ein neues Grundstück finden, dann ein Haus bauen oder sich einen neuen Job suchen – man war mit der ganzen Situation überfordert, weil man sich so viele Gedanken darum machen musste, was nun aus einem werden sollte. Alle mussten sich irgendwie ändern, weil das ganze Leben auf den Kopf gestellt wurde.« Eine weitere Erklärung könnte sein, dass die Möglichkeit, sich gegen staatliche Maßnahmen zu wehren, in der DDR nicht so etabliert war wie in West-Deutschland. DDR-Bürger, die sich gegen Vorschriften und Gesetze auflehnten, mussten häufig mit Repressionen rechnen. Außerdem war die Kohle ein solch elementarer Teil der Energieversorgung der DDR, dass sie dadurch für die breite Bevölkerung sehr positiv besetzt war.

ZUR ERINNERUNG BLEIBT EIN STEIN IM NIRGENDWO

Zu jener Zeit fielen auch Nachbarländer von Rade-

weise wie Wolkenberg, Groß Buckow, Klein Buckow oder Stradow dem Tagebau zum Opfer. Zwar gab es damals so



Undine Janetzky musste 1985 ihr Dorf Radeweise verlassen, da es für den Tagebau Welzow-Süd abgerissen wurde.

gut wie keine Proteste gegen die Devastierung, dafür wird heute umso stärker an einige dieser verschwundenen Orte erinnert. Traditionell wurde in der Ortsmitte jedes Dorfes der Region ein Stein gesetzt. »Radeweise hatte auch so einen Stein. Aber wir können seine ehemalige Ortsmitte nicht mehr lokalisieren«, sagt Undine Janetzky. Dafür kennt sie den Weg zum »Buckschen Stein«, dessen Lage ehemalige Bewohner von Groß Buckow auf dem ausgekohnten, also wieder zugeschütteten, Tagebaugelände ausfindig machten und dort mit großer Hingabe eine Art Gedenkstätte errichteten.

Nach der Fahrt über eine schier endlose, menschenleere Straße bietet sich ein etwas unwirklicher Anblick: Mitten im Nirgendwo auf dem früheren Tagebaugelände steht dieser große Gedenkstein und dahinter einige Holzhütten. »Die ehemaligen Bewohner von Groß Buckow treffen sich dort, um sich wiederzusehen, zu erinnern und natürlich auch zu feiern. Ein ganzes Wochenende geht so ein Fest mit Kino, Veranstaltungen und Grillen«, berichtet Janetzky. Es zeigt auch: Sobald der Tagebau die Landschaft freigibt und weiterzieht, versuchen die Menschen, sich ein Stück ihrer verlorenen Heimat zurückzuholen. ►



TEIL IV: ENDE GELÄNDE FÜR UNSER KLIMA

Vom Buckschen Stein geht es weiter in Richtung des aktiven Teils des Tagebaus Welzow-Süd. Auf dem Weg zum Tagebau-Aussichtspunkt Welzow-Stadt liegen die Überreste des alten Dorfs Haidemühl. Die Siedlung musste der Kohle weichen, sodass die Bewohner zu Beginn der 2000er Jahre an einen neuen Ort – ebenfalls mit dem Namen Haidemühl – etwa 25 Kilometer nordöstlich des alten Dorfs umgesiedelt wurden. Vom alten Haidemühl sind heute nur noch die Ruinen eines Geisterdorfs übrig. Zugemüllte, überwucherte Wege, verlassene Häuser mit kaputten Dächern, eingeschlagene Fensterscheiben und bröckelnde Mauern zeichnen ein Bild von Zerstörung und Verfall. Gleichzeitig holt sich die Natur den Ort zurück – unzählige Bäume, Sträucher und Wildkräuter sprießen aus allen Ecken und Ritzen der verwahrlosten Gärten und leer stehenden Gebäude. Viele Fassaden sind mit spöttischen Graffiti-Sprüchen besprüht wie etwa »Naturpark Vattenfall« oder »Danke Schweden«. Bis zum Jahr 2016 war der schwedische Energiekonzern Vattenfall der Betreiber des Tagebaus Welzow-Süd sowie weiterer Kohlekraftwerke und Bergwerke in Brandenburg und Sachsen. Weil sich der neue Tagebaubetreiber LEAG mit dem Eigentümer der verlassenen Häuser bislang nicht einigen konnte, stehen die Überreste des alten Haidemühs noch. 2018 soll das Dorf dann jedoch endgültig vom Tagebau geschluckt werden.

Ein paar Kilometer weiter nördlich bietet der Tagebau-Aussichtspunkt Welzow-Stadt einen guten Blick in diesen Abgrund namens Welzow-Süd: Eine schwarze Ödnis, die sich bis zum Horizont erstreckt. Die riesige Kohlegrube mit den endlosen Wellen verwüsteter Erdhügel könnte auch das Schattenreich Mordor aus »Herr der Ringe« sein. Hauptabnehmer der täglich bis zu 90.000 Tonnen geförderten Braunkohle ist das nahe gelegene Kraftwerk Schwarze Pumpe. Im Mai 2016 wurden das Kraftwerk und der Tagebau von Aktivisten der Anti-Kohle-Kampagne Ende Gelände 48 Stunden lang blockiert, so dass das Kraftwerk auf 20 Prozent seiner Leistung gedrosselt werden musste. 3.500 Aktivisten besetzten Verladestationen, Bahngleise sowie Bagger und Förderbänder, um den Nachschub zu unterbrechen und die Verfeuerung der Kohle zu stoppen.

KOHLEAUSSTIEG IST HANDARBEIT

»Wir brauchen krasse Aktionen, die Öffentlichkeit herstellen. Es geht darum, dass wir unsere eigenen Körper in den Weg stellen und damit einen direkten Effekt erzielen. Denn in dem Moment, wo wir im Tagebau sind, muss der Betrieb eingestellt werden und es wird sofort CO₂ eingespart«, sagt Insa Vries, eine Sprecherin von Ende Gelände (EG). Die EG-Kampagne gründete sich aus Aktivisten der früheren Anti-Atom-Bewegung, aus Gegnern der Abholzung des

Hambacher Forsts sowie aus lokalen Anti-Kohle-Aktivisten, die die Themen Kohleausstieg und Klimagerechtigkeit auf eine bundesweite Ebene heben wollten. Ähnliche Aktionen wie in der Lausitz wurden in den zurückliegenden Jahren im Rheinischen Revier durchgeführt, als Tausende, mit weißen Staubanzügen bekleidete Aktivisten die vom Energiekonzern RWE betriebenen Tagebaue Hambach (im Jahr 2017) und Garzweiler (2015) blockierten und dabei sehr medienwirksam unter anderem einen 80 Meter hohen und 200 Meter langen Schaufelradbagger besetzten.



Die schwarzen Kohlehügel des Tagebaus Welzow-Süd erstrecken sich bis zum Horizont.

KLIMAGERECHTIGKEIT

Dieses politische Konzept geht davon aus, dass der Klimawandel eine Dimension der sozialen Gerechtigkeit erfordert. Die westlichen Industrieländer, die die Hauptverantwortung an der Erderwärmung tragen, sollen nach dem Verursacherprinzip auch dafür einstehen. Denn die Hauptlast der Folgen und Schäden tragen bislang Entwicklungs- und Schwellenländer, die am wenigsten zum Klimawandel beitragen und nicht über die finanziellen Mittel für nötige Schutzmaßnahmen und Anpassungskosten verfügen.

Die Aktionen des zivilen Ungehorsams wurden nicht nur von der Gewalt der Polizei begleitet, sondern auch von der Kritik konservativer Politiker und natürlich von RWE selbst, das hunderte Anzeigen wegen Haus- und Landfriedensbruchs stellte. Insa Vries sieht sich trotzdem bestätigt: »Ich bin immer wieder erstaunt, wie gut RWE es geschafft hat, diese monströsen Tagebaue im Rheinland fast geheim zu halten. Die Bilder, die wir mit unseren Aktionen kreieren, sind so gewaltig und ausdrucksstark, dass wir damit erst einmal vielen Leuten die Augen geöffnet haben, was die Existenz dieser Tagebaue betrifft.«



Insa Vries und die anderen EG-Aktivistinnen wollen raus aus der Kohle. Für sie ist der Kohleausstieg auch deswegen »Handarbeit«, weil sie kein Vertrauen in die internationale Klimapolitik haben. »Seit 23 Jahren laufen nun Klimaverhandlungen, die bis jetzt jedoch nichts gebracht haben. So gibt es zwar Verträge, die aber nicht rechtsverbindlich sind und an die sich niemand hält«, sagt Vries und legt damit den Finger in die Wunde. So wurde der Pariser Klimavertrag, auf den sich 195 Staaten im Jahr 2015 geeinigt hatten, weltweit bejubelt. Doch das darin erklärte Ziel, die klimaschädlichen Kohlendioxid (CO₂)-Emissionen zu senken und dadurch den globalen Temperaturanstieg auf möglichst 1,5 Grad im Vergleich zur vorindustriellen

Zeit zu begrenzen, ist heute immer noch in weiter Ferne.

DIE KOHLE IM BODEN LASSEN

Pünktlich zum Weltklimagipfel in Bonn 2017 präsentierte der Forscherverbund Global Carbon Projekt Ergebnisse, denen zufolge die globalen CO₂-Emissionen im Jahr 2017 nicht sinken, sondern sogar wieder steigen. Mit der Zunahme der Emissionen seien die Klimaziele von Paris nur noch schwer zu erreichen, sagte eine der Autorinnen des Forscherverbunds. Einen großen Anteil daran trägt die Braunkohle, da sie – verglichen mit anderen fossilen Energieträgern wie Erdöl, Erdgas oder Steinkohle – wenig Energie enthält, dafür aber die größte Menge an CO₂ freigesetzt. Pro Tonne verbrannter Braunkohle wird eine Tonne CO₂ freigesetzt, sodass in Deutschland alleine die Kohle mehr Emissionen als der gesamte Verkehr verursacht. Darüber hinaus

ZIVILER UNGEHORSAM

Der Begriff findet sich bereits im antiken Griechenland und ist bis heute so vieldeutig wie umkämpft. Jürgen Habermas definierte ihn theoretisch als moralisch begründeten, im Voraus angekündigten Protest, während Mahatma Gandhi und Martin Luther King ihn mit aktivistischem Leben füllten. Für Insa Vries von Ende Gelände ist es ganz einfach: »Die Bevölkerung möchte etwas, was die Politik aber nicht umsetzt. Weil das Unrecht so groß ist, darf man sich das Recht herausnehmen, das Gesetz zu überschreiten.«

entstehen bei der Verbrennung von Kohle weitere umwelt- und gesundheitsschädliche Schadstoffe wie Schwefeldioxide, Stickoxide, Feinstaub sowie Schwermetalle wie Arsen und Quecksilber. Anders gesagt: Die Kohle killt unser Klima.

Die Forderungen nach einem zügigen Kohleausstieg werden daher immer lauter. Um das 1,5-Grad-Ziel bis 2030 noch zu erreichen, müssten »zwischen 80 und 90 Prozent der weltweiten Kohlereserven im Boden bleiben«, so der »Emissions Gap Report« des UN-Umweltprogramms UNEP vom Oktober 2017. Während Großbritannien, Kanada, Frankreich und Italien sich mit anderen Ländern, Unternehmen und Nichtregierungsorganisationen zum Bündnis Global Alliance to Power Past Coal zusammengeschlossen haben, um einen zügigen Ausstieg aus der Kohleverstromung anzustreben, verhalten diese Stimmen im Land des Braunkohleweltmeisters ungehört. Mehr noch, die Parteispitzen von SPD und CDU/CSU verkennen die Realität in geradezu grotesker Weise und vertagen die Einhaltung der Klimaziele auf eine unbestimmte Zukunft. Ein Blick in den Koalitionsvertrag zeigt, dass die deutschen CO₂-Reduktionsziele für das Jahr 2020 aufgegeben werden, ohne einen konkreten Plan für das neue Ziel 2030 zu haben. Dies entlarvt die neue Regierung bereits jetzt als rückständige Kohle-Koalition.

Das Ziel lautete ursprünglich, die deutschen Treibhausgasemissionen bis zum Jahr 2020 um 40 Prozent im Vergleich zu 1990 zu verringern. Zu Beginn des Jahres 2018 waren lediglich 27 Prozent geschafft, also ein Drittel weniger. Um das neue Ziel von 55 Prozent bis 2030 erreichen zu können – also eine Verdopplung der bisherigen CO₂-Einsparungen – ist ein weitreichender Plan notwendig. Denn je weniger Zeit bleibt, desto härter und umfassender müssen die Maßnahmen werden und desto größer wird das Risiko, dass der Plan schiefliegt.

VERSORGUNGSSICHERHEIT TROTZ KOHLEAUSSTIEGS

Wie könnte dieser Plan nun aussehen? Natürlich spielen noch andere Faktoren eine Rolle: Die stärkere Förderung von Elektromobilität, das gleichzeitige Aus des Verbrennungsmotors, eine bessere Wärmedämmung von Gebäuden, der weitere Ausbau von Windkraft und Solaranlagen ►

sowie effizientere Speichertechnologien und sehr viel mehr Leitungen, die diesen Ökostrom auch durch das Land transportieren. Zudem könnte die Energieversorgung anders gestaltet werden, etwa als eine Stromversorgung im Sinne der Energiedemokratie von Genossenschaften, kleinen Gemeinschaften und vor allem direktdemokratischen Stadtwerken. Auf lange Sicht müssten wir deutlich weniger Energie verbrauchen und unsere Konsumgesellschaft in Frage stellen.

Am schnellsten aber lassen sich große Mengen an CO₂ durch das Abschalten von Kohlekraftwerken einsparen. Dazu müssten zuerst die ältesten Kraftwerke vom Netz gehen, da diese die größten Mengen an CO₂ in die Luft blasen. Doch ein solches Abschalten fürchten Politiker aus den Kohleregionen und Energiekonzerne gleichermaßen und behaupten daher unisono, die Kraftwerke müssten bis 2040, 2050 oder noch darüber hinaus am Laufen gehalten werden, damit in Deutschland nicht die Lichter ausgehen. Die Bevölkerung soll mit der Angst vor dem großen Blackout davon abgehalten werden, über einen möglichen Kohleausstieg überhaupt nur nachzudenken.

Die Analyse »Kohleausstieg, Stromimporte und -exporte sowie Versorgungssicherheit« der Denkfabrik Agora Energiewende aus dem November 2017 zeigt jedoch, dass es kurzfristig möglich wäre, die 20 ältesten Braunkohlekraftwerke vom Netz zu nehmen, ohne die Stromversorgung in Deutschland zu gefährden. Selbst bei Minustemperaturen und absoluter Windstille sei im Januar 2020 sowie im Januar 2023 – also nach Ende des Atomausstiegs – die Versorgungssicherheit gewährleistet, so die Analyse. »Mit dem Abschalten der Kohlekraftwerke würde sich Deutschland nicht von Stromimporten abhängig machen. Es müsste lediglich seine Stromexporte reduzieren«, sagt der Agora Energiewende-Direktor Patrick Graichen.

WENIGER STROMEXPORT, MEHR CO₂-STEUER

Was Politik und Wirtschaft gerne verschweigen: 2017 exportierte Deutschland zehn Prozent seiner gesamten Stromproduktion, vorwiegend in Nachbarländer wie Frankreich, die Niederlande und Österreich. Hauptursache für diesen Stromexport ist laut Agora Energiewende »die hohe Kohlestromproduktion in Deutschland, die trotz der deutlich gestiegenen Erneuerbare-Energien-Stromproduktion kaum zurückgeht«. Wie passt das zusammen – mehr Erneuerbare und trotzdem noch Kohle? Da die Hauptfixkosten im Bergbau entstehen, sind Kohlekraftwerke für Energieunternehmen nur rentabel, wenn sie auf Höchstleistung 365 Tage, 24 Stunden pro Tag an sieben Tagen der Woche durchlaufen. Durch diesen Dauerbetrieb wird überschüssiger Strom erzeugt, der dann ins Ausland exportiert wird.

Ein weiterer Lösungsvorschlag, der ebenfalls zu einem baldigen Kohleausstieg führen könnte, wäre eine CO₂-Steuer, wie sie etwa der Wirtschaftsprofessor Andreas Löschel von der Universität Münster vorschlägt. Wer klimaschädlich handelt, muss dafür zahlen – ob als Verbraucher oder Unternehmen. Wer Auto fährt statt mit dem Fahrrad und deswegen mehr CO₂ verursacht, muss zahlen und entscheidet

sich nächstes Mal vielleicht fürs Rad. Wer ein Kohlekraftwerk betreibt und mehr CO₂ in die Luft bläst, soll weniger damit verdienen, als ein Unternehmen, das auf erneuerbare Energien setzt.

Elementarer Bestandteil eines erfolgreichen Kohleausstiegs ist in jedem Fall ein Strukturwandel, der aktiv und vorausschauend für die Regionen geplant wird, in denen die Tagebaue und Kohlekraftwerke stehen. Das Lausitzer Revier gilt etwa als strukturschwache Region, in der es neben



den Kohlejobs wenig anderes gibt. Für die Arbeiter dieser Region, aber auch für die restlichen der bundesweit knapp 20.000 Arbeiter in der Braunkohlewirtschaft muss ein gerechter Übergang geschaffen werden. Entscheidend bei diesem Wandel sind vor allem seine ausreichende finanzielle Ausstattung sowie der Wille, sich frühzeitig darum zu kümmern.

VERLUST UND ZERSTÖRUNG

Wichtig ist vor allem, dass es einen Wandel in unseren Köpfen gibt. Denn die Kohle verursacht mehr Schäden als die etwas abstrakt erscheinenden CO₂-Emissionen, die unser Klima aufheizen. Die Zerstörungen von Umwelt und Natur durch die Braunkohleförderung sind vor Ort konkret erfahrbar. So muss für einen Tagebau der Grundwasserspiegel erheblich abgesenkt werden. Bei einem späteren Wiederaan-

stieg gelangen häufig umweltschädliche Abbaustoffe in die umliegenden Flüsse und schaden Tieren, Pflanzen und auch der Trinkwasserversorgung von Städten wie Berlin. Ganz offensichtlich vernichtet der Braunkohletagebau riesige Flächen an Wäldern, Wiesen und fruchtbarem Ackerland. Die ausgekohlten und wieder zugeschütteten Tagebaue sind vielerorts jahrzehntelang nicht zu gebrauchen, da unfruchtbare Gesteinsschichten an der Oberfläche liegen. Bewohnen lassen sich diese Schutthügel nicht, da es immer wieder zu

Erdrutschen kommt. Auch für die Landwirtschaft sind die Flächen meist unbrauchbar, da die Böden ohne die Wasser führenden Schichten in trockenen Jahren wüstenähnlich und in feuchten Jahren zu nass sind. Künstlich angelegte Baggerseen benötigen zunächst mehrere Jahrzehnte, bis die ehemaligen Kohlegruben vollgelaufen sind. In der Regel sind sie wegen der beim Braunkohle-Abbau freigesetzten Stoffe jedoch völlig übersäuert und damit für die meisten Lebewesen nicht bewohnbar.

Helmstedter Braunkohlerevier

Lausitzer Revier mit Bühlow

Mitteldeutsches Revier mit Pödelwitz

Rheinisches Braunkohlerevier

Dabei kommen wir als Bürger des »globalen Nordens«, also der westlichen Industrieländer, noch gut weg. Denn den Großteil der enormen Konsequenzen des Klimakillers Kohle trägt der »globale Süden«, also die Entwicklungs- und Schwellenländer: Dürrekatastrophen in Ostafrika, verheerende Stürme in Mittelamerika und Südostasien sowie Überschwemmungen und das Versinken ganzer Pazifikinseln infolge des ansteigenden Meeresspiegels. Es gibt eine Verbindung zwischen den Menschen in Pödelwitz, Breunsdorf oder Radewise, die ihre Heimat wegen der Kohle verloren haben, und Bewohnern pazifischer Inseln wie Fidschi, Tuvalu oder Kiribati, die ebenfalls umgesiedelt werden müssen, weil ihre Heimat im Meer versinkt. Laut des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR müssen jedes Jahr rund 25 Millionen Menschen vor den Folgen des Klimawandels fliehen. Das sind dreimal mehr Menschen, als es Vertriebene durch Krieg und politische Verfolgung gibt. Wir brauchen daher nicht nur einen überzeugenden Plan, wie wir die Klimaziele erreichen wollen. Wir müssen sie endlich auch angehen und so schnell wie möglich umsetzen. Andernfalls entziehen wir uns die eigene Lebensgrundlage und fühlen uns bald alle auf unserem eigenen Planeten fremd. •



Raimon Klein hat sich das letzte Mal fremd gefühlt, als er am Rand der Kohlegruben in Sachsen und Brandenburg stand. Die Mondlandschaften der Braunkohletagebaue stehen für eine zunehmende Entfremdung von Mensch und Natur. Lieber freut er sich auf eine Zukunft ohne Kohle, dafür aber mit den oft zitierten blühenden Landschaften.

ZUM WEITERLESEN UND -SCHAUEN

Elisabeth Kolbert: Vor uns die Sintflut – Depeschen von der Klimafront (2006)

Naomi Klein: Die Entscheidung – Kapitalismus vs. Klima (2016)

Stephan Lessenich: Neben uns die Sintflut – Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis (2016)

Oekom e. V. – Verein für ökologische Kommunikation: Kursbuch Kohleausstieg – Szenarien für den Strukturwandel (2017)

Basisgruppe ausgeCO2ht: Wurzeln im Treibsand – Reflexionen und Werkzeuge von und für die Klimagerechtigkeitsbewegung (2017)

Filmtipps:

Auf der Kippe (2015)

Brückenjahre (2014)

WELCHES FREMDE MAGAZIN LESE ICH IN DER ZWISCHENZEIT, BIS DIE NÄCHSTE KATER-DEMOS-AUSGABE KOMMT?

WAS MACHT FÜR DICH EIN GUTES MAGAZIN AUS?

- a) Fakten, Fakten, Fakten ◆
- b) Ganz viele Ponys! ■
- c) Tolle Ideen für den Garten ▲
- d) Visionäre politische Ideen (und Katzen) ●
- e) Tolle Medikamenten-Tipps gegen Fußpilz ▼

EINE DER GRÖSSTEN HERAUS- FORDERUNGEN UNSERER ZEIT IST:

- a) die kostenfreie Versorgung mit Rheumadecken ▼
- b) die Wärmedämmung meines Gartenhauses ▲
- c) Pferdefleisch-Lasagne ■
- d) die mangelnde Visionslosigkeit trotz der immensen globalen Herausforderungen ●
- e) Die Flüchtlinge! Diese Flüchtlinge! ◆

EINE RICHTIG GUTE REDAKTION BESTEHT FÜR DICH AUS:

- a) vier Hausfrauen, drei Bauern, sechs dänischen Kommoden und einer Teakholz-Einbauküche ▲
- b) auf jeden Fall niemand unter 70, die haben doch alle keine Lebenserfahrung ▼
- c) Wendy, Bianca, Vanessa, Tanja, Robin und Hannoveraner-Stute Penny ■
- d) lauter Leuten, die Werbetreibenden vorrangig offen gegenüberstehen ◆
- e) kritischen Geistern, Aktivisten und Journalisten sowie einer nicht-vorhandenen Redaktionskatze (zu viele Katzenhaarallergiker) ●

WENN ICH MIR GERADE DIE/DEN DEUTSCHE/N BUNDES- KANZLER/IN SELBER BACKEN KÖNNTE, WÄRE ES:

- a) Geschlecht egal, Hauptsache ein Shetlandpony! ■
- b) Eine Mischung aus Obama, Gregor Gysi und Jacinda Ardern, der neuen Premierministerin von Neuseeland. ●
- c) Horst Seehofer! Oder Markus Söder! Nein warte, Roland Koch! ◆
- d) Gibt's da nicht etwas von Ratiopharm? ▼
- e) Inka Bause und als Vizekanzler der charmante Schweinebauer Schorsch. ▲

IN DER NÄCHSTEN AUSGABE WILL ICH UNBEDINGT ETWAS LESEN ZU:

- a) einer zeitgemäßen Drogenpolitik, utopischen Ideen zur Infrastruktur von morgen oder dem Sozialstaat des 21. Jahrhunderts ●
- b) wie die konservative Revolution vom Dobrindt Wirklichkeit werden kann und: die neue Obergrenze im Alltagstest! ◆
- c) Wendy, Bianca, Vanessa, Tanja und Robin fahren hinaus aufs Land, Bianca und Robin kommen sich näher, Penny gefällt das ■
- d) die zehn besten Hausmittel gegen Alzheimer im Test, neun davon haben wir wieder vergessen ▼
- e) Fürs Gartenfest: Welche ausgestopften Tiere des Waldes passen am besten als Tischdeko zu meinem Blumenpavillon? ▲

Zähle deine Symbole zusammen: Das fremde Magazin, das sich dahinter verbirgt, wird dein neuer Printfreund! Bei Gleichstand musst du halt mehr Knete am Kiosk lassen.

DEIN NEUES MAGAZIN IST:

◆ DER FOCUS

Die kantige Brille und die graue, lange Lockenmähne vom ehemaligen Focus-Chefredakteur Helmut Marktwort, der nichts als »Fakten, Fakten, Fakten« verspricht, hat dir schon immer imponiert! Der Focus ist im Gegensatz zum SPIEGEL, der das Konkurrenzblatt aus dem Burda-Verlag mit den vielen Alltags- und Ratgeberthemen abschätzig als »Münchener Illustrierte« bezeichnet, schon schrecklich bürgerlich und eher die BILD unter den Nachrichtenmagazinen. Aber hey, du hast es so gewollt!

● KATER DEMOS

Hihi, ja, wir haben uns selber hier reingeschummelt! Aber du bist ja wiederum auch bei uns rausgekommen. Können wir irgendwie auch verstehen. Mensch, dann schmökere doch während der Durststrecke einfach in unseren alten Magazinen umher – die findest du im Online-Shop – male eine utopische Sci-Fi-Katze oder tanze die GroKo so, wie du sie dir schon immer vorgestellt hast. Oder tritt morgen in eine Partei nach Wahl ein und verändere die Welt. Sieben Haselnussschnäpse helfen dir ganz sicher dabei.

■ DIE WENDY

Alles, was du schon immer wolltest, war und ist ein Pony. Den Duft von frischem Heu und frisch ge-a-a-ten Pferdeäpfeln haben dich schließlich schon immer zur Ekstase gebracht. Darum gibt's nur ein Magazin, was dich wirklich glücklich macht. Also rein in die Reitstiefel und ab an den Kiosk: Die Wendy wartet auf dich! Hüa!

▲ DIE LANDLUST

Du, Ende 30, vegan, hältst zwei Hühner auf deinem drei Quadratmeter großen Balkon in Hamburg-Poppenbüttel, kochst gerne Marmeladen ein, vor allem: Kürbis- und Topinamburkonfitüre mit Chia-Samen. Außerdem fragst du dich, welche der sieben schönsten Gartenideen du aus zerbrochenen Flaschen, die du gestern Nacht aus der Glasmülltonne deines Nachbarn gefischt hast, als erstes basteln sollst? Dann bist du in der Landlust genau richtig. Aktuelles Thema ist übrigens »Narzissen«, du kleiner Narzisst!

▼ APOTHEKEN-UMSCHAU

Hallo Oma! Wie schön, dass du heute mal aus irgendwelchen Gründen Kater Demos liest, die hat wohl deine Enkeltochter aus Versehen neben deiner Hörzu liegen lassen... Aber eigentlich gibt es nur ein wahres Blättchen für dich: Die Apotheken-Umschau. Nicht nur wegen des Kreuzworträtsels, sondern auch, weil dir Rheuma politisch näher ist als Ruanda. Die »Rentner-Bravo« weiß bestimmt, welches Pharmaprodukt da am besten hilft! Wohlsein!



MEINE MAMA, MIKE KRÜGER UND EINE HÜFTHOHE MAUER

Die Mauer ist weg. Seit diesem Jahr sogar länger, als sie da war. Aber fiel sie auch in den Köpfen der Menschen aus »Ost und West«? Und wie fremd sind sich alte und neue Bundesländer heute noch?

TEXT HAJO MOEBIUS

ILLUSTRATION HEIDRUN KLEINGRIES

Wenn meine Mutter an die Wende zurückdenkt, wird ihr etwas klamm ums Herz: Große Veränderungen, große Unsicherheiten und die bangen Fragen: Was bringt die Zukunft für meine Kinder? Und: Tue ich das richtige? Wenn ich an die Wende denke, dann denke ich an Mike Krüger. Der in Ermangelung einer besseren Bezeichnung von der damaligen Presse »Blödelbarde« genannte Musiker lieferte den Soundtrack für die abenteuerliche Reise meines großen Bruders, meiner Mutter und mir über die deutschen Autobahnen, vom kulturell bedeutenden Weimar hinab an den piefig-katholischen Niederrhein.

Mike Krüger brachte 1980 sein Album »Der Nippel« auf den Markt und irgendwie ist eine Musikkassette davon in die DDR und schließlich in die Hände meiner Mutter gelangt. Denn während sie den Trabbi nachts durch das frisch wiedervereinigte Deutschland steuerte, leierte besagte Kassette mit Krügers Musik aus dem Autoradio. Damals, 1989, war ich vier Jahre alt und fand alles ganz spannend und lustig, während hinter dem Steuer und auf dem Beifahrersitz die letzten Reste meiner Familie etwas ungewiss und bang einem neuen Leben entgegensahen.

EINE KURZE GESCHICHTE DER DDR UND MIR

Kurzer Blick zurück: 1989 setzte sich in der DDR eine Bürgerbewegung durch, die forderte, das System des zweiten deutschen Staates zu demokratisieren: Mehr Bürgerrechte und weniger Linientreue standen auf dem Programm. Die anhaltenden Proteste der Montagsdemonstrationen in Leipzig und anderen Städten führten schließlich zu den ersten freien Wahlen in der DDR – und damit zu ihrem Zusammenbruch. Es bildete sich ein ostdeutsches Parlament, das in atemberaubender Geschwindigkeit die Vereinigung mit der BRD vorantrieb, bis schließlich am 3. Oktober 1990 die DDR der BRD beitrug.

Ich bekam die Tragweite dieses historischen Ereignisses nicht wirklich mit. Als im Oktober 1990 das Feuerwerk über Berlin erstrahlte und die Menschen Helmut Kohl auf irgendeinem Balkon zujubelten, sah ich das lediglich am Rande, im bunten Farbfernsehen in meinem neuen Zuhause »im Westen«. Obwohl ich meine neue Lebenssituation als Kind anscheinend problemlos angenommen hatte, setzte sich ein bestimmender Gedanke in meinem Kopf fest: Du ►

bist nicht von hier. Du kommst aus »dem Osten« und bist deshalb ein bisschen cooler als alle anderen hier am konservativen Niederrhein. Deshalb sagte ich mir schon als Kind, dass dieser Ort nicht meine Heimat sein würde. Doch fragte man mich heute, so würde ich mich auch nicht in Thüringen zu Hause fühlen. Wenn mich die Leute fragen, wo ich herkomme, sage ich meist: »Es ist kompliziert.« Aufgewachsen bin ich in Viersen, am Niederrhein, geboren in Thüringen. Manchmal hören die Leute dann nur den letzten Halbsatz und bezeichnen mich, freundschaftlich oder nicht, als Ossi. Aber diese Zuschreibung fühlt sich falsch an.

Mein Herz schlägt jedoch, wenn auch leise, für den Osten, denn ich habe immer so ein bisschen das Gefühl, dass Ostdeutschland geringer angesehen wird als der Rest Deutschlands. Und da bin ich nicht ganz alleine: Zuletzt kritisierte Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) und als Bürgerrechtler ein Veteran der Wende, die Vorherrschaft der Westdeutschen in den politischen und wirtschaftlichen Eliten. Er sprach im November 2017 in einem Interview mit der Berliner Zeitung von »kultureller Hegemonie« und davon, dass »Übersetzer kultureller Differenzen« fehlen. Krügers Äußerungen fanden viel Beachtung, nicht zuletzt wegen der im Sommer 2017 veröffentlichten Studie über Rechtsextremismus in Ostdeutschland. Diese Studie erregte Aufmerksamkeit, weil sie einerseits konstatierte, dass in Ostdeutschland rechtsextreme Einstellungen

weit verbreitet sind, andererseits wurde sie beispielsweise von Seiten der sächsischen CDU kritisiert, da sie Vorurteile bestätigen würde und man außerdem handwerklich schlampig gearbeitet habe. Ist, wie Willy Brand 1989 sprach, doch nicht zusammengewachsen, »was zusammen gehört«?

DER POLYLUX-GRABEN

Deutlich zeigt sich die deutsche Teilung noch immer in verschiedenen Zahlen, in Wahlergebnissen sowie bei politischen und sozialen Eliten. Zum Beispiel die Abwanderung: Wie auch meine Mutter zog es seit 1990 vor allem junge, gebildete Frauen aus den neuen in die alten Bundesländer. In den letzten Jahren flachte dieser Trend allerdings etwas ab: 1991 zogen über 90.000 Frauen und rund 71.000 Männer in den Westen, im Jahr 2014 aber insgesamt nur noch 3.300 Menschen, dabei mehr Männer als Frauen. Diese Zahlen stammen vom Institut der Deutschen Wirtschaft in Köln und ignorieren die Migration der Berliner innerhalb der einst geteilten Stadt.

Die eigentlich überwundene Teilung zeigt sich auch anders: Stellt euch vor, auf einem Projektor (oder wie man in der DDR sagte: Polylux) liegt eine Karte von Deutschland, weiß, die Grenzen nach außen und die der Bundesländer sind schwarz. Jetzt legt ihr verschiedene, farbige Folien darüber – beispielsweise für das Bruttoinlandsprodukt. Das betrug nach Zahlen des Bundeswirtschaftsministeriums im Jahr 2015 in allen westdeutschen Bundesländern insgesamt pro Kopf 39.270 Euro, in allen ostdeutschen Bundesländern 28.453 Euro. Also knapp 11.000 Euro weniger im Osten als im Westen, ein Unterschied, der sich seit einigen Jahren konstant hält. Auf der Folie ist gut zu sehen, wie sich die östlichen von den westlichen Bundesländern farblich unterscheiden.

Eine andere Folie: Diesmal geht es um die Organisationsstruktur in den 30 deutschen DAX-Unternehmen. Die haben zusammen 201 Vorstandsmitglieder, nur vier kommen laut Recherchen des ARD-Magazins Monitor aus Ostdeutschland. Das betrifft aber nicht nur die Wirtschaft: Von den 89 staatlichen Universitäten in Deutschland liegen 15 in den neuen Bundesländern und kein einziger ihrer Präsidenten und Rektoren wuchs in der ehemaligen DDR auf. Auch hier sieht man die Grenzen der Vor- und Nachwenderepublik deutlich.

Ein letztes Beispiel: Die Wahlbeteiligung. Die Bundestagswahl 2017 verzeichnete eine Wahlbeteiligung von insgesamt 76,2 Prozent, auch hier war die Beteiligung aber im Westen leicht höher als im Osten: 76,8 gegen 73,2 Prozent, laut Zahlen des Bundeswahlleiters. Wichtiger ist das Ergebnis: Ostdeutschland hat überwiegend entweder Die Linke oder die Alternative für Deutschland (AfD) gewählt, beides Parteien am Rande des politischen Spektrums. Wieder färbt sich die Karte entsprechend der Grenzen von 1989 ein.

Die Folien auf dem Polylux-Projektor machen ganz deutlich: Es gibt einen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Unterschied zwischen Ost und West. Dieser Unterschied wird von vielen, unter anderem bpb-Präsident Thomas Krüger sowie der Beauftragten der Bundesregierung

**WENN IM FERNSEHEN
EIN HINTERWÄLD-
LERISCHER DEUTSCHER
DARGESTELLT WERDEN
SOLL, HAT ER MEIST
EINEN SÄCHSISCHEN
DIALEKT.**

für die neuen Bundesländer, Iris Gleicke, für die zunehmende Ablehnung der Bundesrepublik in Teilen Ostdeutschlands verantwortlich gemacht. Beispielhaft wird dies durch die Proteste gegen den Besuch eines Flüchtlingsheims durch Kanzlerin Angela Merkel im August 2015. Da schallten ihr Rufe wie »Volksverräter« und natürlich »Lügenpresse« entgegen. Diese Proteste setzten sich übrigens im Wahlkampf 2017 fort, in denen Merkel bei Auftritten in Ostdeutschland bisweilen massiv gestört wurde. Teilweise wurden diese von rechten Gruppierungen und der AfD organisiert. Im Bus zum Anti-Merkel-Protest, sozusagen.

DIE STIMMEN VON FREUNDEN

Genau wie ich sahen auch viele meiner Freunde diese Proteste mit etwas Abscheu im Fernsehen. Da einige von ihnen in Ostdeutschland geboren sind, aber im Gegensatz zu mir auch dort aufwuchsen, haben sie nochmal einen anderen Blick auf die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den beiden ehemaligen Staaten.

Robert, Anna, Christian, Freddy und Annika sind in verschiedenen der »neuen« Bundesländer aufgewachsen und studierten entweder in einer westdeutschen Stadt oder wanderten für ihren Beruf aus ihrer ostdeutschen Heimat ab. Manche auch beides. Sie alle verbindet kurioserweise, dass sie sich mindestens einen Witz über ihre Herkunft anhören mussten. Umgekehrt, fällt mir da immer auf, gibt es kaum Witze über Westdeutsche und ich kenne niemanden, der ernsthaft versucht, einen solchen Witz zu reißen.

Gleichzeitig unterstreicht das aber eine ganz menschliche Eigenschaft, wie Anna (29), findet: Klischees und ihre Witze darüber finden sich oft dort, wo man keine Berührung mit dem Anderen, dem Fremden hat. Nicht anders verhält es sich ja mit der Toleranz anderer Kulturen oder Traditionen: »Gerade dort, wo die Menschen wenig Berührung mit Migranten haben, sind die Vorurteile am größten. Nähe schafft nun mal Toleranz«, sagt Anna.

Obwohl meine Freunde in ihrem Umkreis wenig mit ihrer Herkunft konfrontiert werden, kommt es bisweilen zu komischen Anekdoten: So werden Freddy (28) und Annika (29), unabhängig voneinander, manchmal gefragt, ob sie Russisch sprechen könnten, obwohl beide zum Mauerfall noch nicht einmal im Kindergarten waren. In den Augen eines Kollegen von Anna hat sie, obwohl zu Wendezeiten erst anderthalb Jahre alt, genug Potential, um als Zeitzeugin vor einer Schulklasse aufzutreten.

Fast alle, inklusive mir, bekommen oft zu hören, dass man uns die Herkunft aus den neuen Bundesländern nicht anhöre. Vielen Fragenden scheint nicht bewusst zu sein, dass nicht jeder aus dem »Osten« Sächsisch spricht. Grob unterscheidet man in ostniederdeutsche und ostmitteldeutsche Dialekte, die sich nochmal untergliedern und an den Rändern natürlich teilweise in andere Dialektgruppen übergehen. Aber wenn im Fernsehen ein hinterwäldlerischer Deutscher dargestellt werden soll, hat er meist trotzdem einen sächsischen Dialekt – was wohl Grund der Erwartung ist, dass alle Menschen aus dem Osten mit sächsischer Färbung

sprechen müssen. Ich wage zu behaupten: Gegenüber einem Hochdeutsch sprechenden Saarländer, Hessen oder Friesen wird niemand anerkennend bemerken, dass man ihm seine Herkunft nicht anhört. Deren Dialekt wird einfach akzeptiert.

Robert (34), der in Berlin bei einer Gewerkschaft arbeitet, erlebte die Wendezeit etwas aktiver mit. »Mich hat damals der Konsumrausch vieler meiner Mitmenschen irritiert«, erinnert sich Robert. »Wovon wollten all diese Menschen flüchten?« Dass diese neue Konsumwelt, in der immer alle Regale voll waren, in der man sich in einen unglaublichen Überfluss werfen konnte, für viele eine heißersehnte Abwechslung war, etwas, von dem sie bisher nur gehört hatten, konnte ihm als Kind nicht klar sein.

Auch Annika, die in Hamburg mit Geflüchteten arbeitet, nimmt diese Unterschiede im Konsum und in materiellen Dingen war. Besonders der Umgang mit Marken sei anders: Wo sie eher dazu neigt, die allgemeinen Begriffe zu nutzen (wie Kakao, Taschentuch, Küchenrolle), greifen viele in Westdeutschland aufgewachsene Altersgenossen auf Markennamen zurück und sprechen von Kaba, Tempo oder Zewa. Auch mich irritiert dieses Verhalten bisweilen. Zudem meint Annika: »Die Menschen in Ostdeutschland sind tendenziell hilfsbereiter, auch ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Aber das ist nur mein Eindruck, das kommt immer ganz auf das eigene Umfeld an.« Unabhängig von Annika hat Robert mir gegenüber einen ähnlichen Gedanken geäußert.

Christian (28), Lehrer in Berlin, hat in Ostdeutschland studiert und war nur mal zum Urlaub in westdeutschen Bundesländern. Für ihn spielt seine Herkunft keine herausragende Rolle, im Gegenteil: Er erlebte manchmal Menschen, die sich auf ihre Herkunft aus Ostdeutschland etwas einbilden. Was genau dieser – für ihn – stumpfe Lokalpatriotismus soll, ist Christian nicht klar. Für ihn sind die Unterschiede im Osten und Westen eher geprägt durch die alte Konfliktlinie zwischen Stadt und Land.

Anna, die in einem Institut in München arbeitet, engagierte sich schon als Jugendliche gegen Nazis und Faschismus. Auch für Robert waren Nazis ein leider fast alltägliches Thema. Und Freddy muss sich immer wieder fragen lassen, warum in ihrer Geburtsstadt Dresden Pegida und die AfD so einen Erfolg haben, wenn sie in München ihre Herkunft thematisiert. Offensichtlich gibt es dort, was das Thema Rechtsextremismus angeht, eine sehr unterschiedliche Wahrnehmung: Anna erzählt, dass ihr gegenüber Menschen aus Westdeutschland immer wieder behaupten, noch nie einen Nazi gesehen zu haben. »Aber die meisten gehen wohl einfach davon aus, dass jemand gar kein Rassist, Antisemit und/oder Frauenhasser sein kann, so lange er nur »normal« aussieht und konservative Parteien wie die CDU/CSU wählt«, seufzt sie.

KEINE ETIKETTEN, FÜR NIEMAND!

Insgesamt spielen die Unterschiede zwischen Ost und West kaum eine Rolle, bei meinen in den neuen Bundesländern ►

aufgewachsenen Freunden. Allerdings wurden sie allesamt mit ihrer Herkunft konfrontiert, die Tatsache, dass sie aus »dem Osten« kommen, ist bei vielen Begegnungen wohl erwähnenswert. Meine Freunde stören sich nicht daran, aber vielleicht gewöhnten sie sich ja einfach nur an diese Bemerkungen.

Auffallend an den Aussagen meiner Freunde ist außerdem, dass sie das Etikett »Ostdeutsche« für sich ablehnen. Wenn überhaupt, dann sind sie Thüringer, Dresdner, kommen aus Potsdam oder Berlin. Wen wundert's, in Westdeutschland ist das nicht anders. Auch ein Bayer legt Wert auf seine Herkunft: Bayern sind weder Franken, noch Schwaben, und für manche ist sogar der Unterschied zwischen Ober- und Niederbayern entscheidend. Überall in Deutschland legen die Menschen Wert darauf zu betonen, dass ihre Region nicht mit einer anderen verwechselt werden sollte. Trotzdem hat man den Eindruck, die Gegend zwischen Rügen und dem Thüringer Wald werde viel öfter unter einem unzulänglichen Begriff zusammengefasst, als das Land zwischen Sylt und Berchtesgaden.

In den fünf »neuen« Bundesländern gibt es nicht nur soziale, sondern auch politische und ökonomische Unterschiede in den Regionen, es sind unterschiedliche politische Gebilde. Denn wie Iris Gleicke, die bereits erwähnte Ostbeauftragte der Bundesregierung, in ihrem Jahresbericht für 2016 feststellt, hinkt der Osten dem Westen ökonomisch hinterher – das machten ja auch die Folien auf dem Polylyx deutlich. Die Angleichung der Lebensverhältnisse, also beispielsweise von Löhnen oder die Anzahl der Arbeitsplätze, sei ins Stocken geraten, stellt Gleicke fest. Auch die Strukturchwäche sei als flächendeckend anzusehen.

»INTEGRIERT DOCH ERST MAL UNS!«

Aber damit steht Ostdeutschland nicht unbedingt allein. Der Strukturwandel betrifft schließlich seit Jahren ebenfalls das Ruhrgebiet, die Eifel oder den Nordosten Deutschlands – laut Zahlen aus dem Jahr 2013 des Kölner Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung sind die ostdeutschen Gebiete aber die schwächsten. Das heißt, sie sind geprägt von geringer Wirtschaftskraft, stagnierender Bevölkerungsentwicklung und einer schwachen Anbindung an das Verkehrsnetz.

Grund dafür ist die Nachwendezeit: Damals wurden viele staatliche Betriebe in private Hände gegeben, konnten mit der wirtschaftlichen Kraft der West-Unternehmen aber kaum mithalten. Die Folge: Hohe Arbeitslosigkeit, die bereits erwähnten Abwanderungen und damit kaum Anreize, in diese Regionen zu investieren. Das führte in vielen Biografien zu einem Bruch und – viel zu oft – zu Langzeitarbeitslosigkeit. Mit dem Gefühl, nach der Wende einfach »hängen gelassen« worden zu sein, kämpfen viele Menschen in Ostdeutschland heute noch. Dieses Gefühl ist einer der Gründe, warum gerade im Osten Skepsis gegenüber der Bundesrepublik und den vermeintlichen Segnungen der Marktwirtschaft herrscht.

Das ist zumindest die Erfahrung der sächsischen Integrationsministerin Petra Köpping. In einem Portrait in der Wochenzeitung Die Zeit berichtet sie über ihre Erfahrungen im Amt. Ihr Eindruck sei, dass viele Menschen, vor allem Männer, sehr frustriert seien über die fehlende Anerkennung ihrer Lebensleistung. Daher fordern diese Menschen: »Integriert doch erstmal uns«, bevor man sich um die Integration der Flüchtlinge kümmern möge.

Vielleicht ein kleiner historischer Ausflug, um das Ausmaß der Enttäuschung und den Wunsch nach Integration zu verdeutlichen: Die DDR war bis zum Ende der Regierungszeit von Walter Ulbricht ein nach stalinistischem Vorbild aufgebauter Staat, der seine Bürger kontrollieren wollte. Erst ab 1976 und dem Beginn der Ära von Erich Honecker genossen die Bürger in der DDR langsam etwas mehr Freiheiten, es durfte sanfte Kritik geäußert werden und es kam nicht zuletzt zu einer Annäherung mit der Bundesrepublik. Für die meisten Menschen gehörten staatliche Institutionen, inklusive der staatlich auferlegten Propaganda zum Alltag – seien es die Pionierorganisationen und die Freie Deutsche Jugend, der fast alle Kinder und Jugendlichen beitreten sollten, oder der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund und betriebliche Freizeitorganisationen.

**MIT DEM GEFÜHL,
NACH DER WENDE
EINFACH »HÄNGEN
GELASSEN« WORDEN
ZU SEIN, KÄMPFEN
VIELE MENSCHEN IN
OSTDEUTSCHLAND
IMMER NOCH.**

Für Bürger der DDR, die in diese Institutionen stärker eingebunden waren, brach mit der Wiedervereinigung vielfach von heute auf morgen die Orientierung weg. Kaum einer wusste wirklich, wie das neue politische und wirtschaftliche System funktionierte, wie man sich in einem System verhalten sollte, das laut staatlicher Propaganda »der Klassenfeind« war. Trotzdem gab es nach der Wende keinerlei integrative Bestrebungen seitens der jetzt einigen Bundesrepublik: Es wurde das westdeutsche System, so gut es ging, einfach übergestülpt.

Funktionierende Elemente aus dem System der DDR, was beispielsweise Kinderbetreuung, medizinische Versorgung oder das Bildungssystem anging, blieben allenfalls als Skelett bestehen. Von einem umsorgenden Staat, in dem es offiziell keine Arbeitslosigkeit gab, niemand auf der Straße leben musste und Lehrlinge stets einen Ausbildungsplatz fanden, rutschten die Bürger plötzlich in ein System, in dem Konkurrenz und Marktwirtschaft herrschte. Zudem hat die DDR, so der Eindruck, alles falsch gemacht und nichts, was es damals gab, war erhaltenswert. Diese Botschaft ist bei vielen Menschen, mit denen Petra Köpping diskutiert hat, äußerst präsent und erklärt die Forderung dieser Menschen nach Integration. Und solange diese das Gefühl haben, nicht gehört zu werden, wählen sie aus Protest Die Linke oder die AfD.

THE KIDS WILL BE ALRIGHT

Fraglos: In der Nachwendezeit wurden viele Fehler gemacht, welche die Unterschiede zwischen Ost und West damals verstärkten und bis heute nachwirken. Die Beseitigung dieser Unterschiede ist eine Aufgabe von Politik und Wirtschaft. Aber dafür muss zunächst die oft bemühte »Mauer in den Köpfen« weg, die nach der Erfahrung meiner Freunde und mir zumindest noch knapp hüfthoch steht. Denn in Bezug auf den Westen und Osten gibt es in beiden Richtungen noch Vorurteile, die neuen und alten Bundesländer stehen sich nicht auf Augenhöhe gegenüber. Der Graben zwischen den verschiedenen Systemen und Ideologien ist zum Glück zugeschüttet, die Erde aber noch frisch.

Viel ist zu tun, was die Angleichung der Lebensumstände angeht. Viel ist aber schon erreicht: Leipzig und Greifswald gelten als beliebte Universitätsstädte, in den ostdeutschen Ballungsräumen siedeln sich mehr und mehr moderne Industrien an, der Tourismus lockt Besucher nach Weimar, Dresden und Rügen. Wie selbstverständlich leben die meisten Menschen heute in einem vereinten Deutschland, ziehen zur Arbeit, zum Studium oder um eine Familie zu gründen zwischen Bundesländern und Himmelsrichtungen hin und her – etwas, was noch vor knapp 29 Jahren völlig undenkbar war.

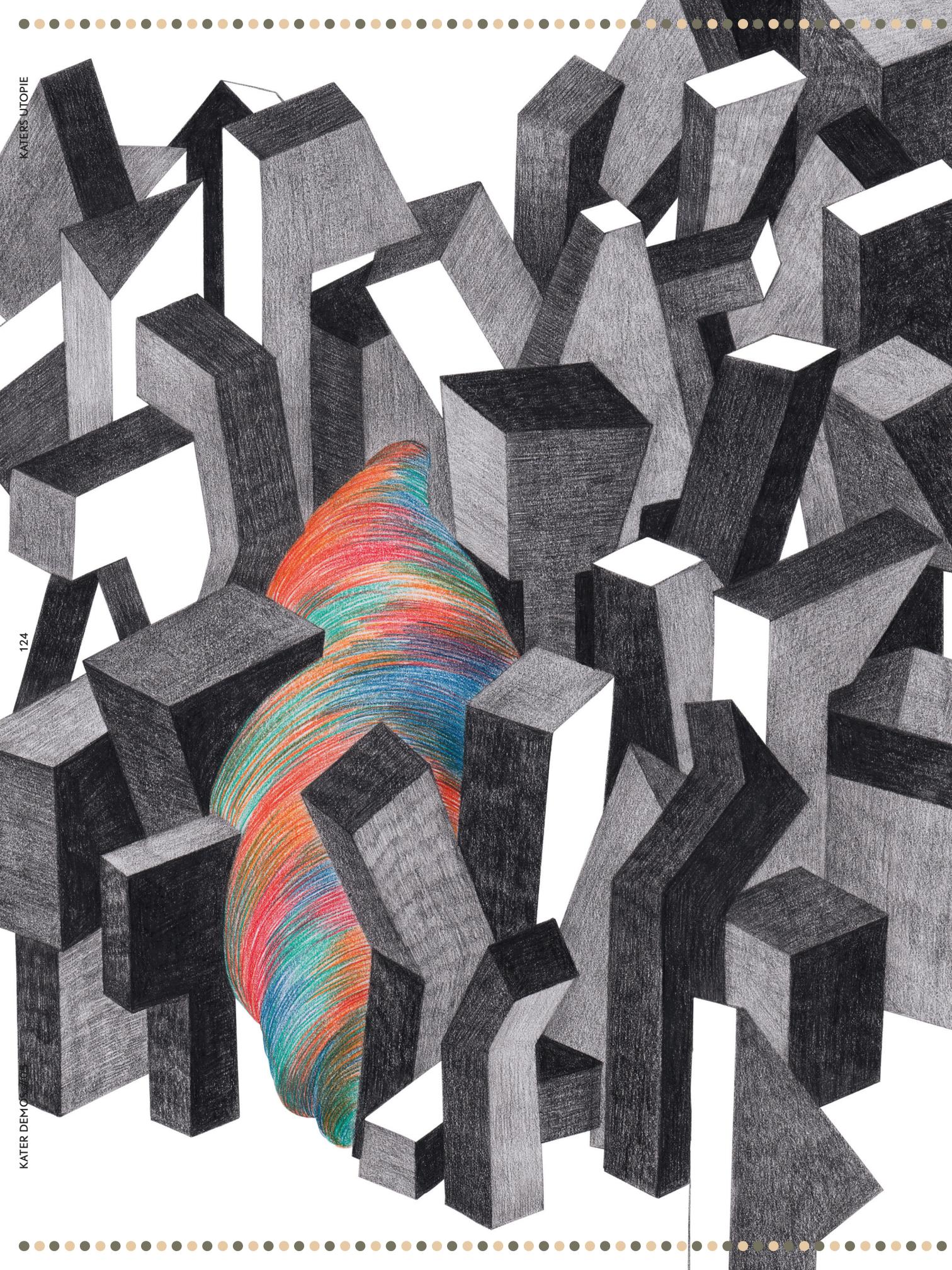
Die Hoffnung meiner Freunde und mir liegt dabei aber nicht in der Politik. Sie liegt in den Kindern – genauer in den Nachwendegenerationen. Anna, Christian, Freddy, Robert und Annika erwarten, dass diese jungen Menschen nicht mehr in Ost und West denken werden. Für sie ist die deut-

sche Teilung nur noch ein Thema im Geschichtsunterricht. Deutschland besteht für sie aus 16 Bundesländern, ein paar davon wirtschaftlich stärker als andere.

Ich sehe das an meinem kleinen Bruder. Der wurde letztes Jahr 18 Jahre alt. Für ihn spielt der Eiserner Vorhang so gut wie keine Rolle mehr. Ich glaube, dass die unterschiedlichen »Deutschlands« für ihn weder sehr dunkel, noch sehr hell sind. Er und viele andere seiner Generation wuchsen mit einem geeinten Deutschland auf. Die Unterschiede, die es zwischen den einzelnen Bundesländern gibt, sind für ihn auch nicht viel anders als der zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen – oder eben der zwischen Viersen und Leipzig. So entzieht eine neue Generation von Gesamtdeutschen der »Mauer in den Köpfen« ihr Fundament. Und in einer Welt, in der gerade mehr physische Mauern und Zäune gebaut werden, macht dies Hoffnung. •



HaJo Möbius heißt eigentlich Johannes Hahn und wenn er nicht gerade schreibt oder liest, spielt er Videospiele. Nach seinem Studium der Politik und Medien unterstützt Johannes die Crew von Kater Demos schon zum dritten Mal. Nebenbei arbeitet er als Redakteur, Autor und Podcaster. Johannes hat seine Mama sehr lieb, weil er dank ihr als Kind mit Wörtern wie Broiler und Brädel verblüffen konnte. Richtig fremd fühlt er sich immer wieder, wenn Leute ihn fragen, wo er herkommt.



KATERS UTOPIE

DU BIST HIER NICHT ZU GAST, DU BIST DOCH HIER ZUHAUS

Das Fremde ist die Abwesenheit von Zuhause. Doch wo fühlt man sich zuhaus? Im eigenen Körper? Als Ossi im Westen? Oder als Geflüchteter in Deutschland? Und was passiert, wenn wir aufhören, uns über Nation, Geschlecht und Hautfarbe zu definieren? Es wird Zeit, dass wir lernen, uns überall zuhause zu fühlen.

TEXT CHOLEDA JASDANY

ILLUSTRATION MARIKA HAUSTEIN

Eine uns ungewisse Zukunft steht noch bevor. Eine neue Art Mensch soll entstehen. Eine uns noch fremde Art Mensch, die unsterblich sein und unermessliche geistige sowie körperliche Leistungsfähigkeiten besitzen soll. So jedenfalls besagt es Yuval Noah Hararis These über die Geburt des Homo Deus (*Widerstand ist zwecklos* → S. 22). Ob das eine Zukunft ist, die wir uns wünschen, sei hier mal in Frage gestellt. Doch nicht so schnell, denn das kann laut Sascha Lobo nur passieren, wenn uns die Digitalisierung immer näherkommt und letztendlich körperlich werde. Die Zukunft mag uns noch fremd sein – wohin sie uns bringt, versuchen uns seit eh und je Science-Fiction-Geschichten näherzubringen. Indem wir die jetzt zu sehenden Vorzeichen eines optimierten Menschen wahrnehmen, können

wir zukünftige dystopische Verhältnisse verhindern. Und zwar mit einer gesunden Distanz zu unseren elektronischen Geräten. Privatsphäre sollte uns wesentlich wichtiger sein als Bequemlichkeit. Es wird aber auch Zeit zu lernen, märchenhaft klingende utopische Ideen in die Realität umzusetzen. Zum Beispiel die eines Weltbürgers. Die Weltbürger verstehen sich nicht mehr als deutsch, ecuadorianisch oder chinesisch, sondern als Teil einer Weltgemeinschaft, die sich überall zuhause fühlt. Eine Gemeinschaft aus Weltbürgern wäre vielleicht ein Weg, um ethnozentristisches Denken und Rassismus zu überwinden. Das mag nach Märchen klingen, aber mit der Entwicklung innerhalb der Grenzen der Europäischen Union ist schon ein guter Schritt in diese Richtung getan. ►

WO WIR UNS BEFINDEN UND WOHIN WIR GEHEN

Dabei ist die Idee Europa gewachsen, damit viele unterschiedliche Identitäten sich in einer Gemeinschaft zusammenschließen können, also eine Art Inklusion. Auch wenn es in Europa sehr viele verschiedene Bevölkerungsgruppen gibt und nicht immer Einigkeit darüber herrscht, wie dieses gemeinsame Europa aussehen soll, so gibt es immerhin Grundwerte, auf die man sich einigen kann. Nach der »Eurobarometer«-Umfrage, die im Jahre 2010 von der Europäischen Kommission durchgeführt wurde, waren das zu 38 Prozent »Menschenrechte« und »Demokratie« sowie zu 35 Prozent »Frieden«. Wobei Werte wie »Respekt gegenüber anderen Kulturen« von nur 18 und »Toleranz« von wenigen 11 Prozent genannt wurden. So divers Europa und so unterschiedlich die urbane von der ruralen Bevölkerung sein mag, begreift Ulrike Guérot Europa dennoch in einer Art Nationenwerdung und ruft die Europäische Republik aus (*Ey, lass mal sprimgen!* → S. 6). Beginnt hier vielleicht ein erster Schritt Richtung Weltgemeinschaft?

Eine ganz reale Geschichte aus dem Hier und Jetzt erzählt uns Pödelwitz (*Fremd im eigenen Dorf* → S. 104). Dass man nämlich in ein und demselben Dorf leben und sich dort von heute auf morgen fremd fühlen kann. In der Lausitz werden ganze Dörfer vom Tagebau ausgehöhlt. Die wenigen Menschen, die sich weigern, ihre Heimat zu verlassen, finden sich in einem menschenleeren fremden Ort wieder, ohne sich bewegt zu haben. Statt einzuknicken und das Dorf zu verlassen, ließen sie sich nicht spalten. Sie gründeten eine Bürgerinitiative und kämpfen heute für noch mehr als ihr eigenes Dorf: Für einen Strukturwandel in den Kohleregionen, für einen Kohleausstieg, mit anderen Worten für einen Planeten, wo man sich auch in Zukunft zuhause fühlen kann.

Wie fremd ein Ort erscheinen mag, haben wir am Beispiel Kosovo 2.0 (*Auf neuen Mauern tanzen* → S. 58), dem Indie-Magazin von Besa Luci, gesehen. Sie macht uns deutlich, wie sehr Nachrichten und Zeitungstitel unser Bild vom jungen Land Kosovo prägen. Nicht selten wird dann von politischer Instabilität, ethnischen Konflikten und korrupten Politikern gesprochen. Dass viele Kosovaren sich nicht bloß national definieren, sondern auch als Mann, Frau, schwul oder hetero, gibt ihrer Identität mehr Komplexität, die wir oft nicht sehen, wenn wir sie schon zu kennen glauben. Wie hinter jeder Identität steckt auch hier eine Vielschichtigkeit, von der Luci mit Kosovo 2.0 erzählen möchte – und zwar auf Albanisch, Serbisch und Englisch. Damit wird sie nicht nur zu einer wichtigen Stimme gegen die Exotisierung des Kosovos, sondern involviert ebenso junge Menschen in dieser Region.

MIT WEM WIR ES ZU TUN HABEN

Wer wen als fremd begreift, hängt genauso vom Ort wie von kulturellen Verhältnissen ab. Wer sich in Japan in einer U-Bahn die Nase schnäuzt, erntet dort eventuell böse Blicke, während einem Japaner in einer deutschen U-Bahn, dem die Nase läuft und der sich nicht schnäuzt, wahrscheinlich das gleiche widerfahren wird. Fremdheit kann sehr körperlich sein wie beim Fat und Body Hair Shaming, also das Bloßstellen von beispielsweise dicken und haarigen Körpern in sozialen Medien. Das soll Menschen vorschreiben, wie ihre Körper auszusehen haben. Die Tatsache, dass es auch trans*idente Menschen gibt (*Wann ist ein Mann ein Mann?* → S. 38), hat das Potential, diese Norm zu sprengen. Und das ist auch gut so. Wir brauchen keine Regeln, die uns zeigen, in welcher Art von Körper wir uns zuhause fühlen. Trans*-Frauen und -Männer nehmen sich die Freiheit heraus, selbst zu entscheiden, was und wer sie sein möchten.

Ein politischer Fortschritt für geschlechtliche Selbstbestimmung würde außerdem auch für weniger bürokratische Hürden und Kosten bei Krankenkassen und Gerichten sorgen. Wir müssen uns dafür einsetzen, genauso wie für gleichgeschlechtliche Ehen. Passend dazu setzt sich unser Roter Faden: Annika Mechelhoffs Fotoserie »glitch_identities« von 2017 mit typischen und untypischen Körperbildern auseinander (*glitch identities* → S. 32). Wir brauchen solange mehr Frauen, Männer, Trans*-Frauen und -Männer, die mit dem brechen, was die Norm einer Geschlechtsidentität vorschreiben will, bis die Realität in ihrer bunten Diversität Mechelhoffs Kunstprojekt einholt.

Wir lesen persönliche Geschichten darüber, wie man sich fremd fühlen kann – als Ostdeutscher, der 1990 das erste Mal in den Westen kommt (*Meine Mama, Mike Krüger und eine hüfthohe Mauer* → S. 116) und dort versucht, Fuß zu fassen.

Als schwuler Jugendlicher (*Same Love* → S. 82) in einer heterosexuellen Umgebung, die das Coming-Out durch ihre aggressive Ablehnung zum Alptraum macht.

Als hellhäutiger, rothaariger Mann, der in der syrischen Heimat als Fremder behandelt wird (*Der syrische Kommunist* → S. 68) und in Deutschland äußerlich überhaupt nicht auffällt, sich aber trotzdem noch fremd fühlt. Wir sehen: Fremdheit hat immer ein Gegenüber, das mit dem Finger zeigt und in die Ecke stellt.

WAS UNS BEGEGNET

Wer mit dem Finger auf Geflüchtete zeigt und sich durch sie bedroht fühlt, mag seine eigene Welt aus den Angeln gehoben sehen. Ob aus dem Gefühl heraus, dass die eigene Stellung in der Gesellschaft bedroht sei oder über die Befriedigung darüber, dass es anderen ja noch schlechter als einem selbst geht. Denn Ressentiments sagen immer mehr über die Person aus, die sie pflegt, als über die Personen, gegen die sie sich richten. Rassismus entsteht, wenn eine Gesellschaft nicht mehr fähig ist, ihre Mitglieder zusammenzuhalten.

Wenn die Spaltung schon längst vollzogen ist. Richtig, wenn man sich zuhause plötzlich fremd fühlt. Dagegen hilft nur, als Gesellschaft wirtschaftlich und politisch wieder zusammenzuwachsen.

Vielleicht ließen sich Spaltungen kitten, wenn zwischen uns eine Verwandtschaft nachgewiesen werden könnte. A. J. Jacobs' (*My Big Fat One Family* → S. 100) Ziel einer heilen funktionalen Weltfamilie ähnelt der Idee eines Weltbürgers. Doch wie lassen sich verschiedene fremde Welten miteinander vereinen? Laut Zygmunt Bauman geht dies nur, wenn nicht über Unterschiede hinweggesehen wird:

»Statt uns zu weigern, den Realitäten unserer Zeit, den mit dem Diktum ‚Ein Planet, eine Menschheit‹ verbundenen Herausforderungen ins Auge zu blicken, statt unsere Hände in Unschuld zu waschen und die störenden Unterschiede, Ungleichheiten sowie die selbst auferlegte Entfremdung auszublenden, müssen wir nach Möglichkeiten suchen, in einen engen und immer engeren Kontakt mit den anderen zu gelangen, der hoffentlich zu einer Verschmelzung der Horizonte führt, statt zu einer bewusst herbeigeführten und sich selbst verschärfenden Spaltung.«

Die Angst vor den anderen – Ein Essay über Migration und Panikmache aus dem Jahr 2016

Baumans Lösungsansatz heißt: Sich annähern und miteinander auseinandersetzen. Das obige afghanische Sprichwort sagt, Gäste sollen sich nicht als solche, sondern wie zuhause fühlen. Erst wenn ich mich zuhause fühle, bin ich frei, fühle ich mich unbeobachtet, kann ich mich wohlfühlen. Als Gast verstellt man sich. Man passt sich an die Gewohnheiten des Gastgebers an, denn ein Besuch ist normalerweise zeitlich begrenzt. Einen besonders »engen« Kontakt zu Gästen hat man aber erst, wenn man sie bei sich wohnen lässt. Erst dann muss man klären, wer wann morgens duscht, wer den Abwasch macht oder den Müll rausbringt. Erst dann teilt man sich den Wohn- und Lebensraum wirklich und lernt mit möglichen Problemen, die so ein Zusammenleben bringen kann, umzugehen. Baumans Utopie von der »Verschmelzung der Horizonte« kann funktionieren, wenn nicht mehr in Nationen, Geschlechtern, Osis oder Wessis geteilt wird. Wenn zuhause überall und jeder sein kann. Dabei soll man nicht über die Unterschiede und Ungleichheiten hinwegsehen, nicht »ausblenden«, was uns trennt, sondern den Blick darauf richten, was uns eint. •

BLA
 BLA
 BLA
 WAS ICH EIGENTLICH SAGEN WOLLTE...
 ÜBER DIE
 OBERGRENZE
 BLA
 BLA

TEXT JOHANNES HEIM

In der Regel wird an dieser Stelle der Subtext herausgearbeitet, der bei ziemlich jeder Politikeraussage mitschwingt. Direkt die Wahrheit auszusprechen, ist nicht üblich im Politikbetrieb. So ist bei der endlosen Diskussion um Flüchtlingswellen, Abschiebungen und was das Thema alles an Nebenschauplätzen mit sich bringt, nichts so viel diskutiert worden wie die Obergrenze. Was hier eigentlich diskutiert wird, muss aber gar nicht groß interpretiert werden. Ersetzen wir das Wort Obergrenze durch Fremdenhass, wird deutlich, worum es tatsächlich geht.

Horst Seehofer von der CSU hat sich in gefühlt tausend Reden zu diesem Thema immer wieder gleich geäußert: »Beim Interessenausgleich der beteiligten Parteien wird jeder etwas bekommen, und ich garantiere, dass wir den Fremdenhass durchsetzen. Ich werde von dieser Forderung in den Koalitionsverhandlungen nicht abrücken (...) Das wäre geradezu politischer Selbstmord.« So sprach Seehofer in einem Interview mit dem Handelsblatt. Mal ganz allgemein gesprochen: Wenn man an die CSU denkt, ist das nicht eine der ersten Sachen, die einem in den Sinn kommt? Es verwunderte die CSU offensichtlich nicht einmal, dass selbst die katholische Kirche in Bayern sie an das C und S im Parteinamen mit Nachdruck erinnern musste. Auch Angela Merkel antwortete dazu immer wieder gleich, z. B. im Juli diesen Jahres (von uns auch hier leicht angepasst): »Zu Fremdenhass ist meine Haltung klar: Das heißt, ich werde ihn nicht akzeptieren.«

Das Thema wurde ein dermaßen heißes Eisen, dass man so manchem Politiker der Linken und FDP auf Grund ge-

troffener Aussagen schon Nähe zur AfD unterstellte. Dabei hat man mit Chefdemagogen wie Seehofer in Deutschland schon genug zu tun. Wobei die FDP etwas geschicktere Formulierungen wählt als die CSU: »Es gibt kein Menschenrecht, sich seinen Standort auf der Welt selbst auszusuchen«, sagte Lindner gegenüber der Bild. Trotz Verschwurbelung könnte man dahinter aber wohl folgende Bedeutung vermuten: »Können wir bitte auch alle die abschieben, die nicht gerade vor Krieg geflohen sind?«

Aber bei der Zurückhaltung der meisten anderen EU-Staaten, sich bei der Flüchtlingsaufnahme zu engagieren, muss es einen nicht wundern, dass Deutschlands Politiker dieses Thema jede Woche aufs Neue auf der Agenda haben. Kleine Diktatoren wie Ungarns Orbán ließen schon mit arrogantester Süffisanz verlautbaren, dass die Flüchtlingskrise ja »kein europäisches Problem« sei, sondern »ein deutsches Problem«. Damit bestätigte man die Einschätzung Albrecht Meiers vom Tagesspiegel im Dezember 2017: Man hat es oftmals mit einem »Europa der Egoisten« zu tun.

Über Merkel kann man denken was man will, aber eines ist klar, es macht ihr kaum einer leicht, Europa zusammenzuhalten. Verbündete hat sie dabei wenige. Daher könnte der hier abschließende Satz, gesprochen vom evangelischen Präses Manfred Rekowski, auch von unserer Kanzlerin gekommen sein: »An einem Wochenende eine Obergrenze für populistische Parolen – das würde mir guttun.« •

DEIN PERSÖNLICHER

WELTRAUMBÜRGER/IN-PASS

ZUM SELBER AUSFÜLLEN

INTERGALAKTISCHER AUSWEIS FÜR ERDENBÜRGER (TERRESTRIER) INTERGALACTIC PASSPORT FOR EARTHLINGS (TERRESTRIANS)



NAME/NAMES

GEWÄHLTE BEZEICHNUNG/CHOSEN NAMES

SPEZIES/SPECIES

GALAXIE/GALAXY

GEBURTSDATUM IN SONNENZEIT
BIRTH DATE IN SUN TIME

TERRESTRISCHER GEBURTSORT
TERRESTRIAL BIRTH PLACE

TERRESTRISCHER WOHNORT
TERRESTRIAL RESIDENCE

CHEMISCHE ZUSAMMENSETZUNG
CHEMICAL COMPOSITION

Element	%
Sauerstoff/Oxygen (O)	56,1
Kohlenstoff/Carbon (C)	28,0
Wasserstoff/Hydrogen (H)	9,3
Stickstoff/Nitrogen (N)	2,0
Calcium/Calcium (Ca)	1,5
Chlor/Chlorine (Cl)	1,0
Phosphor/Phosphor (P)	1,0
Kalium/Potassium (K)	0,25
Schwefel/Sulphur (S)	0,2
Natrium/Sodium (Na)	<0,1
Magnesium/Magnesium (Mg)	<0,1

PASS-TYP/PASS TYPE

Weltraumbürger/in Space citizen

PASS CODE



AUSWEISNUMMER/PASS NUMBER

05KD2018 - _____

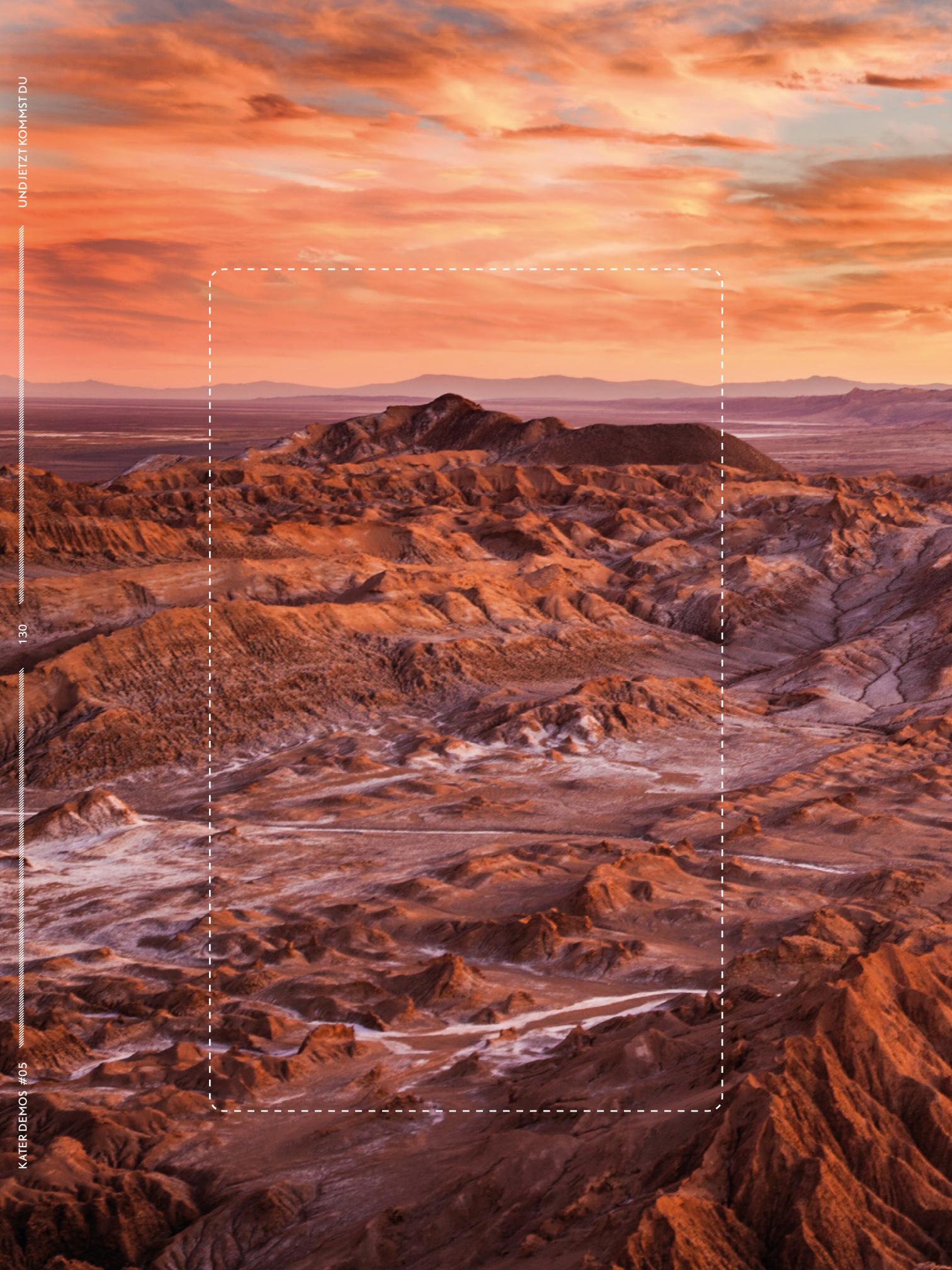
AUSSTELLUNGSDATUM/DATE OF ISSUE

01. April 2018 (kein Scherz!)

GÜLTIG BIS/EXPIRATION DATE

01. April 2099 (oder Ende der Galaxie)

UNTERSCHRIFT/SIGNATURE



D E N K A R I U M

Jedes Thema, das wir in der Redaktion und mit dem Team bearbeiten, stimmt auch uns selbst nachdenklich. Welchem Gedanken zur fünften Ausgabe haben wir besonders lange nachgehungen oder welcher hat uns selbst besonders bewegt? Die Beschäftigung mit einem Thema verändert manchmal auch einen selbst und man findet zu neuen Standpunkten und Ideen. Einen Blick in unsere Gedanken möchten wir daher mit Euch im Denkarium teilen.

DAS FREMDE

Zurzeit studiere ich in den USA, deshalb ist das Thema unserer neuen Ausgabe für mich besondere relevant. Fremd zu sein hat hier eine andere Bedeutung. Natürlich bin ich eine Fremde. Fast alle Menschen haben Vorfahren aus fremden Ländern, sind aber selbst in Ohio, Mississippi oder Kalifornien geboren. Das Bild der USA als »Melting Pot«, indem verschiedene Kulturen verschmelzen und etwas Neues geschaffen wird, ist weltweit sehr verbreitet. Allerdings erfasst es nicht die Situation, in der viele Menschen, besonders Afro-Amerikaner, die indigene Bevölkerung oder Hispano-Amerikaner in diesem Land leben. Institutionalisierte Rassismus und neue Formen der »Rassentrennung« sind omnipräsent. Das Kabinett des (noch) Präsidenten Donald Trump will ganzen Nationalitäten den Eintritt in die USA verwehren, aus Angst vor dem »Fremden«. Aufgrund solcher Beschlüsse erhalten diese Themen jedoch eine größere Bühne, wodurch auch international Debatten zur Fremdenfeindlichkeit stärker geführt werden. Danke, Trump?

–MARTHA, Redakteurin

Es bleibt bei Gregor Gysis Witz mit dem Keks, den ich nicht müde werde zu erzählen, bis ihn auch die Letzten von der AfD und CSU endlich verstehen werden. Wie, du hast über den rüber geblättert? Ich erzähle ihn gerne noch mal! Also: Sitzen ein Banker, ein Otto-Normal-Bürger und ein Geflüchteter um einen Tisch mit 20 Keksen. Nimmt der Banker sich 19 Kekse und sagt zum Otto-Normal-Bürger: »Ey du, pass mal besser auf, dass dir der Flüchtling deinen Keks nicht wegisst!«.

–ALEXANDER, Chefredakteur

Nichts ist so langweilig wie die bloße Gegenwart.

–ROMAN, Redakteur

Ich denke das Verhältnis zum Fremden ist ein starkes Produkt von Erziehung zu Hause und in der Schule. So kitschig das klingt, aber ich erinnere mich, dass meine Eltern mir immer Neugier und nicht Abneigung gegenüber vielem Fremdem schon mit auf den Weg gaben. Andere Religionen waren geheimnisvoll, anderes Essen versprach aufregende neue Eindrücke, andere Sprachen eröffneten einem die Welt mehr. Und ich würde sagen, dass ich in der Mehrheit der Fälle dadurch eher spannendes Neues als unangenehm Neues kennengelernt habe. Falls man sich heutzutage etwas mehr beim Fremdeln gegenüber Unbekanntem entdeckt als einem lieb ist, hilft es vielleicht, sich einfach einen Ruck zu geben. Ungeohnt wird es sicher, aber der Spaß und das Aufregende findet eben außerhalb der eigenen Komfortzone statt, wie der Volksmund weiß.

–JOHANNES HEIM, Redakteur

Es hilft, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Schließlich kann man sich ja sonst schon mal seinen Sarg aussuchen und einen Friedhofsplatz reservieren – mehr als Sterben bleibt einem nicht übrig. Gefreut hat mich daher, dass alle meine Freunde glauben, dass es Ost- und Westdeutschland irgendwann nicht mehr gibt – sondern nur noch ein Land. Es macht Mut, dass wir die Gräben zwischen unterschiedlichen Bundesländern und – letztlich – Menschen zuschütten können. Und das macht auch Mut für die ferne Zukunft, denn wenn wir als Menschheit diese kleinen Probleme lösen können, klappt das auch mit den größeren. Klar, einfach wird das nicht mit dem Klimawandel, der Armut und dem Kapitalismus. Aber hey – wir sind schon ziemlich weit gekommen, ein paar Mal sogar schon zum Mond. Also sollten wir, wenn wir uns wirklich anstrengen und zusammenarbeiten, es als Menschheit irgendwann schaffen, ein wirklich utopisches Leben für alle zu ermöglichen.

–JOHANNES HAHN, Redakteur

Sich mit Fremdem zu konfrontieren kann so schmerzhaft und heilsam sein, wie die Heimat zu verlassen. Es strengt an und kostet Wärme, klärt aber den Blick für das Neue: Der Fremde ist ein neuer Mensch, eine unbekannte Sprache und ein unbekannter Ort bringen die Teilchen in Bewegung. Nichts bietet dann Halt, man übergibt sich der Fügung. Sich selbst all diese Möglichkeiten zu verwehren, ist ein Verbrechen am Farbenreichtum des Lebens und wird mit Langeweile und Stillstand bestraft.

–BASTIAN, Gastautor

Auf einen Schlag an die 60 zusätzliche Verwandte aus aller Welt, von deren Existenz ich vorher keinen blasser Schimmer hatte. Ich war bereits ein Teenager, als meine Mutter ihren leiblichen Vater kennenlernte und damit dessen weit verzweigter Stammbaum plötzlich im Vorgarten meines Lebens stand. Auf dem ersten Familientreffen in Dublin fühlte ich mich extrem verloren und fremd. Nicht genug Sprachkenntnisse für die hauptsächlich englischsprachige Familie, ein fremdes Land und lauter erwachsene Menschen, die sich alle schon lange gut kennen. Doch der Eindruck täuschte, der Running Gag aller Gespräche auf jedem der alle zwei Jahre stattfindenden Treffen war und ist die Frage: Wie sind wir jetzt nochmal miteinander verwandt? Mein Halbonkel kreierte letztes Weihnachten sogar ein Memory-Spiel, auf den Karten abgebildet: Portraitfotos der Verwandtschaft. Man deckt zwei Karten auf und versucht deren Verbindung gemäß Stammbaum zu erklären. Das Spiel bleibt eine Weile bei einem Zweig der Familie und wird dann weitergeschickt. Ich bin darin mittlerweile schon fast so gut wie der Rest der Verwandtschaft! Aus Fremden ist doch noch Familie geworden. Und mein Englisch ist jetzt auch fließend.

–RICK, Illustrator

Ich war von je her fasziniert von Menschen und ganz besonders von welchen aus der Fremde. Meine Faszination galt ihren einzigartigen Fähigkeiten, anderen Traditionen, Erfahrungen und Anschauungen. Faszination kennt kaum Angst. Im Berlin der ehemaligen DDR wurde ich – gelenkig wie eine Gummipuppe – zur Leistungssportlerin im Geräteturnen gemacht. Vieles, was mir damals völlig fremd war, gehört heute zu meiner Realität und teilweise lieb gewordenen Gewohnheit. So bin ich zum Beispiel eine tantrische Yogini geworden. Mein Freund, ebenfalls eine Sportskanone, mehrfacher Weltmeister im Bodybuilding ist Schweizer, Südländer, türkischer Abstammung und Herkunft und ein großartiger Geschichtenerzähler. Was uns eint, ist vor allem unser Humor, unser Interesse an der Natur, sportlicher Betätigung und gesunder Lebensweise (er: fast vegetarisch, ich: fast roh-vegan) aber vor allem das miteinander sein Wollen und der daraus resultierende Wunsch, gemeinsam immer wieder neue Wege für ein gemeinsames, freudvolles und freies Leben zu finden.

–MARION, Lektorin

Mir ist bewusst geworden, welche Dimension der Klimawandel hat. In welchem Ausmaß wir dem Klima schaden, nicht nur hier in Deutschland durch die Kohleförderung. Sondern durch unsere Emissionen, die auch am anderen Ende der Welt Menschen dazu bringen, ihre Heimat zu verlassen, wenn ihre Inseln im Meer versinken. Was ist nur los mit uns, dass wir für die Tagebaue vor Ort so viel Natur zerstören und die anschließende Kohleverbrennung dem Klima der ganzen Welt schadet? Nur damit wir billigen Strom bekommen und Energiekonzerne mehr Gewinne machen? Sehr befremdlich.

–RAIMON, stellv. Chefredakteur

Auch wenn diese Ausgabe zeigt, was für ein offenes, vielfältiges und verschieden interpretierbares Themenfeld »Das Fremde« ist, bin ich in der Arbeit an dieser Ausgabe doch nur an der einen Thematik hängengeblieben, die mir – wie wahrscheinlich vielen anderen – bei dem Stichwort als erstes in den Sinn kam: Die Debatte um die sogenannte »Flüchtlingskrise« und dem dabei zu Tage tretenden Fremdenhass. Da über das Thema Geflüchtete in den letzten Jahren schon so viel gesagt und geschrieben wurde, war es enormes Glück, dass ich durch Zufall Anmar kennengelernt habe, der mir einen so spannenden, neuen Blickwinkel auf die Thematik offenbart hat und mich selbst wieder daran erinnert hat, wie oft man sein eigenes Schubladendenken hinterfragen muss. Er erinnert uns an das eigentlich Selbstverständliche: Auch in Syrien haben nicht alle Menschen die gleiche Haut- oder Haarfarbe, auch dort glauben nicht alle Menschen an Gott. Hierzu passt ein Zitat des Rechtswissenschaftlers Andreas Fiesahn, der im Januar auf einer Veranstaltung in Hamburg sagte: »Der Begriff vom homogenen Volk ist eine Illusion, die es nie gab und nur zur Ausgrenzung dient.« Das muss gesagt werden in einer Zeit, in der Menschen in Deutschland wieder »Wir sind das Volk« rufen und damit vor allem die adressieren, die ihrer Meinung nach nicht dazu gehören, in Zeiten von mehr und mehr rechter Macht in ganz Europa.

–YANNICK, Redakteur

»Das Fremde« gibt es nicht. Generalisierungen haben mich immer schon wahnsinnig gemacht. In Japan gesagt zu bekommen wie Europäer so sind, hat mich dann auch immer auf die Palme gebracht. Daher rührt mein Interesse immer schon an kollektiven Identitäten, wer fühlt sich zu wem zugehörig und wen will man ausschließen? Darum – gebt dem Fremden eine Chance!

–ANDREAS, Gastautor

Das Fremde ist für mich persönlich eines der spannendsten Themen, das wir bisher bei Kater Demos behandelt haben. Es ist extrem weit und regt jeden von uns zum Nachdenken an. Fremd kann so viel bedeuten, hat aber meist irgendwie einen negativen Beigeschmack. Für mich persönlich und für uns bei Kater Demos ist aber Konstruktives interessant und so habe ich selbst die Augen offen gehalten nach spannenden Projekten. Als ich dann auf dem letzten Future Day Anna Rosling Rönnlund habe reden hören, war mir sofort klar: Die will ich interviewen. Ihr Projekt Dollar Street und sie als Person finde ich nach wie vor sehr beeindruckend und spannend. Ebenfalls spannend für mich war es, mich auf die »dunkle« Seite der Macht zu begeben und mit einem AfD-Wähler zu reden. Für mich war die Ausgabe also sehr persönlich und hat meinen Horizont extrem erweitert. Ganz zu schweigen von den vielen anderen Artikeln, von denen ich noch nicht alle kenne.

–ELISA, Redakteurin

Das Gefühl, fremd zu sein, hat mich bisher immer begleitet. Es hilft, zu sehen, dass man nicht alleine ist. Jeder Mensch fühlt sich irgendwann fremd, ob im eigenen Körper oder in der U-Bahn. Es hilft, einfach mal die Perspektive zu ändern und sich zu fragen, wer die anderen um einen herum eigentlich sind.

–CHOLEDA, Redakteurin

Erkenntnisgewinn dieser Ausgabe: Man kann indogermanistische Begriffe, in meinem Fall *promó-, natürlich noch weiter in seine Einzelteile zerlegen. Sprachexperte Michael Solf, den ich interviewt habe, merkte dazu in der Word-Kommentarfunktion an: »Aber spätestens dann wären die ersten Leser wohl abgesprungen. Schon unsere Studenten schlafen dabei ein, wenn es keine Hardcore-Indogermanisten sind. ;-)« – und das wollten wir natürlich nicht, erst recht nicht in der (vorerst) letzten Ausgabe Kater Demos.

–ARNE, Redakteur



DAS ENDE

Diese ist (vorerst) unsere letzte – gedruckte – Ausgabe. Deshalb sammeln wir an dieser Stelle noch einige Gedanken über »das Ende«.

Auch wenn die nächste Kater-Demos-Ausgabe vielleicht etwas auf sich warten lässt, oder im Digitalen ihr neues Zuhause finden wird, bin ich überzeugter denn je, dass es neue Formen des Journalismus braucht.

Denn in der täglichen Hysterie der Nachrichten gehen viele wichtige Informationen unter. Wer jeden Tag die Tagesschau guckt, mag sich oberflächlich informiert fühlen, aber man sieht nur einen Ausschnitt aus der Welt. Denn Nachrichten zeigen vor allem die Abweichung von der Norm: Krisen, Katastrophen, Rücktritte. Aber verstehen wir damit wirklich, was in der Welt passiert? Wie sich unsere Arbeitswelt durch die Digitalisierung wandelt? Vor welchen aktuellen Herausforderungen unser Mediensystem steht? Wie umfangreich die heutigen Möglichkeiten staatlicher und privater Überwachung sind? Welche neuen Formen und Möglichkeiten es von Partizipation in der Demokratie von morgen gibt?

Kater Demos versuchte in den vergangenen Ausgaben genau diese Fragen zu beantworten, in dem wir auf »constructive journalism« gesetzt haben. Konstruktiver Journalismus bedeutet: Einzelne Informationen werden in größere Zusammenhänge gesetzt, interdisziplinär beschrieben und vor allem um Lösungsvorschläge ergänzt. Journalismus kann nämlich viel mehr, als nur berichten. Und Spaß machen darf er selbstverständlich auch. Ich würde mir mehr von solchem Journalismus wünschen, vielleicht sogar in der Tagesschau.

Bis es soweit ist, bin ich sehr dankbar ein Teil dieses großartigen, journalistischen Projekts zu sein. Und danke allen, die uns bis hierher begleitet haben. Die Zukunft wird gewiss utopisch!

–ALEXANDER, Chefredakteur

Ein Indie-Magazin zu machen ist wahrhaft utopisch! Einige haben sogar gemeint, wir seien wahnsinnig, als wir vor drei Jahren mit der ersten Ausgabe angingen. Im Nachhinein ist man ja immer schlauer – und so hätten wir vielleicht erst einmal die Finanzierung klären und ein paar Marketingleute an Bord holen können. Aber wir sind nun mal alle leidenschaftliche Journalisten und wollten direkt loslegen, statt noch länger zu warten. Und wie wir losgelegt haben! »In welchem Zustand befindet sich die Demokratie?« fragten wir damals im Editorial zu KD #01 und haben damit gleich am ganz großen Rad gedreht. Ob Arbeit, Medien, Überwachung oder nun das Fremde – mit jeder Ausgabe haben wir uns weiter entwickelt und sind stylicher, lustiger, mutiger, tiefgründiger, utopischer und katzenhaltiger geworden! Daher ist es zwar sehr schade, dass es nun einen Break gibt. Aber mit diesem tollen Team mache ich mir keine Sorgen um die Zukunft von Kater Demos. We'll be back!

–**RAIMON**, stellv. Chefredakteur

Neben dem Schreiben für den Kater ist inzwischen auch mein Hauptberuf im Print, nämlich im Marketingbereich einer Wochenzeitung. Seither erlebe ich an zwei Fronten, wie viel Arbeit es ist, wenn man regelmäßig ein fertiges Produkt in den Druck geben, dann unter die Leute bringen und zu allem Überfluss vor allem erstmal finanzieren muss. Und ich kann daher jetzt aus gleich zwei guten Erfahrungsquellen sagen, dass es echt harte Arbeit ist. Aber es wird immer Platz für das geben, was Print transportiert: Informationen jedweder Art, Hintergrundberichte, Essays und vieles mehr. Und wenn es irgendwann vielleicht nur noch ein Liebhabermedium ist, wenn man etwas Gedrucktes in die Hand nimmt, wird man weiterhin Geschriebenes konsumieren wollen. Und dann hoffentlich auch immer noch Kater Demos, wenn auch bis dahin eventuell dann digital.

–**JOHANNES HEIM**, Redakteur

Kater Demos war und ist nicht nur ein (utopisches) Politikmagazin, sondern eine Idee, eine Einstellung und ein Vorhaben, mit dem wir die Welt ein bisschen besser machen möchten. Deswegen wird es – in welcher Form auch immer – auf jeden Fall weitergehen!

–**STEFFEN**, Kreativdirektor

Ich freue mich auf die fünfte Ausgabe mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Denn das hier wird erstmal die letzte Printausgabe von Kater Demos sein. Über drei Jahre hat dieses Projekt, dieses Magazin mein Leben begleitet und ich es. Ich habe viele neue Freundschaften geschlossen und bin stolz, Teil eines großartigen Teams zu sein, das seit fünf Ausgaben ehrenamtlich konstruktiven Journalismus macht und das mit allem, was dazu gehört. Dabei war es sicher nicht immer leicht und, weiß Gott, Deadlines sind nicht mein Freund. Aber am Ende, wenn man das fertige Heft dann in den Händen hält: Das macht schon ziemlich viel wett. Ich möchte mich also an dieser Stelle für drei aufregende Jahre, Geduld und Kreativität, neue Horizonte, schlaflose Nächte und vor allem für viel Lachen bedanken und hoffe, wir konnten Euch, liebe Leser, viele schöne Kater-Stunden bescheren!

–**ELISA**, Redakteurin

Es ist das Ende einer Ära – könnte man meinen! Doch wir sind nicht vom Tisch. Auch wenn wir in Zukunft vielleicht nicht mehr als Print-Magazin auf ihm liegen, werden wir die Idee Kater Demos weiterdenken. Mal sehen, was passiert. Auf bald!

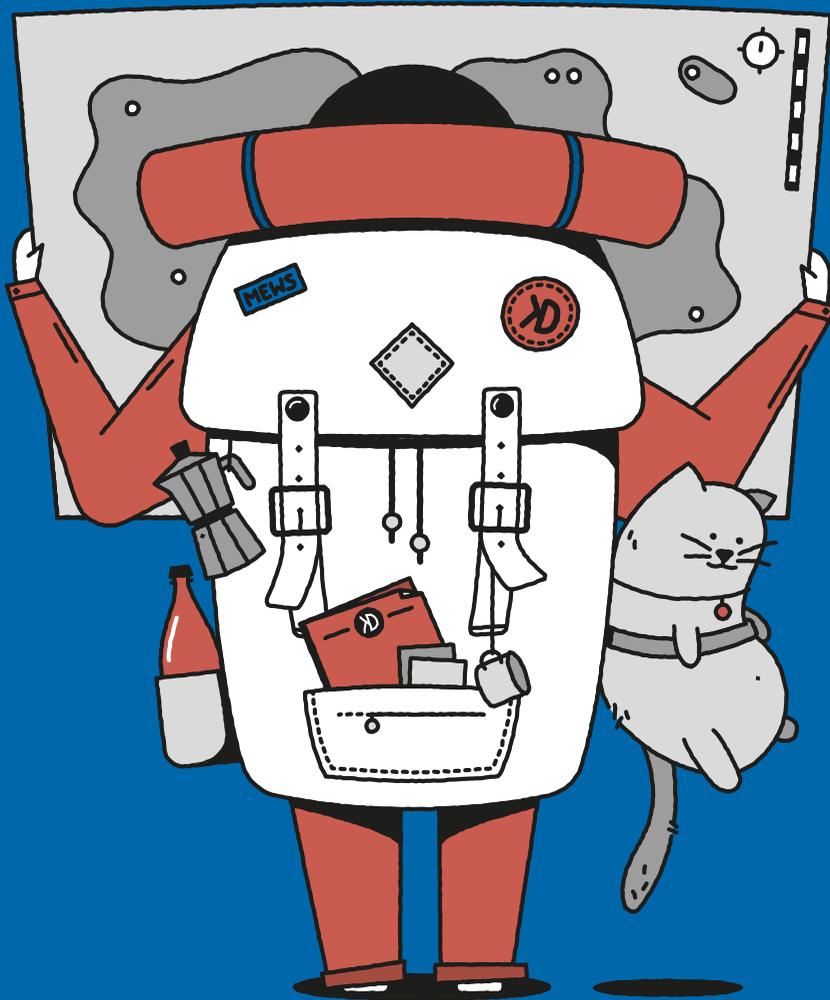
–**CHOLEDA**, Redakteurin

Es klingt kitschig, aber: Ich glaube nicht, dass Dinge wirklich ein Ende haben. Zumindest leben sie in uns Menschen weiter, in unseren Köpfen und Herzen. Die Printausgabe von Kater Demos war zweifellos oft anstrengend. Aber auch schön, wenn später alles fertig war. Mit Stolz kann ich durch die Seiten blättern und sagen: Das habe ich geschrieben! Und es wurde sogar veröffentlicht. Das kann ich nun nicht mehr. Aber vielleicht kann ich bald einen Link anklicken und denken: Das habe ich geschrieben! Und schon zehntausend Leute haben es angeklickt. Das ist auch schön. Und so, wie Katzen neun Leben haben sollen, hat Kater Demos auch noch einiges vor sich. Leben Nummer Zwei steht ja gerade mal in den Startlöchern!

–**JOHANNES HAHN**, Redakteur

UND JETZT KOMMST DU!

ILLUSTRATION PAUL STURM



JOHANNES

Eines ist sicher: Irgendwann fühlt sich jeder fremd. Aber wenn länger auf der Welt sein eines lehrt, dann, dass man nie ganz allein ist. Egal ob Du eine nicht-heteronormative sexuelle Ausrichtung hast oder spezielle Hobbies wie unbedingt ein Printmagazin herausbringen zu wollen: Es gibt jemanden, der ist wie Du. Wenn es im Alltag nicht klappt, dann kann man dank des Internets eigentlich immer jemanden finden, der einen versteht. Daher nicht verzagen, sondern versuchen!

BASTIAN

Eine Zufallsbekanntschaft konfrontierte mich erstmals mit dem Thema Trans*. Ich betrachtete das fremde Themenfeld mit all seinen Facetten und Ausläufern, und wurde wütend: Die Ungerechtigkeit kann ich jetzt nicht mehr »nicht-sehen«! Die deutschen Richter bestehen seit Jahren auf die Nivellierung des veralteten Transsexuellengesetzes, und die deutschen Regierungen stellen sich genauso lange taub und blind. Jeden Tag werden verfassungswidrige Gutachten erstellt und deutschen Bürgern bleibt die Selbstbestimmung versagt, weil das Wort einer Hebamme mehr zählt als ein Leben mit dem falschen Geschlecht. Das sind keine Luxusprobleme, das ist kein Orchideenzüchten, sondern eine sträfliche Menschenrechtsverletzung in unserem gelobten Deutschland. Spätestens mit Vollendung des 14. Lebensjahres sollten diese Vorgänge auch ohne das Mitwirken eines gesetzlichen Vertreters möglich sein: Ab diesem Alter sind Deutsche verpflichtet, die Verantwortung für eigene Entscheidungen zu übernehmen, und dies muss auch für identitätsbezogene Entscheidungen gelten. Es ist höchste Zeit, aus dieser Pflicht auch ein Recht zu erwirken.

MARTHA

Besonders in großen Städten leben wir häufig sehr isoliert. Man nickt sich im Treppenhaus kurz zu und verschwindet dann jeweils in seiner Wohnung. Wie wäre es, wenn Ihr nach der Lektüre dieses Hefts zum Thema »Das Fremde« aufsteht und an die Tür dieses einen Nachbarn klopft, der Euch eigentlich schon immer recht sympathisch war, den Ihr aber noch nie angesprochen habt? Im schlimmsten Fall wisst Ihr danach, wen Ihr auf dem Flur meiden solltet. Im besten Fall findet Ihr jemanden, der auch mal Eure Pflanzen gießt und mit dem man ein nettes Gespräch führen kann.

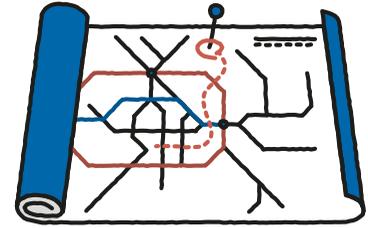
ROMAN

Wer sich gerne mehr mit Zukunftsfragen auseinander setzen will, dem empfehle ich immer TED Talks. Auf Youtube anzuschauen oder für unterwegs auf der Podcast-App. Dort findet sich ein mittlerweile riesiger Fundus an inspirierenden Aussichten und Ideen auf die Zukunft. Weil es auch gut ist zu wissen, wo wir herkommen, zum Start Yuval Hararis Ted Talk: »Why humans run the world«. Viel Spaß!

TED Talk von Yuval Hararis: »Why humans run the world«

ALEX

Geh doch mal fremd! Ja, richtig. Ich rufe Dich zum Fremdgehen auf! Ist ja unerhört? Ist es! Geh doch mal fremd – zum Beispiel in deinem Kiez! Teste eine neue, nice Ecke aus, die du noch nicht kennengelernt hast. Vielleicht ja den Libanesen, von dem immer alle so schwärmen, in den Du Dich noch nicht reingetraut hast. Gehe fremd, indem Du wildfremde Menschen auf der Straße ansprichst, um sie in ein Gespräch zu verwickeln. Wer weiß, vielleicht lernst Du so deinen neuen Best Buddy kennen. Geh doch mal fremd und fahre als Berliner vielleicht in den C-Tarifbereich! Da gibt es tolle Seen und den kantigen, aber herzlichen Charme des Umlandes. Geh Deiner Sprache fremd und lerne eine Neue. Geh Deiner Kultur fremd und erweitere Deinen Horizont. Denn jede Erfahrung, die uns aus dem ewiggleichen Bekannten reißt, ist in den meisten Fällen ein richtig, toller, neuer Erfahrungsschatz. Geh doch mal fremd und habe so viel Vertrauen in Deinen Partner, dass Ihr eine offene Beziehung versucht. Oh je, warte, Moment mal, das ist dann vielleicht doch ein anderes Thema! Aber hey – nur Mut!



RICK

Das Fremde fängt an, wo die Komfortzone aufhört: Tanze durch die Crowd eines Konzerts einer Dir unbekanntem Band. Biete Deine Wohnung bei Couchsurfing an. Bestelle im Restaurant ein Essen nach beliebiger Speisekartennummer, ohne zu gucken, was es ist. Beginne ein Gespräch in der U-Bahn mit jemandem, der Dir sympathisch erscheint. Kauf das aktuell günstigste Zugticket und fahr einfach los, egal in welche Stadt. Oder putz Dir einfach mal mit der anderen Hand die Zähne.

ANDREAS

Auch wenn es manchmal schwierig ist, geht auf Menschen zu. Hinterfragt auch Euren Freundes- und Bekanntenkreis und versucht aktiv, Leute kennenzulernen, die da nicht so sehr vertreten sind. Setzt Euch ein für Asyl- und Hilfesuchende. Menschen nerven manchmal echt wahnsinnig, aber die Ausnahmen zu suchen und zu finden, ist das Schönste, was man machen kann.

Laut der Internationalen Organisation für Migration (IOM) sind auch 2017 wieder mehr als 3.000 Menschen bei dem Versuch gestorben, das Mittelmeer zu überqueren. Die Europäische Union (Friedensnobelpreisträgerin, Anm. der Red., wat ham wir gelacht) tut nicht nur selbst zu wenig, um diesen Menschen zu helfen, sie finanziert auch die sogenannte lybische »Küstenwache«. Die besteht teilweise aus Warlords und behindert immer wieder aggressiv Rettungsaktionen und ist damit für weitere Todesfälle direkt verantwortlich. Die Einzigen, die mit aller Macht versuchen, das Sterben im Mittelmeer in Grenzen zu halten, sind die freiwilligen Helfer der NGOs. Und jetzt kommst Du: Unterstütze die wichtige Arbeit der NGOs mit Deiner Spende. Gegen die Abschottungspolitik der EU. Gegen das sinnlose Sterben im Mittelmeer. Um es mit den Worten von Sea-Watch zu sagen: Ein Menschenleben ist unbezahlbar, Seenotrettung nicht!

Sea Watch e.V.: sea-watch.org

Jugend Rettet e.V.: jugendrettet.org

SOS Mediterranee e.V.: sosmediterranee.org

Ärzte ohne Grenzen e.V.: link.katerdemos.de/aerzte

YANNICK

MARION

Oft ticke ich (noch) nicht ganz richtig. Ja, ich ticke nicht immer so, wie ich es selbst für ideal halten würde. Wie ich die Welt mit allem Fremden und Vertrauten begreife, analysiere, verstehe oder bewerte und auf sie reagiere, hat nur mit mir selbst zu tun. Unser alles kontrollierender Verstand ist ein Ergebnis der Konditionierungen vergangener Tage. Was wir von der Welt da draußen wahrnehmen, hängt von unseren Sinnesorganen ab. Wie wir sie emotional färben, hat nicht zuletzt auch mit unserer Körperchemie zu tun und mit unseren Konditionierungen. Das gilt auch für die Frage, was uns trennt und was uns eint. Wenn ich mir nun meines enormen Einflusses auf mich selbst und die Welt um mich herum bewusst bin, kann ich zum Beispiel verantwortungsvoll meine eigenen bunten und freudvollen und grenzenlosen (neuen!) Konditionierungen gestalten. Und jetzt kommst du...

Wie funktioniert »Andersartigkeit«? Wer verstehen will, warum wir manche Dinge oder Menschen eher akzeptieren und andere ablehnen, sollte sich Klassiker von Edward Said (»Orientalismus«) und Pierre Bourdieu (»Die feinen Unterschiede«) zu Gemüte zu führen. Damit lässt sich begreifen, wie »Befremdung« hergestellt und bewertet wird. Wer es etwas leichter mag, kann es mit der Mockumentary »Das Fest des Huhns« probieren. Hierin begibt sich ein afrikanisches Forschungsteam 1992 auf Expedition nach Oberösterreich und bringt sensationelle Erkenntnissen zu modernen Tieropfern mit.

Edward Said (1978): Orientalismus

Pierre Bourdieu (1979): Die feinen Unterschiede

Pierre Bourdieu (1992): »Das Fest des Huhns«

SYLVIA

RAIMON

Die Zeit der kleinen Schritte ist eigentlich vorbei. Trotzdem kann jeder Einzelne etwas tun, um CO₂-Emissionen zu sparen. Bei der nächsten Fahrt kannst Du einfach Bus, Bahn, Fahrrad oder ein Elektroauto benutzen. Du kannst zu einem Ökostromanbieter wechseln, der auf Kohlestrom verzichtet. Wichtig ist auch, Druck auf die Entscheider auszuüben, denn die Folgen des Klimawandels verlangen große politische Veränderungen. Oder Du nimmst an der nächsten Aktion von Ende Gelände teil und zeigst damit, dass Du mit der aktuellen Politik nicht einverstanden bist.

Kampagne von Ende Gelände: ende-gelaende.org

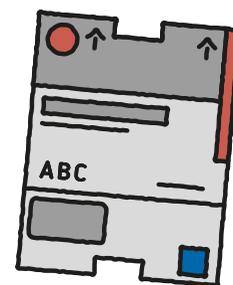
Aktionsbündnis Zukunft statt Braunkohle: zukunft-statt-braunkohle.de

Denkfabrik Agora Energiewende: agora-energiewende.de

Bündnis Strukturwandel jetzt: strukturwandel-jetzt.de

Bürgerinitiative Pro Pödelwitz: pro-poedelwitz.de

Bündnis Pödelwitz bleibt!: bund-sachsen.de/poedelwitz-bleibt



ELISA

Fremde zu Freunden machen geht am leichtesten über gemeinsame Interessen. Bei MeetUp.com kannst Du Deine Interessen hinterlegen, an Veranstaltungen teilnehmen oder selbst welche erstellen. So kannst Du Dich in dem für Dich interessanten Bereich weiterbilden und gleichzeitig viele neue Leute kennenlernen.

MeetUp.com

JEDER

WAR AUCH

FREMDER.





BEKANNT

EINMAL EIN



ALEXANDER
Chefredakteur



ANNE
Eventmanagerin



ARNE
Redakteur



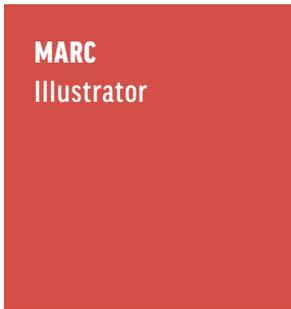
CHOLEDA
Redakteurin



ELISA
Redakteurin



JOHANNES
Redakteur



MARC
Illustrator



MARION
Lektorin



JANA
Illustratorin



RAIMON
Stellv. Chefredakteur



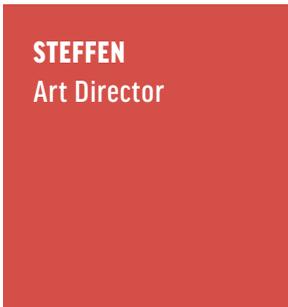
ROMAN
Redakteur



SIMA
Bildredakteurin



SILVA
Eventmanagerin



STEFFEN
Art Director



SYLVIA
Redakteurin

DANKE.

DIE SCHNELLSTEN WEGE ZU UNS

Für alle, die Artikel kommentieren wollen:
redaktion@katerdemos.de

oder an die Verlags- und Redaktionsadresse:
 Kater Demos, Frankfurter Allee 43, 10247 Berlin

Wir freuen uns über Eure Zuschriften. Je kürzer, desto höher die Chance, dass sie auch veröffentlicht werden. Bitte nenne Deinen kompletten Namen und Wohnort, den würden wir zu Deinem Leserbrief abdrucken. Die Redaktion behält sich vor Leserbriefe zu kürzen.

Für alle, die eine Frage zu einem Artikel haben:
 Betrifft sie einen bestimmten Artikel, erreichst Du unsere Redakteure direkt. Unsere Mailstruktur ist einfach:
vorname@katerdemos.de

Für Leser, die ein Einzelheft bestellen möchten:
 Schaut vertrauensvoll in unseren Online-Store vorbei:
shop.katerdemos.de

Für Leser, die ein Abonnement bestellen möchten:
abo@katerdemos.de

Wir haben ein super tolles Abo: das Growing Cat Supporter Abo. In dem stecken unsere ersten Ausgaben »Demokratie«, »Arbeit«, »Medien« und »Überwachung«. Das Abo kostet je nach enthaltenen Ausgaben zwischen 37 und 59 Euro und ist in unserem Online-Store (shop.katerdemos.de) erhältlich. Für kommende Ausgaben haben wir derzeit kein Abo, wir grübeln nämlich gerade, wie wir digitaler werden können. Lasst euch überraschen!

Für alle, die uns online folgen möchten:
 Ihr findet uns auf den gängigen Plattformen:
facebook.com/katerdemos
instagram.com/katerdemos
twitter.com/katerdemos
 oder auf unserer Webseite katerdemos.de, dort könnt ihr euch auch in unseren utopischen Newsletter eintragen.

Für alle, die sich fragen, wo die Digitalausgabe bleibt:
 Die Redaktionskatze programmiert bereits. Leider hat sie Polinistik und Kulturwissenschaft anstatt Informatik studiert und braucht etwas länger als gedacht. Nur Geduld. Du magst ihr programmieren helfen? Ja gerne, schreib uns:
info@katerdemos.de

We are proud to be an Indiemag.

Ein großer Dank geht an alle Menschen, die dieses Magazin auf Startnext möglich gemacht haben.

Du willst erfahren, wann die nächste Ausgabe kommt? Folge uns im Newsletter – den findest du auf katerdemos.de

IMPRESSUM

HERAUSGEBER
 Kater Demos Verlag

CHEFREDAKTEUR
 Alexander Sänglerlaub (V.i.S.d.P.)

REDAKTION
 Elisa Bilko, Martha Grasmeyer, Yannick von Eisenhart Rothe, Johannes Hahn, Johannes Heim, Choleda Jasdany, Sylvia Lundschien, Raimon Klein (stellv. Chefredakteur), Roman Obst, Rick Palm, Arne Siegmund, Viviane Stroede

GASTAUTOREN IN DIESER AUSGABE
 Andreas Eder, Bastian Peters

LEKTORAT
 Benjamin Birkner, Andreas Eder, Cilly Kurkhaus, Thomas Mautrich, Christiane Mehlig, Regina Pirogoff, Berit Rohde, Marion K. Sänglerlaub (Leitung), Lea Schönborn, Christina Spitzmüller, Viviane Stroede, Enrico Wagner

KREATIVDIREKTOR
 Steffen Gorski

FOTOGRAFIE
 Sima Ebrahimi (Leitung), Catherine Evans, Annika Mechelhoff, Piotr Pietrus, Marcus Wojatschke

ILLUSTRATION
 Marco Armbruster, Marika Haustein, Marc Heinrich, Heidrun Kleingries, Richard Klippfeld, Rick Palm, Anne Selling, Anni Stelke, Frederick Strasche, Volker Sträter, Paul Sturm, Jana van Thiel, Christina Wiesen

GESTALTUNG UND SATZ
 Steffen Gorski

EVENTS
 Silva Moderzinski, Anne Schulze

VERTRIEB
 Elisa Bilko, Alexander Sänglerlaub, Anne Schulze

SUPPORT UND DANK
 Florian Schulz (Videodreh Crowdfunding), Tina Kempf (Schnitt Crowdfundingvideo)

GESCHÄFTSFÜHRUNG
 Alexander Sänglerlaub, Franziska Teubert

DRUCK
 Königsdruck GmbH
 Alt-Reinickendorf 28
 13407 Berlin
 Ein ♡ an Désirée Eiben & Ingrid Hartwig

Dieses Magazin wurde auf Recyclingpapier gedruckt.

REDAKTIONS- UND VERLAGSSITZ
 Kater Demos Verlag UG (haftungsbeschränkt)
 Frankfurter Allee 43
 10247 Berlin

BANKVERBINDUNG
 Holvi, IBAN: FI41 7997 7997 0545 93, BIC: HOLVFIHH

MAGAZINPREISE
 Einzelheft: 11,90 Euro in Deutschland (13,90 Euro in Österreich, 18,80 SFR in der Schweiz, 14,30 Euro in Luxemburg), Abonnement (für alle bisher erschienenen Ausgaben): 59 Euro, Auslandspreise auf Anfrage (abo@katerdemos.de), das Abonnement ist jederzeit kündbar.



» Kater Demos ist der Hoffnungsträger der deutschen Politblätter. «
Treibstoff

» Womöglich würde Bernie Sanders, wäre er des Deutschen mächtig,
auch Kater Demos lesen. «

Süddeutsche Zeitung

» So geht Print heute!"

Werben & Verkaufen

» Kater Demos ist ein ernsthaftes Heft. Es eignet sich nicht für die
Badewannen-Blätterlektüre, sondern will eher tagelang im Rucksack
herumgetragen, zergrübelt und mit Eselsohren versehen werden. «

Süddeutsche Zeitung

» Mit Kater Demos ist der Markt um ein wunderbares
Politikjournal reicher geworden. «

Der Freitag



D 11,90€ | A 13,90€ | CH 18,80 SFR | LUX 14,30€